Gustav Meyrink

Gesammelte Werke

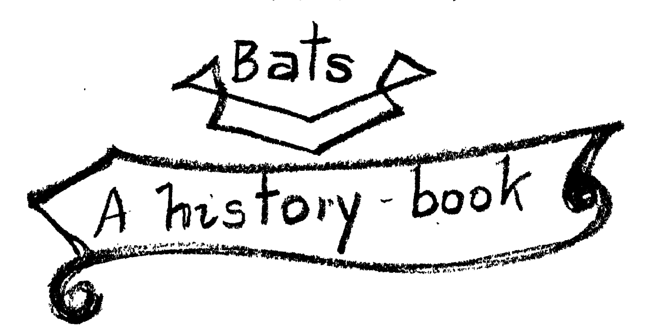
Sechster Band

Kurt Wolff Verlag
Leipzig

Gustav Meyrink

Fledermäuse

Ein Geschichtenbuch



Kurt Wolff Verlag
Leipzig



Einunddreißigstes bis vierzigstes Tausend

Druck von E. Haberland in Leipzig

Kapitelverzeichnis

Anhang:

Meister Leonhard

Unbeweglich sitzt Meister Leonhard in seinem gotischen Lehnstuhl und starrt mit weitoffenen Augen geradeaus.

Der Flammenschein des lodernden Reisigfeuers in dem kleinen Herd flackert über sein härenes Gewand, aber der Glanz kann nicht haften bleiben an der Regungslosigkeit, die Meister Leonhard umgibt, gleitet ab von dem langen weißen Bart, dem gefurchten Gesicht und den Greisenhänden, die in ihrer Totenstille mit dem Braun und Gold der geschnitzten Armlehnen wie verwachsen sind.

Meister Leonhard hält seinen Blick zum Fenster gekehrt, vor dem mannshohe Schneehügel die ruinenhafte halbversunkene Schloßkapelle umgeben, in der er sitzt, aber im Geiste sieht er hinter sich die kahlen, engen, schmucklosen Wände, die ärmliche Lagerstätte und das Kruzifix über der wurmstichigen Tür, — sieht den Wasserkrug, den Laib selbergebackenen Bucheckernbrotes und das Messer daneben mit dem gekerbten Beingriff in der Ecknische.

Er hört, wie draußen die Baumriesen krachen unter dem Frost, und sieht die Eiszapfen im grellen schneidenden Mondlicht herabfunkeln von den weiß=

beladenen Ästen. Er sieht seinen eigenen Schatten hinaus durch den Spitzbogen des Fensters fallen und mit den Silhouetten der Tannen auf dem glitzernden Schnee ein gespenstisches Spiel treiben, wenn das Feuer der Kienspäne im Ofen die Hälse reckt oder sich duckt — dann wieder sieht er ihn plötzlich zusammengeschrumpft wie zu einer Bocksgestalt auf schwarzblauem Thron und die Knäufe des Lehnstuhls als Teufelshörner über spitzigen Ohren.

Ein altes buckliges Weib aus dem Weiler, der stundenweit, jenseits der Moorheide tief unten im Tale liegt, humpelt mühsam durch den Wald herauf und zieht einen Handschlitten mit dürrem Holz; erschreckt glotzt sie in den blendenden Lichtschein und begreift nicht. Ihr Blick fällt auf den Teufelsschatten im Schnee, — sie erfaßt nicht, wo sie ist und daß sie vor der Kapelle steht, von der die Sage geht, der letzte gegen den Tod gefeite Sprosse eines fluchbeladenen Geschlechtes hause darin.

Voll Entsetzen schlägt sie das Kreuz und hastet mit wankenden Knien zurück in den Wald.

Meister Leonhard folgt ihr eine Weile im Geiste auf dem Weg, den sie nimmt. Er kommt an den brandschwarzen Trümmern des Schlosses vorüber, in dem seine Jugend verschüttet liegt, aber es berührt ihn nicht, alles ist ihm Gegenwart, leiblos und klar wie ein Gebilde aus farbiger Luft. Er sieht

sich als Kind unter einer jungen Birke mit bunten Kieseln spielen und sieht sich zu gleicher Zeit als Greis vor seinem Schatten sitzen.

Die Gestalt seiner Mutter taucht vor ihm auf mit den ewig zuckenden Gesichtszügen; alles an ihr bebt in beständiger Unruhe, nur die Haut ihrer Stirn ist unbeweglich, glatt wie Pergament und straff über den runden Schädel gespannt, der gleich einer fugenlosen Elfenbeinkugel das Gefängnis eines summenden Fliegenschwarms unsteter Gedanken zu sein scheint.

Er hört das ununterbrochene, keine Sekunde pausierende Rascheln ihres schwarzen seidenen Kleides, das wie das nervenaufpeitschende Schwirren von Millionen Insektenflügeln die Räume des Schlosses erfüllt, durch Boden- und Mauerritzen dringt und Mensch und Tier den Frieden raubt. Selbst die Dinge stehen unter dem Bann ihrer schmalen, immer befehlsbereiten Lippen, sind beständig wie auf dem Sprung, und keines wagt, sich heimisch zu fühlen. Sie kennt das Leben der Welt nur vom Hörensagen, über den Zweck des Daseins nachzuforschen, hält sie für überflüssig und für eine Ausrede der Faulheit; wenn nur von früh bis spät ein zweckloses ameisenhaftes Umherrennen im Hause herrscht, ein sinnwidriges Da- und Dorthinstellen von Gegenständen, ein fiebriges Sichmüdemachen

bis in den Schlaf hinein und ein Zermürben ihrer Umgebung, glaubt sie ihre Pflicht gegen das Leben zu erfüllen. Nie kommt ein Gedanke in ihrem Hirn zu Ende, kaum entsteht er, wird er schon zu hastiger, zweckloser Tat. Sie ist wie der vorwärtshaspelnde Sekundenmesser einer Uhr, der in seiner Zwergenhaftigkeit sich einbildet, daß die Welt ins Stocken gerät, wenn er nicht dreitausendsechshundertmal zwölfmal des Tages im Kreise herumzappelt, voll Ungeduld die Zeit in Staub zu zerfeilen, und es nicht erwarten kann, daß die gelassenen Stundenzeiger die langen Arme heben zum Schlag auf die Glocke.

Oft mitten in der Nacht reißt die Besessenheit sie aus dem Bette, und sie weckt die Dienerschaft: die Blumentöpfe, die in unabsehbaren Reihen auf den Fenstersimsen stehen, müssen sogleich begossen werden; sie ist sich nicht klar über das „warum", es genügt, sie „müssen" begossen werden. Niemand wagt ihr zu widersprechen, jeder wird stumm angesichts der Erfolglosigkeit, mit dem Schwert des Verstandes gegen ein Irrlicht kämpfen zu wollen.

Nie fängt eine Pflanze Wurzel, denn täglich setzt sie sie um, niemals lassen sich die Vögel auf dem Dach des Schlosses nieder, in Scharen durchkreuzen sie in dunklem Wandertrieb den Himmel, schwenken hierher und dorthin, aufwärts und abwärts, bald zu

Punkten werdend, bald breit und flach wie schwarze flatternde Hände.

Selbst in den Sonnenstrahlen ist ein ewiges Zittern, denn immer herrscht Wind und verweht ihr Licht mit jagenden Wolken; es geht ein Schwanken und Zausen von früh bis abend, von abend bis früh durch die Blätter und Zweige der Bäume, und nie kommen Früchte zur Reife, — schon der Mai bläst alle Blüten davon. Die Natur ringsum ist krank von der Unrast im Schlosse.

Meister Leonhard sieht sich vor seiner Rechentafel sitzen, er ist zwölf Jahre alt, drückt die Hände fest an die Ohren, um das Schlagen der Türen und das unablässige Treppauf-Treppab der Mägde nicht zu hören und das Schrillen der Stimme seiner Mutter, — es nützt nichts: die Ziffern werden eine Herde wimmelnder, boshafter, winziger Kobolde, laufen ihm durchs Hirn, durch Nase, Mund und Augen aus und ein und machen sein Blut rasen und seine Haut brennen. Er versucht's mit dem Lesen, — umsonst, die Buchstaben tanzen vor seinen Blicken: ein nicht zu fassender Mückenschwarm. — „Ob er seine Aufgabe denn immer noch nicht kann?" schrecken ihn die Lippen der Mutter auf; sie wartet die Antwort nicht ab, ihre irren wasserblauen Augen suchen in allen Ecken, ob nicht irgendwo Staub liegt; Spinnweben, die nicht da sind, müssen mit Besen abgekehrt,

Möbel umgestellt, hinaus- und wieder hereingerückt, Schränke zerlegt und nachgesehen werden, damit sich keine Motten einnisten, man schraubt die Tischbeine ab und wieder an, Schubladen fliegen auf und zu, man hängt die Bilder um, reißt Nägel aus den Wänden und schlägt sie daneben ein, die Dinge geraten in Tobsucht, der Hammer fliegt vom Stiel, Leitersprossen brechen, Kalk bröckelt von der Decke, — der Maurer soll sofort kommen! — Wischtücher klemmen sich ein, Nadeln fallen aus der Hand und verstecken sich in Dielenritzen, der Wachthund im Hof reißt sich los, kommt mit klirrender Kette herein und rennt die Stehuhr über den Haufen; der kleine Leonhard bohrt sich von neuem in sein Buch und beißt die Zähne zusammen, um einen Sinn zu erhaschen aus den schwarzen krummen Haken, die da drin hintereinander herlaufen, — er soll sich anderswo hinsetzen, der Sessel muß ausgeklopft werden; er lehnt sich, das Buch in der Hand, ans Fensterbrett, — das Fensterbrett muß gewaschen und weiß gestrichen werden; warum er denn überall im Weg ist? Und ob er seine Aufgabe jetzt endlich kann? Dann fegt sie hinaus; die Mägde müssen alles liegen und stehen lassen und rasch ihr nach und Schaufeln, Äxte und Stangen holen für den Fall, daß im Keller Ratten sind.

Das Fensterbrett ist halb gestrichen, von den

Stühlen fehlen die Sitze und das Zimmer gleicht einem Trümmerhaufen; ein dumpfer, grenzenloser Haß gegen die Mutter frißt sich in das Herz des Kindes. Jede Faser in ihm lechzt nach Ruhe; es sehnt die Nacht herbei, aber selbst der Schlaf bringt ihm die Stille nicht, wirre Träume halbieren seine Gedanken, so daß aus einem zwei werden, die ein- ander jagend verfolgen und nie erreichen; die Mus- keln können sich nicht entspannen, der ganze Körper ist in beständiger Abwehrstellung gegen blitzartig hereinbrechende Befehle, das oder jenes Sinnlose vollbringen zu sollen.

Die Spiele während des Tages im Garten ent- springen nicht jugendlicher Lust, die Mutter ordnet sie an ohne Verständnis, wie alles, was sie tut, um sie in der nächsten Minute zu unterbrechen; ein längeres Beharren bei einer Sache erscheint ihr als Stillstand, gegen den sie glaubt ankämpfen zu müssen wie gegen den Tod. Das Kind traut sich nicht vom Schlosse weg, bleibt immer in Hörweite, es fühlt: es gibt kein Entrinnen, ein Schritt zu weit und schon fällt ein lautes Wort aus den offenen Fenstern herab und hemmt den Fuß.

Die kleine Sabine, ein Bauernmädchen, das unten beim Gesinde wohnt und ein Jahr jünger ist als er, sieht Leonhard nur von weitem. Und gelingt es ihnen, einmal für kurze Minuten zusammenzukom-

men, reden sie in hastigen abgerissenen Sätzen, so wie Leute, die von sich begegnenden Schiffen einander eilige Worte zurufen.

Der alte Graf, Leonhards Vater, ist lahm auf beiden Füßen, er sitzt den ganzen Tag im Rollstuhl in seinem Bibliothekzimmer, stets im Begriffe zu lesen; aber auch hier ist keine Ruhe, stündlich wühlen die nervösen Hände der Mutter in den Büchern, stauben sie ab und schlagen sie mit den Deckeln aneinander, Merkzeichen flattern auf den Boden, Bände, die heute hier stehen, stehen morgen hoch oben auf den Borden oder türmen sich zu Bergen, wenn plötzlich die Tapeten hinter den Gestellen mit Brot oder Bürsten abgerieben werden sollen. Und ist die Gräfin für eine Zeit in den andern Räumen des Schlosses, so steigert sich nur die Qual des geistigen Wirrwarrs durch das nagende Gefühl der Erwartung, daß sie jeden Augenblick unversehens zurückkommen kann.

Abends, wenn die Kerzen brennen, schleicht sich der kleine Leonhard zu seinem Vater, um ihm Gesellschaft zu leisten, aber es kommt zu keinem Gespräch; wie eine Glaswand, durch die hindurch eine Verständigung unmöglich ist, steht es zwischen ihnen; zuweilen öffnet der Alte, als fasse er gewaltsam den Entschluß, seinem Kinde etwas Wichtiges, Einschneidendes zu sagen, mit einem erregten Vorneigen

des Gesichtes den Mund, aber immer bleiben ihm die Worte in der Kehle stecken, er schließt die Lippen wieder, fährt nur stumm und zärtlich mit der Hand über die glühheiße Stirne des Knaben, aber seine Blicke flackern dabei zur Türe hin, die jeden Augenblick eine Störung bringen kann.

Dumpf ahnt das Kind, was in der alten Brust vorgeht, daß es Übervollsein des Herzens und nicht Leere ist, die die Zunge seines Vaters stumm macht, und wieder steigt ihm der Haß gegen die Mutter bitter zum Halse hinauf, die es in Gedanken mit den tiefen Furchen und dem verstörten Ausdruck des Greisengesichtes in den Kissen des Rollstuhls in unklare Verbindung bringt; ein leiser Wunsch, man möge eines Morgens die Mutter tot im Bette finden, wird in ihm wach, und zu der Folter beständiger innerer Unruhe treten die Qualen eines höllischen Wartens, — es belauert im Spiegel ihre Züge, ob sich keine Spur von Krankheit in ihnen zeigt, beobachtet ihren Gang voll Hoffnung, die Zeichen beginnender Müdigkeit zu entdecken. Aber eine unerschütterliche Gesundheit belebt die Frau, sie kennt kein Schwachsein, scheint immer neue Kraft zu bekommen, je mehr die Menschen in ihrer Nähe siech und schlaff werden.

Von Sabine und der Dienerschaft erfährt Leonhard, daß sein Vater ein Philosoph ist, ein Weiser,

und daß in den vielen Büchern lauter Weisheit steht, und er faßt den kindlichen Entschluß, die Weisheit zu erringen, — vielleicht fällt dann die unsichtbare Schranke, die ihn von seinem Vater trennt, und die Furchen werden wieder glatt, das gramvolle Greisengesicht wieder jung.

Aber niemand kann ihm sagen, was Weisheit ist, und die pathetischen Worte des Geistlichen, an den er sich wendet: „die Furcht des Herrn, das ist Weisheit,“ machen ihn vollends verwirrt.

Daß es die Mutter nicht weiß, steht felsenfest bei ihm, und langsam dämmert ihm daraus die Erkenntnis, daß alles, was sie tut und denkt, das Gegenteil von Weisheit sein muß.

Er faßt sich ein Herz und fragt seinen Vater, als sie einen Augenblick allein sind, was Weisheit ist, — unvermittelt, abgerissen, wie ein Mensch, der einen Hilferuf ausstößt; er sieht, wie die Muskeln in dem bartlosen Gesicht seines Vaters arbeiten vor Anstrengung, die richtigen Worte zu finden, die einem wißbegierigen Kindesverstand angepaßt sind, — ihm selbst zerspringt der Kopf fast vor krampfhaftem Bemühen, den Sinn der Rede zu begreifen.

Er fühlt genau, warum die Sätze so hastig abgebrochen aus dem zahnlosen Munde kommen, — daß es wieder die Angst vor Störung durch die Mutter ist, die Scheu, daß heilige Samenkörner entweiht

werden könnten, wenn sie der zersetzende nüchterne Hauch trifft, den seine Mutter ausströmt, — daß sie zum Giftkraut werden können, falls er sie mißversteht.

All seine Mühe, zu erfassen, ist umsonst, schon hört er laute eilige Schritte draußen auf dem Gang, die schrillen, abgehackten Befehle und das entsetzliche Rascheln des schwarzen, seidenen Kleides. Die Worte seines Vaters werden schneller und schneller, er will sie auffangen, um sie sich zu merken und später darüber nachzudenken, hascht nach ihnen, wie nach schwirrenden Messern, — sie entgleiten ihm, lassen blutende Schnittwunden zurück.

Die atemlosen Sätze: „schon die Sehnsucht nach Weisheit ist Weisheit," — „ringe nach einem festen Punkt in dir, dem die Außenwelt nichts anhaben kann, mein Kind," — „sieh alles, was geschieht, wie ein gemaltes lebloses Bild an und laß dich davon nicht berühren —" bohren sich in sein Herz ein, aber sie haben eine Maske vor dem Gesicht, die er nicht zu durchdringen vermag.

Er will weiter fragen, die Tür springt auf, ein letztes Wort: „laß die Zeit an dir ablaufen wie Wasser" weht an seinem Ohr vorüber, die Gräfin rast herein, ein Kübel fällt über die Schwelle, schmutzige Flut ergießt sich über die Fliesen. „Steh nicht im Weg! Mach' dich nützlich!" gellt es ihm nach,

wie er voll Verzweiflung die Treppen hinunterläuft in sein Zimmer. — — — — — — — — — — — —

Das Bild der Kindheit erlischt, und Meister Leonhard sieht wieder den weißen Forst im Mondschein vor seinem Kapellenfenster, — nicht schärfer und nicht schwächer als die Szenen aus seiner Jugend: Vor seinem starren kristallenen Geist ist Wirklichkeit und Erinnerung gleich leblos und gleich lebendig.

Ein Fuchs trabt vorüber, langgestreckt, ohne Laut; der Schnee staubt glitzrig auf, wo sein buschiger Schweif den Boden streift, die Augen leuchten grün aus dem Dunkel der Stämme, verschwinden im Dickicht.

Hagere Gestalten in ärmlicher Kleidung, Gesichter, ausdrucksarm und nichtssagend, verschieden durch das Alter und doch einander so seltsam ähnlich, erstehen vor Meister Leonhard; er hört ihre Namen flüsternd im Ohr, gleichgültige alltägliche Namen, die kaum ein Mittel sind, ihre Träger zu unterscheiden. Er erkennt sie wieder als seine Hauslehrer, die kommen und nach einem Monat gehen, — nie ist seine Mutter mit ihnen zufrieden, entläßt einen nach dem andern, weiß keinen Grund dafür und sucht auch keinen; wenn sie nur da sind und gleich wieder fort wie Blasen in brodelndem Wasser. Leonhard ist ein Jüngling mit keimendem Flaum auf der Lippe und bereits so groß wie seine Mutter.

Wenn er ihr gegenübersteht, sind seine Augen auf gleicher Höhe wie die ihrigen, aber immer muß er wegschauen, wagt den Versuch nicht, zu dem es ihn beständig reizt und stachelt: ihren leeren, fahrigen Blick zu bannen und den tödlichen Haß hineinzusengen, den er gegen sie empfindet; jedesmal würgt er es herunter, fühlt, daß der Speichel in seinem Munde bitter wie Galle wird und sein Blut vergiftet.

Er sucht und scharrt in seinem Innern und kann doch die Ursache nicht finden, die ihn so ohnmächtig macht gegen diese Frau mit ihrem unsteten fledermaushaften Zickzackflug.

Ein Chaos von Begriffen dreht sich in seinem Kopf wie ein rasendes Rad, jeder Herzschlag schwemmt neues Trümmerwerk halbfertiger Gedanken in sein Hirn und schwemmt es wieder weg.

Pläne, die keine sind, Ideen, die sich selbst widerlegen, Wünsche ohne Ziel, blinde, heißhungrige Begierden, sich drängend und aneinander zerschellend, tauchen empor aus den Wirbeln der Tiefe, die sie sofort wieder einsaugt; Schreie ersticken in der Brust und können nicht an die Oberfläche.

Eine wilde heulende Verzweiflung ergreift Besitz von Leonhard, steigert sich von Tag zu Tag; in jedem Winkel erscheint ihm gespenstisch das verhaßte Gesicht seiner Mutter, aus den Büchern, wenn er sie

aufschlägt, springt es ihm schreckhaft entgegen; er traut sich nicht umzublättern aus Angst, es von neuem zu sehen, wagt nicht sich umzudrehen, daß es nicht leibhaftig hinter ihm stehe: jeder Schatten gerinnt in die gefürchteten Züge, der eigene Atem rauscht wie das schwarze, seidene Kleid.

Seine Sinne sind wund und empfindlich wie bloßliegende Nerven; wenn er im Bette liegt, weiß er nicht, ob er träumt oder wacht, und übermannt ihn endlich der Schlaf, wächst aus dem Boden ihre Gestalt im Hemd, weckt ihn und schrillt ihn an: Leonhard, schläfst du schon?

Ein neues, seltsam heißes Gefühl wirft ihn hin und her, beklemmt ihm die Brust, verfolgt ihn und treibt ihn, die Nähe Sabines zu suchen, ohne daß er sich klar wird, was er von ihr will; sie ist erwachsen und trägt Röcke bis zum Knöchel, das Rascheln ihres Kleides erregt ihn noch mehr als das seiner Mutter.

Mit seinem Vater ist keine Verständigung mehr möglich: tiefe Nacht umfängt seinen Geist; in regelmäßigen Zwischenräumen dringt das Stöhnen des Greises grauenhaft durch die Hetzjagd im Hause, Stunde für Stunde waschen sie sein Gesicht mit Essig, schieben seinen Sessel dahin und dorthin, quälen den Sterbenden zu Tode. — — — — — — — —

Leonhard wühlt sich mit dem Kopf in die Kissen, um nicht zu hören, — ein Diener zupft ihn am Ärmel: „Um Gotteswillen schnell, schnell, mit dem alten Herrn Grafen geht's zu Ende." Leonhard springt auf, begreift nicht, wo er ist, und daß die Sonne scheint, und wieso es nicht finstre Nacht wird, wenn sein Vater stirbt; er taumelt, sagt sich mit steifen Lippen vor, daß er das alles nur träumt, läuft hinüber ins Krankenzimmer; nasse Handtücher hängen in Reihen zum Trocknen an Wäscheschnüren quer durch den Raum, Körbe versperren den Weg, der Wind bläst durch die offenen Fenster herein und bauscht die weiße Leinwand, — ein Röcheln irgendwoher aus der Ecke.

Leonhard reißt die Stricke herab, daß die Wäsche naß auf den Boden klatscht, schleudert alles beiseite, kämpft sich hin zu den brechenden Augen, die ihm aus dem Rollstuhl, als der letzte Vorhang fällt, blind und gläsern entgegenstarren, stürzt auf die Knie, drückt die teilnahmslose, vom Todesschweiß feuchte Hand an seine Stirn; er will das Wort „Vater" rufen und kann nicht, es fehlt plötzlich in seinem Gedächtnis; es liegt ihm auf der Zunge, aber er vergißt es voll Entsetzen in der nächsten Sekunde, eine wahnsinnige Angst drosselt ihn, daß der Sterbende nicht mehr zu sich kommt, wenn er ihm das Wort nicht zuruft, — daß nur dieses Wort allein die

Macht hat, das erlöschende Bewußtsein von der Schwelle des Lebens für einen kurzen Augenblick noch zurückzubringen; er rauft sich das Haar und schlägt sich ins Gesicht: tausend Worte stürmen zu gleicher Zeit auf ihn ein, nur das eine, das er mit brennendem Herzen sucht, will nicht erscheinen, — und das Röcheln wird schwächer und schwächer.

Stockt.

Fängt wieder an.

Bricht ab.

Verstummt.

Der Mund klappt auf.

Bleibt offen stehen.

„Vater!" schreit Leonhard auf; endlich ist das Wort da, aber der, dem es gilt, rührt sich nicht mehr.

Tumult entsteht auf den Treppen; schreiende Stimmen, hallende laufende Schritte auf den Gängen, der Hund schlägt an, heult dazwischen. Leonhard achtet nicht darauf, er sieht und fühlt nur die furchtbare Ruhe auf dem starren, leblosen Gesicht; sie erfüllt das Zimmer, strahlt auf ihn über, hüllt ihn ein. Ein betäubendes Gefühl von Glück, das er nicht kennt, legt die Hand über sein Herz, ein Empfinden einer unbeweglichen Gegenwart, die jenseits von Vergangenheit und Zukunft steht, — ein stummes Frohlocken, daß eine Kraft ringsum

schwingt, in die man sich flüchten kann vor der wirbelnden Unruhe im Haus wie in eine Wolke, die unsichtbar macht.

Die Luft ist voll Glanz.

Leonhard stürzen die Tränen aus den Augen. —

Ein prasselndes Geräusch, wie die Türe aufspringt, macht ihn zusammenfahren, seine Mutter eilt herein, — „es ist keine Zeit zum Weinen jetzt; siehst doch, 's gibt alle Hände voll zu tun,“ trifft es ihn mit Peitschenhieb; Befehle schwirren, einer hebt den andern auf, die Mägde schluchzen, man jagt sie hinaus, in fliegender Hast schleppen die Diener die Möbel auf den Gang, Glasscheiben klirren, Arzneiflaschen zerbrechen, man soll den Doktor holen, nein: den Geistlichen, halt halt, nicht den Geistlichen: den Totengräber, er soll die Schaufel nicht vergessen, einen Sarg bringen, Nägel zum Zunageln, die Schloßkapelle aufsperren, die Gruft herrichten jetzt gleich, auf der Stelle, wo die brennenden Kerzen bleiben, und warum niemand die Leiche aufbahrt! — muß man denn alles zehnmal sagen!?

Mit Schaudern sieht Leonhard, wie der tolle Hexentanz des Lebens sogar vor der Majestät des Todes nicht Halt macht und Schritt für Schritt einen scheußlichen Sieg gewinnt, — fühlt, daß der Frieden in seiner Brust zergeht wie ein Hauch.

Sklavisch gehorsame Hände greifen schon nach dem

Rollstuhl mit dem Verstorbenen darin, um ihn fortzutragen; er will dazwischenspringen, den Toten schützen, breitet die Arme aus, — sie fallen ihm kraftlos herab. Er beißt die Zähne zusammen und zwingt sich, die Augen seiner Mutter zu suchen, ob denn keine Spur von Leid oder Trauer in ihnen zu lesen ist: keine Sekunde ist ihr unsteter, ruheloser Affenblick zu fassen, schweift von Winkel zu Winkel, auf und nieder, von der Decke zur Wand, vom Fenster zur Tür in wahnwitziger schmeißfliegenhafter Eile und verrät ein Geschöpf ohne Seele, — eine Besessene, an der Schmerz und Empfindung abprallen wie Pfeile von einer wirbelnden Scheibe, ein scheußliches Rieseninsekt in Weibesgestalt, das den Fluch ziel- und zweckloser Arbeit auf Erden verkörpert. Lähmender Schrecken durchzuckt Leonhard, er starrt sie an wie ein Wesen, das er zum erstenmal sieht, entsetzt sich vor ihr; sie hat nichts Menschliches mehr für ihn, ist ihm plötzlich ein urfremdes Geschöpf aus einer teuflischen Welt, halb Kobold, halb boshaftes Tier.

Das Gefühl, daß sie seine Mutter ist, läßt ihm das eigene Blut als etwas Feindseliges, das ihm Leib und Seele zerfrißt, empfinden, macht sein Haar sträuben, jagt ihm Furcht ein vor sich selbst, hetzt ihn hinaus, — nur fort, fort aus ihrer Nähe; er flieht in den Park, weiß nicht, was er will, wohin er soll,

rennt gegen einen Baum, fällt rücklings zu Boden, verliert das Bewußtsein. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meister Leonhard starrt hinein in ein neues Bild, das vorüberzieht wie ein Fiebertraum: die Kapelle, in der er sitzt, ist hell von Kerzenschein, ein Priester murmelt vor dem Altar, Geruch von welkenden Kränzen, ein offener Sarg, der Tote im weißen Rittermantel, die wachsgelben Hände auf der Brust gefaltet. Goldglanz blinkt um dunkle Heiligenbilder, schwarze Männer stehen im Halbkreis; betende Lippen, dumpfe kalte Erdluft dringt aus dem Boden, eine eiserne Falltür mit blankem Kreuz steht halb offen, ein gähnendes viereckiges Loch darunter führt in die Gruft hinab. Gedämpfter Gesang in lateinischer Sprache, Sonnenlicht hinter farbigem Glasfenster wirft grüne, blaue, blutrote Flecke auf schwebende Weihrauchschwaden, silbernes eindringliches Läuten von der Decke, die Hand des Geistlichen in spitzenbesetztem Ärmel schwingt den Weihwedel über dem Gesicht des Toten. — Plötzlich Bewegung ringsum, zwölf weiße Handschuhe werden flink, heben die Bahre vom Katafalk, schließen den Deckel, Seile straffen sich, der Sarg sinkt in die Tiefe; die Männer steigen die steinernen Stufen hinab, dumpfes Hallen aus dem Gewölbe, Sand knirscht, feierliche Stille. Lautlos tauchen ernste Ge-

lichter empor aus der Gruft, die Falltür neigt sich, klappt ins Schloß, Staub wirbelt aus den Fugen, das blanke Kreuz liegt wagerecht. — Die Kerzen erlöschen, verglimmen; an ihrer Stelle flackern wieder die Kienspäne auf dem kleinen Herd, Altar und Heiligenbilder werden zur kahlen Wand. Erde bedeckt die Quadern, die Kränze zerfallen zu Moder, die Gestalt des Priesters zergeht in der Luft, Meister Leonhard ist wieder allein mit sich selbst. — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Seit der alte Graf nicht mehr lebt, gärt es unter der Dienerschaft; die Leute weigern sich, den sinnlosen Befehlen zu gehorchen, einer nach dem andern schnürt sein Bündel und geht. Die wenigen, die übrigbleiben, sind trotzig und widerwillig, verrichten nur die nötigste Arbeit, kommen nicht, wenn man sie ruft.

Mit zusammengekniffenen Lippen rast Leonhards Mutter nach wie vor durch alle Stuben, aber der helfende Troß fehlt; wutfauchend rüttelt sie an den schweren Schränken, die sich nicht von der Stelle rühren unter ihren ungeschickten Griffen, die Kommoden sind wie angeschraubt, Schubladen spreizen sich, gehen nicht auf, nicht zu; was sie anfaßt, fällt ihr aus der Hand, niemand hebt es auf; tausend Dinge liegen umher, Gerümpel sammelt sich an, wächst zu unübersteiglichen Hindernissen; keiner, der Ordnung schafft. Die Bücherbretter rutschen von den

Leisten, eine Lawine von Bänden verschüttet das Zimmer, macht es unmöglich zum Fenster zu gelangen, der Wind rüttelt daran, bis die Scheiben zerbrechen; der Regen ergießt sich in Strömen herein, und bald überzieht Schimmel alles mit einer grauen Decke. Die Gräfin tobt wie eine Irrsinnige, hämmert mit den Fäusten gegen die Wände, schnappt nach Luft, kreischt, reißt in Fetzen, was sich zerreißen läßt. Der ohnmächtige Grimm, daß ihr niemand mehr gehorcht, — daß sie sogar ihren Sohn, der seit seinem Sturz noch am Stocke geht und nur mühselig humpelt, nicht als Diener verwenden kann, raubt ihr vollends den letzten Rest von Besinnung: oft redet sie stundenlang halblaut mit sich selbst, knirscht mit den Zähnen, schreit zornig auf, läuft wie ein wildes Tier durch die Gänge.

Aber allmählich geht eine seltsame Veränderung in ihr vor, ihre Züge werden hexenhaft, die Augen bekommen einen grünlichen Schimmer, sie scheint Phantome zu sehen, horcht plötzlich mit offenem Mund in die Luft wie auf Worte, die ihr jemand zuflüstert, fragt: was, was, was, was soll ich?

Der Dämon in ihr wirft nach und nach die Maske ab, ihr planloser Tätigkeitsdrang macht einer bewußten berechnenden Bosheit Platz. Sie läßt die Gegenstände in Ruhe, rührt nichts an; Schmutz und Staub sammelt sich überall an, die Spiegel er-

blinden, Unkraut wuchert im Garten, kein Ding ist mehr am richtigen Ort, die notwendigsten Geräte sind unauffindbar; das Gesinde macht sich erbötig, den ärgsten Wirrwarr zu beseitigen, sie verbietet es mit barschen Worten, — es ist ihr recht, daß alles drunter- und drübergeht, die Ziegel vom Dache fallen, das Holzwerk verfault, die Leinwand verstockt, — mit hämischer Schadenfreude sieht sie, daß eine neue Art Qual an Stelle der alten, lebenvergällenden Ruhelosigkeit tritt, ein Verzweiflung erzeugendes Unbehagen ihre Umgebung befällt; sie spricht mit niemand eine Silbe mehr, gibt keine Befehle, aber alles, was sie tut, geschieht mit der tückischen Absicht, die Dienerschaft beständig in Schrecken und Aufregung zu versetzen. Sie spielt die Wahnsinnige, schleicht sich nachts in die Schlafkammern der Mägde, wirft Krüge krachend zu Boden, lacht schrill auf. Absperren nützt nichts: sie zieht sämtliche Schlüssel im Hause ab; — es gibt keine einzige Tür mehr, die sie nicht mit einem Ruck aufreißen kann. Sie nimmt sich nicht die Zeit, sich zu kämmen, die Haare hängen ihr wirr um die Schläfen, sie ißt im Gehen, legt sich nicht mehr schlafen. Halb angezogen, damit das Rascheln der Kleider ihr Kommen nicht verrät, huscht sie auf leisen Filzschuhen, um wie ein Gespenst da und dort aufzutauchen, durchs Schloß.

Selbst in der Nähe der Kapelle geistert sie bei

Mondschein umher. Niemand traut sich mehr hin; das Gerede entsteht, daß der Tote dort spukt.

Nie läßt sie sich irgendwelche Hilfe leisten; was sie braucht, holt sie sich selber; sie weiß genau, daß ihr stummes, blitzartiges Erscheinen mehr Furcht unter dem abergläubischen Gesinde erzeugt, als wenn sie herrisch auftritt; die Leute verständigen sich nur noch im Flüsterton, keiner wagt ein lautes Wort; alles ist vom bösen Gewissen befallen, trotzdem nicht der geringste Grund dazu vorliegt.

Auf ihren Sohn hat sie es besonders abgesehen; heimtückisch benützt sie bei jeder Gelegenheit ihr natürliches Übergewicht als Mutter, das Gefühl der Abhängigkeit in ihm zu vertiefen, schürt seine nervöse Angst, sich nie unbeobachtet zu wissen, zur Wahnvorstellung beständigen Ertapptwerdens, bis es wie der Alpdruck ewigen Schuldbewußtseins auf ihm lastet.

Wenn er es hie und da versucht, sie anzureden, schneidet sie nur höhnische Grimassen, daß ihm das Wort im Munde quillt und er sich vorkommt wie ein Verbrecher, dem die Verworfenheit wie ein Brandmal auf der Stirne geschrieben steht; die dumpfe Furcht, daß sie seine geheimsten Gedanken lesen könne und wie es mit ihm und Sabine bestellt sei, wird zur schreckhaften Gewißheit, wenn ihr stechender Blick auf ihm ruht; beim leisesten Geräusch, das

er hört, bemüht er sich krampfhaft, ein unbefangenes Gesicht zu machen, — immer weniger gelingt es ihm, je mehr er sich dazu zwingt.

Heimliche Sehnsucht und Verliebtheit ineinander spinnen sich an zwischen Sabine und ihm. Sie stecken sich Briefchen zu, empfinden es als Todsünde; bald verdorren unter dem Pesthauch des immerwährenden Sichverfolgtfühlens alle zarteren Triebe, und eine unbändige, tierische Brunst erfaßt sie. Sie stellen sich auf an Ecken, wo zwei Gänge sich kreuzen, so daß sie einander zwar nicht sehen, aber eines der beiden das Kommen der Gräfin bemerken muß und den anderen Teil warnen kann, — so sprechen sie mitsammen in der Angst, die kostbaren Minuten zu verlieren, ohne jede Umschreibung, nennen die Dinge unverblümt beim Namen, erhitzen gegenseitig ihr Blut immer mehr und mehr.

Aber der Raum um sie wird enger und enger. Als ob die Alte ahnt, was vorgeht, versperrt sie das zweite Stockwerk, dann das erste; nur das Erdgeschoß, wo das Gesinde aus- und eingeht, steht noch zur Verfügung; sich auf weitere Strecken vom Schloß zu entfernen, ist verboten, der Park bietet keine Schlupfwinkel weder bei Tag noch bei Nacht; erhellt ihn das Mondlicht, kann man ihre Gestalten von den Fenstern aus sehen; ist es dunkel, droht jeden Augenblick die Gefahr, beschlichen zu werden.

Ihre Begierden wachsen ins Unbezähmbare, je mehr sie sie unterdrücken müssen; offen die Schranken zu durchbrechen, kommt ihnen nicht entfernt in den Sinn: die Zwangsvorstellung, wehrlos wie Sklaven unter einer fremden dämonischen Macht zu stehen, die über Leben und Tod gebieten kann, ist ihnen von Kindheit an zu tief eingeimpft, als daß sie auch nur den Versuch wagten, einander in Gegenwart seiner Mutter ins Gesicht zu sehen. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein glutheißer Sommer dorrt die Wiesen, der Erdboden klafft vor Trockenheit, abends flammt der Himmel im Wetterleuchten. Das Gras ist gelb, betäubt die Sinne mit schwülem Heugeruch, heiße Luft zittert um die Mauern; die Brunst der beiden erreicht ihren höchsten Grad, ihr ganzes Sinnen und Trachten richtet sich auf einen Punkt; wenn sie sich erblicken, können sie sich kaum halten, nicht übereinander herzufallen.

Eine schlaflose fiebrige Nacht mit wachen, wilden, begehrlichen Träumen; so oft sie die Augen öffnen, sehen sie Leonhards Mutter hereinspähen, hören ihr Schleichen an den Schwellen, — sie nehmen es wahr halb als Wirklichkeit, halb als ein Hirngespinst, kümmern sich kaum darum, können den kommenden Tag nicht erwarten, um sich endlich, koste es was es wolle, in der Kapelle zu treffen.

Den ganzen Morgen bleiben sie in ihren Zimmern und horchen mit stockendem Atem und bebenden Knien an den Türspalten auf Anzeichen, daß sich die Alte in entlegeneren Teilen des Schlosses befindet.

Stunde um Stunde vergeht in markversengender Qual, es schlägt Mittag, da — ein Geräusch wie von klirrenden Schlüsseln im Innern des Hauses, das ihnen Sicherheit vortäuscht; — sie stürzen hinaus in den Garten; die Pforte der Kapelle ist angelehnt, sie stoßen sie auf, schlagen sie hinter sich zu, daß sie knallend in den Riegel schnappt. — — — — — —

Sie sehen nicht, daß die eiserne Falltür, die hinab zur Gruft führt, offensteht, nur von einer Holzspreize gestützt, — sehen das gähnende viereckige Loch im Boden nicht, fühlen den eiskalten Hauch nicht, der aus dem Totengewölbe dringt; sie verschlingen sich mit den Blicken wie Raubtiere; Sabine will reden, — bringt nur ein lechzendes Lallen hervor; Leonhard reißt ihr die Kleider vom Leib, wirft sich über sie; keuchend verbeißen sie sich ineinander.

Im Sinnenrausch entschwindet ihnen das Verständnis für ihre Umgebung; schlürfende Schritte tasten die steinernen Stufen aus der Gruft herauf, sie hören es deutlich, aber es bleibt für ihr Bewußtsein dessen, was vorgeht, belanglos wie Rascheln von Laub.

Hände tauchen aus dem Schacht, suchen einen Halt an den Rändern der Quadern, ziehen sich empor.

Langsam wächst eine Gestalt aus dem Boden; Sabine sieht es mit halbgeschlossenen Lidern, wie hinter roten Schleiern; plötzlich durchzuckt sie die jähe Erkenntnis der Lage, sie stößt einen gellenden Schrei aus: — es ist die grauenhafte Alte, dieses furchtbare Überall und Nirgends, die da aus der Erde steigt.

Entsetzt springt Leonhard auf, starrt einen Moment wie gelähmt in das hämisch verzerrte Gesicht seiner Mutter, dann bricht seine schäumende, wahnwitzige Wut los; mit einem Fußtritt schleudert er die Holzspreize fort: die Falltür saust hernieder, trifft krachend den Schädel der Alten und schmettert sie in die Tiefe, daß man hört, wie ihr Körper dumpf unten aufschlägt. —

Unfähig, ein Glied zu rühren, stehen die beiden mit aufgerissenen Augen und stieren sich wortlos an. Die Beine schlottern ihnen unter dem Leib.

Langsam kauert sich Sabine nieder, um nicht umzufallen, verbirgt stöhnend das Gesicht in den Händen; Leonhard schleppt sich zum Beichtstuhl. Laut schlagen seine Zähne zusammen.

Minuten vergehen. Keines wagt sich zu bewegen, ihre Blicke weichen einander aus; dann, von dem-

selben Gedanken gepeitscht, stürzen sie zur Tür ins Freie, zurück ins Haus wie von Furien gehetzt. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Abendrot verwandelt das Wasser im Brunnen in eine Blutlache, die Fenster des Schlosses glühen in lohenden Flammen, die Schatten der Bäume wachsen zu langen, dünnen, schwarzen Armen, die sich mit Zoll um Zoll vorwärts schleichenden Fingern über den Rasen tasten, das letzte Zirpen der Grillen zu ersticken. Der Glanz der Luft wird stumpf unter dem Atem der Dämmerung. Dunkelblaue Nacht zieht auf.

Kopfschüttelnd tauscht die Dienerschaft Vermutungen, wo die Gräfin bleibt; man fragt den jungen Herrn, er zuckt die Achseln, wendet das Gesicht ab, damit sie seine Leichenblässe nicht sehen.

Brennende Laternen schwanken durch den Park; man sucht die Ufer des Teiches ab, leuchtet ins Wasser, es ist schwarz wie Asphalt und wirft den Schein zurück; die Mondsichel schwimmt darauf, aufgescheucht flattern die Sumpfvögel im Schilf.

Der alte Gärtner bindet den Hund los, durchstreift den Forst ringsum, seine rufende Stimme bringt zuweilen herüber aus weiter Ferne; jedesmal fährt Leonhard auf, das Haar sträubt sich ihm, sein Blut stockt, denn er glaubt, es kann seine Mutter sein, die da aufschreit unter der Erde.

Die Uhr zeigt auf Mitternacht. Noch immer ist der Mann nicht zurück, das unbestimmte Gefühl eines drohenden Unheils legt sich dem Gesinde auf die Brust; sie sitzen zusammengedrängt in der Küche, erzählen einander schauerliche Geschichten von dem rätselhaften Verschwinden von Menschen, die dann als Werwölfe die Gräber aufscharren und sich von den Leibern der Toten nähren.

Tage und Wochen schwinden dahin: keine Spur von der Gräfin; man fordert Leonhard auf, er solle eine Messe lesen lassen für ihr Seelenheil, er schlägt es heftig ab. Die Kapelle wird ausgeräumt, nur ein geschnitzter goldener Betstuhl bleibt darin, in dem er stundenlang zu sitzen pflegt und vor sich hinbrütet; er duldet nicht, daß irgend jemand den Raum betritt. Das Gerede entsteht, daß, wenn man durchs Schlüsselloch hineinspäht, man ihn oft mit dem Ohr auf dem Boden liegen sieht, als horche er in die Gruft hinunter.

Nachts schläft Sabine in seinem Bett, sie machen kein Hehl daraus, daß sie zusammenleben wie Mann und Weib.

Das Gerücht von einem geheimnisvollen Mord dringt ins Dorf hinüber, will nicht verstummen, frißt sich immer weiter und weiter ins Land; eines Tages fährt ein spindeldürrer Ratsschreiber mit Perücke in einer gelben Postkutsche vor, Leonhard sperrt sich mit

ihm lange ein; der Mann reist wieder ab, Monate vergehen und man hört nichts mehr von ihm, dennoch will das bösartige Geraune im Schloß kein Ende nehmen.

Niemand zweifelt, daß die Gräfin tot sein muß, aber sie lebt weiter als unsichtbares Gespenst; jeder fühlt ihre boshafte Gegenwart.

Man begegnet Sabinen mit finsteren Blicken, mißt ihr irgendwie die Schuld bei an dem Geschehnis, bricht plötzlich das Gespräch ab, wenn der junge Graf erscheint.

Leonhard sieht alles, was vorgeht, aber er tut, als ob er es nicht merke, trägt ein abstoßendes herrisches Wesen zur Schau.

Im Hause bleibt alles beim alten; Schlingpflanzen klettern die Mauern empor, Mäuse, Ratten und Eulen nisten in den Zimmern, das Dach ist brüchig, freiliegendes Gebälk wird morsch und faul.

Nur in der Bibliothek herrscht einigermaßen Ordnung, aber die Bücher sind fast vermodert von der Nässe des Regens und kaum mehr leserlich.

Ganze Tage hockt Leonhard über den alten Bänden, sucht mühsam die halbverwischten Blätter zu entziffern, die die ruckweise hingeworfenen Schriftzüge seines Vaters tragen; und immer muß Sabine in seiner Nähe sein.

Wenn sie sich entfernt, erfaßt ihn eine wilde Unruhe, selbst in die Kapelle geht er nicht mehr ohne sie; aber sie sprechen nie mitsammen, nur in der Nacht, wenn er bei ihr liegt, kommt es wie ein Delirium über ihn, und seine Erinnerung speit in verworrenen, endlosen, hastigen Sätzen wieder aus, was er tagsüber aus den Büchern in sich schlingt; er fühlt genau, warum er es tun muß, — daß es nur der Verzweiflungskampf seines Hirns ist, das sich mit jeder Faser wehrt, um das entsetzliche Bild der ermordeten Mutter nicht im Dunkeln deutlich werden zu lassen, das gräßliche schmetternde Krachen der Falltür, das sich wieder und wieder ins Ohr drängen will, durch den Laut die eigenen Worte zu übertönen; Sabine hört ihm in starrer Regungslosigkeit zu, unterbricht ihn mit keiner Silbe, aber er fühlt, daß sie nichts erfaßt von dem, was er sagt, liest aus dem leeren Blick ihrer Augen, die immerwährend auf ein und denselben Punkt in der Ferne schauen, woran sie ohne Unterlaß denken muß.

Dem Druck seiner Hand antworten ihre Finger erst nach langen Minuten, aus ihrem Herzen kommt kein Echo; er sucht sich und sie in den Strudel der Leidenschaft zu stürzen, um zurückzufinden in die Tage, die vor dem Geschehnis liegen, und sie zum Ausgangspunkt eines neuen Daseins zu machen. Sabine erwidert seine Umarmung wie in tiefem

Schlummer, und ihm graut vor ihrem schwangeren Leib, in dem ein Kind als Zeuge einer Mordtat dem Leben entgegenreift.

Sein Schlaf ist bleiern und ohne Traum, dennoch bringt er kein Vergessen; es ist das Versinken in grenzenloses Alleinsein, in dem selbst die Bilder des Schreckens dem Anblick entschwinden und nur das Gefühl einer würgenden Qual zurückbleibt, — ein plötzliches Dunkelwerden der Sinne, wie es ein Mensch empfindet, der mit geschlossenen Augen beim nächsten Pulsschlag den Hieb des Henkerbeils erwartet.

Jeden Morgen, wenn Leonhard erwacht, will er sich aufraffen, den Kerker der marternden Erinnerung zu durchbrechen, ruft sich die Worte seines Vaters, nach einem festen Punkt in seinem Innern zu suchen, ins Gedächtnis zurück — da fällt sein Blick auf Sabine, er sieht, wie sie ein Lächeln zu erzwingen versucht, ihre Lippen nur zu einem Krampf verzerren kann, und wiederum beginnt die wilde Flucht vor sich selbst.

Er beschließt, sich eine andere Umgebung zu schaffen, schickt die Dienerschaft fort, behält bloß den alten Gärtner und dessen Weib: die Einsamkeit mit ihrem Lauern wird nur um so tiefer, das Gespenst der Vergangenheit lebendiger und lebendiger.

Es ist nicht böses Gewissen und das Schuldbe-

wußtsein der Bluttat, das Leonhard elend macht, — keine Sekunde beschleicht ihn Reue: der Haß gegen die Mutter ist so riesengroß wie am Sterbetage seines Vaters, aber daß sie jetzt als unsichtbare Kraft zugegen ist, zwischen ihm und Sabine steht als gestaltloser Schemen, den er nicht bannen kann, daß er die furchtbaren Augen beständig auf sich ruhen fühlt, die Szene in der Kapelle immerwährend in sich herumschleppen muß wie eine ewig eiternde Wunde, ist es, was ihn bis zum Wahnsinn foltert.

Er glaubt nicht, daß die Toten wieder auf Erden erscheinen können, aber daß sie weiterleben auf viel schrecklichere Art auch ohne Hülle, nur als teuflischer Einfluß, gegen den nicht Tür noch Riegel, kein Fluch, kein Gebet schützen, erfährt er als Gewißheit an sich selbst, sieht es täglich an Sabine. Jeder Gegenstand im Haus ruft die Erinnerung an seine Mutter wach, kein Ding, das nicht verseucht ist von ihrer Berührung, nicht stündlich ihr Bild neu in ihm gebärt; die Falten der Vorhänge, zerknüllte Wäsche, die Maser der Täfelung, die Linien und Punkte in den Fliesen, — alles, was er anblickt, formt sich zu ihrem Antlitz; die Ähnlichkeit mit ihren Zügen springt ihm wie eine Viper aus dem Spiegel entgegen, macht seinen Herzschlag kalt in dumpfem Bangen: das Unmögliche könne sich begeben, daß sich sein Gesicht plötzlich in das ihre verwandle, —

ihm anhafte als grausige Erbschaft bis zum Lebensende.

Die Luft ist voll von ihrer erstickenden geisterhaften Anwesenheit; das Knacken der Dielen klingt, als stamme es vom Tritt ihres Fußes, weder Kälte noch Hitze vertreiben sie, ob Herbst ist, klarer eisiger Wintertag, lauer süchtiger Frühlingswind, sie wehen nur über die Oberfläche, — keine Jahreszeit, keine äußere Veränderung kann ihr etwas anhaben, ununterbrochen ringt sie nach Gestaltung, nach immer deutlicherem Sichtbarwerden, nach bleibendem Zurformgerinnen.

Leonhard fühlt es wie einen unabwälzbaren Felsblock innerer Überzeugung auf sich lasten, daß es ihr eines Tages gelingen muß, wenn er es sich auch nicht ausdenken kann, auf welche Weise es geschehen mag.

Nur aus dem eigenen Herzen kann ihm noch Hilfe kommen, denn die Außenwelt ist mit ihr im Bündnis, begreift er. Aber die einst von seinem Vater in ihn gepflanzte Saat scheint verwelkt, der kurze Augenblick des Erlöstseins und des Friedens von damals will nicht wiederkehren; so sehr er sich auch abmüht, sie in sich zu erwecken, er kann nur die schalen Eindrücke heraufbeschwören, die wie künstliche Blumen sind, ohne Duft, mit Stengeln aus häßlichem Draht

Er sucht ihnen Leben einzuhauchen, indem er die Bücher liest, die das geistige Band schlingen zwischen ihm und seinem Vater, doch sie rufen keinen Widerhall hervor in ihm, bleiben ein Labyrinth von Begriffen.

Fremdartige Dinge geraten in seine Hände, wie er mit dem steinalten Gärtner zusammen unter dem Wust von Folianten gräbt: Pergamente in Chiffreschrift, Bilder, die einen Bock darstellen mit goldenem bärtigen Männergesicht, Teufelshörner an den Schläfen, und Ritter in weißen Mänteln, die Hände zum Gebet gefaltet, davor, mit Kreuzen auf der Brust, die nicht aus Balken gefügt sind, sondern aus vier in den Knien rechtwinkelig gebeugten, laufenden Menschenbeinen — das Satanskreuz der Templer, wie ihm der Gärtner widerstrebend sagt, — dann ein kleines verblaßtes Porträt einer altmodisch gekleideten Matrone, nach dem in bunten Glasperlen gestickten Namen zu schließen, der darunter steht, seine Großmutter — mit zwei Kindern auf dem Schoß, einem Knaben und einem Mädchen, deren Züge ihm seltsam bekannt vorkommen, so daß er lange den Blick von ihnen nicht wenden kann und die dunkle Ahnung in ihm aufsteigt, es müßten seine Eltern sein, trotzdem es offenbar Geschwister sind.

Die plötzliche Unruhe im Gesicht des Alten, die Scheu, mit der er seinen Augen ausweicht, hart-

näckig alle Fragen, wer die beiden Kinder sein mögen, überhört, bestärken in ihm den Verdacht, daß er einem Geheimnis auf der Spur ist, das ihn betrifft.

Ein Bündel vergilbter Briefe scheint zu dem Bild zu gehören, denn es liegt in derselben Schatulle; Leonhard nimmt es zu sich, beschließt, es noch heute zu lesen. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist die erste Nacht seit langem, die er allein und ohne Sabine verbringt, — sie fühlt sich zu schwach bei ihm zu sein, klagt über Schmerzen.

Er geht im Sterbezimmer seines Vaters auf und nieder, die Briefe liegen auf dem Tisch, er will sie zu lesen beginnen, verschiebt es wie unter einem Zwang immer wieder.

Eine neue unbestimmte Furcht, als stehe jemand unsichtbar hinter ihm und halte einen Dolch gezückt, drosselt ihn; er weiß: diesmal ist es nicht die spukhafte Nähe seiner Mutter, die ihm den Angstschweiß aus allen Poren treibt, — es sind die Schatten einer fernen Vergangenheit, die an die Briefe gebunden sind und darauf lauern, ihn in ihr Reich hinabzuziehen.

Er tritt ans Fenster, sieht hinaus: ringsum atemlose Totenstille, zwei große Sterne stehen dicht beisammen am südlichen Himmel, ihr Anblick ist ihm

sonderbar fremd, wühlt ihn auf, er weiß nicht warum, — erweckt das Vorgefühl, daß etwas Riesenhaftes hereinbrechen will; wie zwei leuchtende Fingerspitzen ist es auf ihn gerichtet.

Er wendet sich zurück ins Zimmer, die Flammen der beiden Kerzen auf dem Tisch warten regungslos gleich drohenden Boten aus dem Jenseits; es ist, als komme ihr Schein von weither — von einem Ort, wohin keines Sterblichen Hand sie stellen kann; unmerklich schleicht sich die Stunde heran, leise, wie Asche fällt, wandern die Zeiger der Uhr.

Leonhard glaubt einen Schrei unten im Schloß zu hören; er horcht: alles liegt stumm.

Er liest die Briefe: das Leben seines Vaters entrollt sich vor ihm, der Kampf eines unbändigen Geistes, der sich bäumt gegen alles, was Gesetz heißt; ein Titan reckt sich vor ihm auf, der keine Ähnlichkeit hat mit dem gebrochenen Greis, den er als seinen Vater kennt, die Gestalt eines Menschen, der über Leichen geht, wenn es sein muß, und sich laut rühmt, gleich all seinen Ahnen ein geweihter Ritter der echten Templer zu sein, die den Satan zum Schöpfer der Welt erheben und schon das Wort „Gnade" als unauslöschlichen Schimpf empfinden. Tagebuchblätter sind dazwischen, die die Qual einer verdurstenden Seele schildern und die Ohnmacht eines Geistes mit von den Mottenschwärmen des Alltags

zerfressenen Schwingen andeuten: umzukehren auf einem Pfad, der hinabführt in Dunkelheit von Abgrund zu Abgrund, in Wahnsinn enden muß und jegliches „zurück“ vereitelt.

Wie ein roter Faden zieht sich der stetig wiederkehrende Hinweis durch alles, daß es ein ganzes Geschlecht ist, das hier seit Jahrhunderten von Verbrechen zu Verbrechen gepeitscht wird, — vom Vater auf den Sohn das finstere Vermächtnis vererbt, nicht zur innern Ruhe gelangen zu können, da jedesmal ein Weib, sei es als Gattin, Mutter oder Tochter, bald als Opfer einer Blutschuld, bald als Urheberin selbst, den Weg zum geistigen Frieden durchkreuzt — aber immer wieder leuchtet nach Stellen tiefster Verzweiflung wie ein unbesiegbarer Stern die Hoffnung auf: und doch und doch kommt einer aus unserem Stamm, der aufrecht stehenbleibt, dem Fluch ein Ende bereitet und die „Krone des Meisters“ erringt.

Mit jagenden Pulsen überfliegt Leonhard Episoden voll glühender Leidenschaft seines Vaters zur — eigenen Schwester, die ihm enthüllen, daß er selbst die Frucht jener Verbindung ist, und nicht nur er — — auch Sabine!

Jetzt wird ihm klar, warum Sabine nicht weiß, wer ihre Eltern sind, — daß kein Zeichen ihre wahre Herkunft verrät; er sieht die Vergangenheit lebendig werden und versteht: sein Vater selber ist es, der

schützend vor ihn die Arme breitet, indem er Sabine als Bauernmädchen — als Leibeigene niedersten Ranges — erziehen läßt, damit sie beide, Sohn und Tochter, — für immer frei bleiben sollen vom Bewußtsein der Schuld an einer Blutschande selbst für den Fall, daß der Fluch der Eltern bei ihnen wiederkehre und sie zusammenführt als Mann und Weib.

Wort für Wort geht es aus einem angsterfüllten Brief seines Vaters, der fern in einer fremden Stadt daniederliegt, an die Mutter hervor, in dem er sie beschwört, nichts zu unterlassen, um künftiger Entdeckung vorzubeugen, und auch den Brief sofort zu verbrennen.

Erschüttert wendet Leonhard die Augen ab; wie ein Magnet zieht es ihn weiter zu lesen, — er ahnt, daß da noch Dinge stehen, die dem Geschehnis in der Kapelle auf ein Haar ähnlich sehen, ihn an die äußerste Grenze des Entsetzens treiben müssen, wenn er sie erfährt, — mit einem Schlage, schreckhaft deutlich, wie wenn der Blitz die Finsternis zerreißt, wird ihm die tückische Kampfesweise einer riesenhaften dämonischen Macht offenbar, die, hinter der Maske blinden, unbarmherzigen Schicksals verborgen, sein Leben planmäßig zerquetschen will: ein vergifteter Pfeil nach dem andern soll aus unsichtbarem Versteck sein Inneres treffen, bis er unrettbar dahinsiecht, die letzten Fasern von Selbstvertrauen seiner Seele

verdorren und er dem gleichen Schicksal wie seine Vorfahren anheimfällt: ohnmächtig und wehrlos zusammenzubrechen; — etwas Tigerhaftes schnellt plötzlich in ihm auf, er hält den Brief in die Flammen der Kerze, bis der letzte glimmende Zunder seine Finger versengt, — ein wilder, unversöhnlicher Grimm gegen das satanische Ungeheuer, in dessen Hände das Wohl und Wehe der Wesen gelegt ist, verbrennt ihn bis ins Mark, er hört den tausendfachen Racheschrei vergangener, unter den Fängen des Schicksals jammervoll verendeter Geschlechter in seinen Ohren gellen, jeder Nerv in ihm wird zur geballten Faust, seine Seele ist ein einziges Waffengeklirr.

Er fühlt, daß er etwas Unerhörtes, Himmel und Erde Erschütterndes vollbringen muß, daß das unabsehbare Heer der Toten hinter ihm steht, mit Myriaden Augen auf ihn starrt, nur eines Winkes seiner Hand gewärtig: hinter ihm, dem Lebenden, dem Einzigen, der sie in die Schlacht führen kann — drein sich auf den gemeinsamen Feind zu stürzen.

Taumelnd unter dem Anprall eines Meeres von Kraft, das auf ihn einstürmt, steht er auf, blickt um sich: was, was, was soll er zuerst tun: Feuer an das Haus legen, sich selbst zerfleischen, mit einem Messer in der Hand hinunterlaufen und alles niedermachen, was ihm zu Gesicht kommt?

Eins dünkt ihm zwergenhafter als das andere; das Bewußtsein der eigenen Winzigkeit rüttelt an ihm, er bäumt sich dagegen in jugendlichem Trotz, fühlt ein spöttisches Grinsen ringsum im Raum, das ihn wieder aufstachelt.

Er versuchts mit Besonnenheit, lügt sich hinein in die Gebärde des alles erwägenden Feldherrn, geht zu der Truhe neben dem Schlafzimmer, füllt seine Taschen mit Gold und Juwelen, nimmt Mantel und Hut, schreitet stolz ohne Abschied hinaus in den nächtlichen Nebel, die Brust voll verworrener kindischer Pläne: ohne Ziel durch die Welt zu wandern und dem Herrn des Schicksals ins Antlitz zu schlagen.

Das Schloß verschwindet im weißlich schillernden Dunst hinter ihm, er will der Kapelle ausweichen, muß dennoch an ihr vorbei, der Bannkreis seiner Geschlechter läßt ihn nicht entrinnen, — — er ahnt es, fühlt es, zwingt sich, immerwährend geradeaus zu gehen, stundenlang, aber die Schemen der Erinnerung halten gleichen Schritt mit ihm, — schwarzes Gebüsch reckt sich hier und dort, gleicht der mörderischen, aufklaffenden Falltür; die Unruhe um Sabine quält ihn; er weiß, es ist das erdwärtsziehende, fluchbringende Blut der Mutter in seinen Adern, das ihm die Flugkraft hemmen will, mehr und mehr das junge Feuer seiner Begeisterung mit

grauer nüchterner Asche verschüttet, — er wehrt sich dagegen mit aller Kraft, tappt sich vorwärts von Baum zu Baum, bis er in der Ferne ein Licht erblickt, das in Mannshöhe über dem Boden schwebt; er eilt darauf zu, verliert es aus den Augen, näher und näher ein lockender irrlichternder Schein; ein Weg lenkt seine Füße, windet sich nach links und rechts.

Ein leises, kaum vernehmbares, rätselhaftes Schreien zittert durch die Dunkelheit.

Dann wuchten hohe schwarze Mauern mitten drin in der Nacht, ein hohes offenes Tor und Leonhard erkennt — das eigene Haus:

Eine Wanderung durch den Nebel im Kreis umher!

Willenlos und gebrochen tritt er ein, drückt auf die Klinke zu Sabines Zimmer, da packt es ihn plötzlich eiskalt wie tödliche unbegreifliche Gewißheit, daß da drinnen seine Mutter steht, leibhaftig, von Fleisch und Bein, ein lebendig gewordener Leichnam, und auf ihn wartet.

Er will umkehren, zurückfliehen in die Finsternis, er kann nicht: eine unwiderstehliche Macht zwingt ihn die Türe aufzustoßen.

Auf dem Bette liegt Sabine, verblutet, mit geschlossenen Lidern, weiß wie das Linnen, und vor ihr nackt ein neugeborenes Kind, ein Mädchen, mit faltigem Gesicht, leerem, unruhigem Blick, auf der

Stirne ein rotes Mal, — Zug um Zug das grauenhafte Ebenbild der Erschlagenen aus der Kapelle.

— — — — — — — — — — — — — — —

Meister Leonhard sieht einen Mann hinjagen über die Erde mit von Dornen zerfetzten Kleidern: sich selbst, wie ihn grenzenloses Entsetzen, des Schicksals ureigene Faust, fortpeitscht von Haus und Hof, — nicht mehr der selbstgefällige Wunsch, Großes zu vollbringen. —

Die Hand der Zeit baut Stadt hinter Stadt hinein in seinen Geist, düstere und helle, große, kleine, freche und furchtsame, ohne Wahl, zerbröckelt sie wieder, malt Flüsse hin wie gleißende silberne Schlangen, graue Einöden, ein Harlekinkleid aus Äckern und Feldern gewürfelt braun, violett und grün, Landstraßen voll Staub, spitzige Pappeln, dunstige Wiesen, weidendes Vieh und wedelnde Hunde, Heilande an Kreuzwegen, weiße Meilensteine, Menschen, junge und alte, Regenschauer, Tropfenglitzern, goldene Froschaugen in Grabenpfützen, Hufeisen mit rostigen Nägeln, einbeinige Störche, Zäune aus splittriger Rinde, gelbe Blumen, Friedhöfe und wattige Wolken, Höhendampf und Essenlohe, sie kommen und gehen wie Nacht und Tag, sinken hinab in Vergessenheit und sind wieder da wie versteckenspielende Kinder, wenn ein Duft, ein Schall, ein leises Wort sie ruft.

Länder, Burgen und Schlösser wandern an Leonhard vorüber, nehmen ihn auf, man kennt den Namen seines Geschlechtes, kommt ihm mit Freundschaft und Feindschaft entgegen.

Er spricht mit dem Volk in den Dörfern, mit Landstreichern, Gelehrten, Krämern, Soldaten und Priestern; das Blut seiner Mutter kämpft in ihm mit dem Blut seines Vaters, — was ihn heute mit staunendem Grübeln erfüllt und wie aus tausend Scherben zerbrochenen Glases einen Pfauenschweif von bunten Farben spiegelt, scheint ihm morgen blind und grau, je nachdem Mutter oder Vater den Sieg erringen, — dann wieder brüten die langen furchtbaren Stunden, wo die beiden Lebensströme sich vermischen und er sein altes Ich wieder anhat, die Schrecknisse der Erinnerung aus, und er setzt blind, stumm und taub Schritt vor Schritt, umhüllt von den Schwaden der Vergangenheit, — sieht zwischen Augapfel und Lid das Greisengesicht des kleinen Kindes, die leblosen lauernden Kerzenflammen, die beiden Sterne, die dicht beisammen am Himmel stehen, den Brief, das mürrische Schloß mit den zermürbenden Qualen, die tote Sabine und ihre schneeweißen Leichenhände, hört das Lallen seines sterbenden Vaters, das Rauschen des seidenen Kleides, das Krachen des berstenden Schädels.

Dann faßt es ihn zuweilen an wie Furcht, abermals im Kreis zu gehen, — jeder Wald in der Ferne droht sich in den bekannten Park zu formen, jede Mauer: das eigene Haus zu werden; die Gesichter, die ihm entgegenkommen, wollen den Mägden und Dienern seiner Jugend ähnlicher sein; — er flüchtet sich in Kirchen, nächtet im Freien, zieht hinter plärrenden Prozessionen her, betrinkt sich in Schenken mit Dirnen und Strolchen, um sich vor den spähenden Augen des Schicksals zu verbergen, daß es ihn nicht wiederum fange. Er will Mönch werden: der Abt des Klosters entsetzt sich, als er seine Beichte hört und den Namen seines Stammes erfährt, auf dem der Bannfluch der alten Tempelritter lastet; er stürzt sich kopfüber ins brausende Leben, es speit ihn wieder aus; er sucht den Teufel: das Böse ist allgegenwärtig, dennoch kann er den Urheber nicht finden; er sucht ihn im eigenen Selbst, und schon ist dieses Selbst nicht mehr vorhanden, — er weiß: es muß da sein, er fühlt es doch jede Sekunde, trotzdem ist es augenblicklich fort, sowie er es sucht, ist jeden Tag ein anderes, ein Regenbogen, der auf der Erde steht und beständig zurückweicht, in der Luft zerfließt, wenn er danach greifen will.

Wohin er blickt, hinter allem sieht er verborgen das Kreuz des Staates aus vier laufenden Men-

schenbeinen gebildet: überall ein sinnloses Zeugen und Gebären, ein sinnloses Wachsen, ein sinnloses Sterben; er fühlt, daß der Schoß, aus dem das Leiden entspringt, dieses ewig sich drehende Windrad ist, aber die Achse, um die es kreist, bleibt ihm unfaßbar wie ein mathematischer Punkt.

Ein Bettelmönch zieht des Weges, er schließt sich ihm an, betet, fastet, kasteit sich wie er, die Jahre fallen wie die Perlen eines Rosenkranzes, nichts ändert sich, nicht innerlich, nicht äußerlich, nur die Sonne scheint trüber.

Wie früher wird den Armen das Letzte genommen und den Reichen wird doppelt gegeben; je inbrünstiger er fleht um „Brot": um so härter die Steine, die der Tag ihm reicht, — die Himmel bleiben hart wie blauer Stahl.

Der alte unbändige Haß gegen den heimlichen Feind der Menschen, der die Geschicke verhängt, bricht wieder auf in ihm.

Er hört den Mönch predigen von Gerechtigkeit und den Höllenqualen der ewig Verdammten: es klingt ihm wie teuflischer Hahnenschrei, — er hört ihn eifern gegen den verruchten Templerorden, der auf Scheiterhaufen tausendmal verbrannt, immer wieder sein Haupt erhebe, nicht sterben könne und im geheimen, über die ganze Erde verbreitet, unvertilgbar weiterbestehe.

Es ist das erstemal, daß er Genaueres über den Glauben der Templer erfährt: — daß sie zwei Götter haben, einen obern, der fern von den Wesen steht, und einen untern, den Satan, der stündlich die Welt neu erschafft und sie mit Greueln erfüllt, gräßlicher von Tag zu Tag, bis sie endlich völlig im eigenen Blute erstickt, — daß über diesen beiden Göttern ein dritter stehe — der Baphomet, — ein Götzenbild mit goldnem Kopf und drei Gesichtern.

Die Worte sengen sich in ihn ein, als sei es der Mund des Feuers selbst, der sie ausspricht.

Er kann nicht in die Tiefen dringen, über denen sich ihr Sinn ausspannt wie ein schwankender Teppich aus Sumpfmoos, aber er fühlt mit unabweisbarer Gewißheit, daß *dieser* Weg für ihn der einzige ist, auf dem er sich selbst entrinnen kann: der Orden der Templer reckt den Arm nach ihm — die Erbschaft der Vorfahren, der kein Mensch entgehen kann.

Er verläßt den Mönch.

Wieder sind die Scharen der Toten rings um ihn, rufen ihm einen Namen zu, bis seine Lippen ihn wiederholen und er ihn allmählich — Silbe für Silbe — versteht, wie sein Mund ihn ausspricht, — es ist, als wachse er gleich einem Baum Zweig um Zweig aus seinem Herzen hervor, — ein Name,

ihm vollkommen fremd und doch mit seinem ganzen Dasein verwachsen, ein Name mit Purpur und Krone, den er beständig vor sich hinflüstern muß, nicht mehr loswerden kann, dessen Rhythmus Ja—cob—de—Vi—tri—a—co er im Takt empfindet, wie seine Füße beim Gehen den Boden berühren.

Nach und nach wird ihm der Name ein gespenstischer Führer, der vor ihm hergeht, heute als sagenhafter Hochmeister der Ritter vom Tempel, morgen als gestaltlose innere Stimme.

Wie ein in die Luft geworfener Stein seine Bahn ändert und mit wachsender Schnelle zur Erde strebt, bedeutet der Name für Leonhard plötzlich einen Wendepunkt in seinen Wünschen, und ein übermächtiger, unerklärlicher Trieb, nichts mehr zu wollen, als den Träger dieses Namens zu finden, verschlingt nach und nach sein ganzes Sinnen und Trachten.

Manchmal will er schwören, daß der Name ihm vollkommen neu ist, dann wieder erinnert er sich scharf, daß er in einem Buch seines Vaters steht an der und der Stelle als Oberhaupt des Ordens verzeichnet; vergeblich sagt er sich vor, daß es zwecklos ist, nach diesem Hochmeister Vitriaco auf Erden zu forschen, daß er einem vergangenen Jahrhundert angehört und seine Gebeine längst im Grabe modern müssen; aber der Verstand hat keine Macht mehr über den Durst des Suchens: das Radkreuz mit

den vier laufenden Beinen rollt vor ihm her, unsichtbar, zieht ihn hinter sich drein.

Er forscht in den Adelsarchiven der Ratsstuben, fragt Wappenkundige: niemand, der den Namen kennt.

Er stößt endlich in einer Klosterbibliothek auf das gleiche Buch wie das seines Vaters, liest das Buch durch, Seite für Seite, Zeile für Zeile: der Name Vitriaco steht nicht darin.

Er zweifelt an seinem Gedächtnis, seine ganze Vergangenheit scheint zu wanken; aber der Name Vitriaco bleibt als einziger fester Punkt, unverrückbar wie ein Felsblock.

Er beschließt, sich ihn für alle Zeiten aus dem Hirn zu reißen, setzt sich heute eine bestimmte Stadt als nächstes Ziel: schon morgen ist's ein ferner undeutlicher Ruf irgendwoher, der wie Vi—tri—a—co klingt, und eine andere Straße führt ihn ab vom Wege, — ein Kirchturm am Horizont, der Schatten eines Baumes, der deutende Arm eines Meilenzeigers, alles wird, so sehr er sich auch zum Zweifel zwingt, zum weisenden Finger, daß er dem Orte nahe sei, wo der geheimnisvolle Hochmeister Vitriaco lebt und seine Schritte lenkt.

In einer Herberge trifft er einen fahrenden Quacksalber, und eine vage Hoffnung narrt ihn, es könne vielleicht der sein, den er sucht, aber der Quack-

salber nennt sich — Doktor Schrepfer. Er ist ein Mann mit kleinen blanken Marderzähnen, dunkler Gesichtsfarbe und listigen Augen, und es gibt nichts auf Erden, das er nicht weiß, keinen Ort, den er nicht kennt, keinen Gedanken, den er nicht errät, kein Herz, in dessen Abgründe er nicht schaut, keine Krankheit, die er nicht heilt, keine Zunge, die nicht schwätzt, wenn er will, keinen Pfennig, der vor ihm sicher ist; — die Mädchen drängen sich, daß er ihnen wahrsage aus der Hand und den Karten; die Leute verstummen, als er ihnen ihre Vergangenheit zuraunt, schleichen scheu davon.

Leonhard bleibt die ganze Nacht mit ihm beisammen und zecht; im Rausch übermannt ihn bisweilen ein Grausen, daß es kein Mensch ist, der da vor ihm sitzt. Oft verschwinden seine Züge — er sieht nur die weißen Zähne blitzen, hinter denen Worte hervorkommen, halb Echo dessen, was er selber spricht, halb Antworten auf kaum gedachte Fragen.

Als lese der Mann in seinem Gehirn die innersten Wünsche: stets bringt er auch das gleichgültigste Gespräch zum Schluß auf die Templer. Leonhard will ihn aushorchen, ob ihm ein gewisser Vitriaco bekannt sei — aber jedesmal, im letzten Moment, wenn es fast schon zu spät ist, warnt ihn ein tiefes Mißtrauen und er beißt den Namen entzwei.

Sie reisen zusammen weiter, wohin der Zufall sie führt, von einem Jahrmarkt zum andern.

Der Doktor Schrepfer frißt Feuer, schluckt Schwerter, verwandelt Wasser in Wein, sticht sich Dolche durch Wange und Zunge, ohne daß es blutet, heilt Besessene, bespricht Wunden, zitiert Gespenster, verhext Mensch und Vieh.

Täglich hat Leonhard vor Augen, daß der Mann ein Betrüger ist, weder lesen noch schreiben kann und dennoch Wunder vollbringt: Lahme werfen die Krücken fort und tanzen, kreißende Weiber gebären, sobald er die Hände auf sie legt, die Krämpfe der Epileptischen hören auf, Ratten laufen in Rudeln aus den Häusern und stürzen sich ins Wasser — er kann sich nicht von ihm losmachen, steht unter seinem Bann und dünkt sich frei.

Kaum will die Hoffnung sterben, daß er durch ihn den Hochmeister Vitriaco jemals finden wird, lodert sie in der nächsten Minute hell wieder auf, durch irgendein doppelsinniges Wort geschürt, und schlägt ihn von neuem in Fesseln.

Alles, was der Gaukler spricht und tut, hat ein zwiefältiges Gesicht: er prellt die Menschen und hilft ihnen damit; er lügt, und seine Reden bergen die höchste Wahrheit; er spricht die Wahrheit, und die Lüge grinst hervor; er phantasiert drauf los: seine Worte werden Prophezeiung; er weissagt aus

den Sternbildern: es trifft ein, trotzdem er keine Ahnung hat von Astrologie; er braut Arzneien aus harmlosen Kräutern: sie wirken wie Zauber; er lacht über die Leichtgläubigen und ist selber abergläubisch wie ein altes Weib; er verhöhnt das Kruzifix und schlägt das Kreuz, wenn eine Katze über den Weg läuft; stellt man ihm Fragen, erwidert er frech mit den gleichen Worten, die die Wißbegierigen noch im selben Atem gebrauchen, und sie formen sich in seinem Munde zu Antworten, die den Nagel auf den Kopf treffen.

Mit Staunen sieht Leonhard eine wundersame Kraft sich in diesem wertlosesten irdischen Werkzeuge offenbaren; allmählich ahnt er den Schlüssel zu dem Rätsel: erblickt er in ihm nur den Schwindler, so kraust sich alles, was er von ihm erfährt, zu Unsinn und Hirngespinst, wendet er sich aber an die unsichtbare Macht, die sich in dem Doktor Schrepfer spiegelt wie die Sonne in einer Pfütze, sofort wird der Quacksalber zu ihrem Sprachrohr und die Quellen lebendiger Wahrheit brechen auf.

Er wagt den Versuch, überwindet sein Mißtrauen, fragt den Mann ohne ihn anzusehen — wie in die violetten und purpurnen Wolken des Abendhimmels hinein, — ob er den Namen kennt: Jacob de — —.

„— Vitriaco,“ ergänzt der andere schnell, bleibt

stehen wie in Verzückung, verneigt sich tief gegen Westen, setzt eine feierliche Miene auf und erzählt im bebenden Flüsterton, daß endlich die Stunde der Erweckung gekommen, daß er selber ein Templer des dienenden Grades sei, berufen, Suchende auf den geheimnisvoll verschlungenen Pfaden des Lebens zum Meister zu führen. Schildert in einem Schwall von Worten die Herrlichkeit, die des Erwählten wartet, den Glanz, der das Angesicht der Brüder umgibt und sie freimacht von Reue jeglicher Art, von Blutschuld, Sünde und Qual und zu Janusköpfen, die in zwei Welten hineinblicken von Ewigkeit zu Ewigkeit, unsterbliche Zeugen des Diesseits und Jenseits, — dem Netze der Zeitlichkeit für immer entronnene riesige Menschenfische im Ozean des Daseins, unsterblich hier und dort.

Dann deutet er ekstatisch auf den dunkelblauen Saum einer Hügelkette am Horizont: daß dort drinnen tief in der Erde inmitten ragender Säulen das Heiligtum des Ordens errichtet stehe aus Druidensteinen getürmt, wo alljährlich ein einziges Mal im Dunkel der Nacht sich die Jünger des Baphometkreuzes versammeln — die Auserkorenen des unteren Gottes, der die Wesen regiert, die Schwachen zertritt und die Starken zur Sohnschaft erhebt. Nur wer ein wahrhaftiger Ritter sei, ein Frevler vom Haupt bis zur Ferse, getauft in den Flammen des

geistigen Aufruhrs, und keiner der Winsler, die stündlich zurückbeben vor dem Popanz der Todsünde und sich ohne Unterlaß kastrieren am heiligen Geist, der doch ihr eigenstes Ich sei, könne der Aussöhnung mit dem Satan, dem einzigen Gegürteten unter den Göttern, teilhaftig werden, ohne die es nimmermehr eine Heilung des Zwiespaltes gebe zwischen Wunsch und Geschick.

Leonhard hört der schwülstigen Rede zu mit fadem Geschmack auf der Zunge; Ekelhaftes geht von der verlogenen Phantastik aus: daß da mitten in einem Walde deutschen Landes ein verborgener Tempel stehen soll, — aber der fanatische Ton, der in den Worten schwingt, dröhnt wie Orgelbrausen sein Denken nieder, er läßt mit sich geschehen, was der Doktor Schrepfer befiehlt, zieht die Schuhe aus, sie zünden ein Feuer an, Funken spritzen hinein in die Finsternis der Sommernacht, er trinkt aus einem Napf den scheußlichen Trank, den ihm jener aus Kräutern braut, damit er — rein werde.

„Lucifer, der du Unrecht leidest, ich grüße dich!“ soll er sich einprägen als Erkennungszeichen. Er hört den Satz; die Silben stehen seltsam getrennt wie steinerne Pfeiler umher, manche weit weg, wieder welche dicht vor seinem Ohr, sind für ihn nicht mehr Laute, schießen zu Säulen auf, bilden Gänge, — so selbstverständlich, wie sich in Halbträumen

Dinge ineinander verwandeln können und Großes in Kleines schlüpft.

Der Quacksalber faßt ihn an der Hand, sie wandern, lang lang, wie es scheint; Leonhard brennen die nackten Sohlen. Er fühlt Ackerschollen unter den Füßen.

Bodenerhebungen quellen in der Dunkelheit zu lockern Gebilden.

Augenblicke nüchternen Zweifels wechseln mit unerschütterlicher Zuversicht, — das feste Vertrauen, daß irgend etwas Wahres, wie stets bisher, hinter den Versprechungen seines Führers wartet, gewinnt die Oberhand.

Dann kommen seltsam erregende Momente, wo er durch Stolpern über Steine ruckweise erwacht und erkennt, daß sein Körper in tiefem Schlaf dahinwandert; gleich darauf vergißt er sein Aufschrecken wieder, leere Zeiträume von unendlicher Dauer schieben sich dazwischen, drängen seinen Argwohn aus der Gegenwart ab in scheinbar längst vergangene Epochen.

Der Weg senkt sich.

Breite, hallende Stufen eilen in die Tiefe.

Dann tastet sich Leonhard kalte glatte Marmorwände entlang; — er ist allein, will sich umsehen nach seinem Begleiter — — da rauben ihm Posaunenstöße dröhnend wie der Ruf zur Auferstehung fast

die Besinnung, die Knochen vibrieren in seinem Leib, vor den Augen reißt die Nacht entzwei: der Sturm der Fanfaren wird grelles Licht— er steht in einem weißen Kuppelbau.

Mitten im Raum dicht vor ihm schwebt frei — ein goldner Kopf mit drei Gesichtern; das eine gegenüber, in das er flüchtig blickt, deucht ihm sein eigenes, nur jung; der Ausdruck der Todes ist darin, und dennoch strahlt aus dem Schein des Metalls, der die Züge halb verblendet, der Einfluß unzerstörbaren Lebens; es ist nicht die Larve seiner Jugend, die Leonhard sucht, er will die beiden andern Gesichter sehen, die in die Dunkelheit schauen, und das Geheimnis ihrer Miene erkennen, aber immer wenden sie sich von ihm ab: der goldene Kopf dreht sich, wenn er ihn zu umschreiten versucht, hält ihm stets dasselbe Antlitz entgegen.

Leonhard späht umher nach dem Zauber, der das Kopfwesen in Bewegung setzt, da sieht er plötzlich die Wand im Hintergrund durchscheinend wie öliges Glas, und jenseits steht, die Arme ausgebreitet, in zerlumptem Gewand, bucklig, einen Schlapphut tief über die Augen, regungslos wie der Tod, auf einem Hügel aus Leichengebein, daraus spärliche grüne Halme sprießen, — — — der Herr der Welt.

Die Posaunen verstummen.

Das Licht erstirbt.

Der goldene Kopf verschwindet.

Nur der fahle Schein der Verwesung, der die Gestalt umgibt, bleibt bestehen.

Leonhard fühlt, wie Starrheit über seinen Körper kriecht, ihm Glied für Glied lähmt, sein Blut stocken macht, wie sein Herz langsamer und langsamer schlägt und endlich erlischt.

Das einzige, mit dem er noch „ich“ sagen kann, ist ein winziger Funke irgendwo in der Brust.

Stunden sickern wie zögernd sich lösende Tropfen, dehnen sich zu endlosen Jahren.

Kaum merkbar gewinnt der Umriß der Gestalt Wirklichkeit: unter dem Anhauch dämmernden Morgengrau's schrumpfen langsam ihre Hände an den ausgebreiteten Armen zu Stümpfen aus morschem Holz, die Totenschädel räumen zaudernd runden staubigen Steinen den Platz.

Mühsam richtet Leonhard sich auf; vor ihm reckt sich in drohender Haltung, mit Fetzen umhüllt, das Gesicht zerbrochene Scherben, eine — bucklige Vogelscheuche empor.

Die Lippen brennen ihm im Fieber, seine Zunge ist wie verdorrt; neben ihm glimmt noch die Asche des Reisigfeuers unter dem Napf mit dem Rest des giftigen Trankes. Der Quacksalber ist fort, — mit ihm die letzte Barschaft; Leonhard erfaßt es nur mit halbem Sinn: die Eindrücke des nächtlichen

Erlebnisses wühlen zu tief durch ihre nagende Innerlichkeit; wohl ist die Vogelscheuche da nicht länger der Herr der Welt, aber der Herr der Welt ist selber nur mehr eine jämmerliche Vogelscheuche, schreckhaft bloß für die Furchtsamen, unerbittlich gegen die Flehenden, mit Tyrannenmacht bekleidet für die, die Sklaven sein wollen und sie mit dem Nimbus der Macht behängen, — ein erbärmliches Zerrbild allen, die frei und stolz sind.

Das Geheimnis des Doktor Schrepfer liegt plötzlich offenbar: die rätselhafte Kraft, die durch ihn wirkt, ist nicht sein eigen, steht auch nicht hinter ihm mit der Tarnkappe. Sie ist die magische Gewalt der Gläubigen, die an sich selbst nicht zu glauben vermögen, sie selber nicht zu gebrauchen wissen, sie auf einen Fetisch übertragen müssen, sei er Mensch, ein Gott, Pflanze, Tier oder Teufel, damit sie wie aus einem Brennspiegel wundertätig zurückstrahle, — ist der Zauberstab des *wahren* Herrn der Welt, des innersten allgegenwärtigen, alles in sich verschlingenden Ichs, der Quelle, die nur geben und niemals nehmen kann ohne ein machtloses „Du" zu werden, das Ich, auf dessen Geheiß der Raum zerbrechen muß und die Zeit zum goldenen Gesicht ewiger Gegenwart erstarren, — das königliche Zepter des Geistes, gegen das zu sündigen der einzige Frevel ist, der nicht vergeben werden kann; ist die

Macht, die kund wird durch den Lichtkreis magischer, unzerstörbarer Gegenwart, alles in ihren Urgrund saugt.

Götter und Wesen, Vergangenheit und Zukunft, Schatten und Dämonen verhauchen ihr scheinbares Leben darin. Sie ist die Macht, die keine Grenzen kennt und in dem am stärksten wirkt, der selbst der Größte ist, die immer innen ist und niemals außen — alles, was außen bleibt, sofort zur Vogelscheuche macht.

Die Verheißung des Quacksalbers von der Vergebung der Sünden erfüllt sich an Leonhard: kein Wort, das nicht Wahrheit wird; der Meister ist gefunden: Leonhard ist es selbst.

Wie ein großer Fisch ein Loch in das Netz reißt und entrinnt, so ist er erlöst durch sich selbst von dem Vermächtnis des Fluches — ein Erlöser denen, die ihm folgen wollen.

Alles ist Sünde oder nichts ist Sünde, alle Ichs sind ein gemeinsames Ich, — klar ist er sich dessen bewußt.

Wo lebt die Frau, die nicht zugleich seine Schwester ist, welche irdische Liebe ist nicht zugleich Blutschande, welches weibliche Tier, und sei es das kleinste, darf er töten, ohne nicht Muttermord und Selbstmord zugleich zu begehen? Ist sein eigener Leib etwas anderes als eine Erbschaft von Myriaden von Tieren?

Niemand ist da, der das Schicksal verhängt, als das eine große Ich, das sich als zahllose Ichbilder spiegelt; als große und kleine, klare und trübe, böse und gute, fröhliche, traurige und doch von Leid und Freude nicht berührt wird, in Vergangenheit und Zukunft als immerwährende Gegenwart bestehen bleibt, gleich wie die Sonne nicht schmutzig und nicht runzlig wird, wenn auch ihr Spiegelbild in Pfützen oder sich kräuselnden Wellen schwimmt, und nicht in Vergangenheit hinabsteigt, nicht aus der Zukunft emportaucht, ob nun die Wasser versiegen oder neue aus Regen sich bilden: niemand ist da, der das Schicksal verhängt, als das große gemeinsame Ich — die Ursache, die Sache, die der Urgrund ist.

Wo bleibt da Raum für die Sünde? Der tückische unsichtbare Feind, der vergiftete Pfeile aus der Finsternis schießt, ist dahin; Dämonen und Götzen sind tot, — verreckt wie Fledermäuse am Glanze des Lichts.

Leonhard sieht seine tote Mutter auferstehen mit den ruhelosen Zügen, seinen Vater, seine Schwester und Gattin Sabine: sie sind nur mehr Bilder wie seine eigenen vielen Körper in Kindesgestalt, als Jüngling und Mann; ihr wahres Leben ist unvergänglich und ohne Form, so wie sein eigenes Ich.

Er schleppt sich zu dem Weiher, den er in der

Nähe erblickt, um seine brennende Haut zu kühlen; er empfindet die Schmerzen, die seine Eingeweide zerreißen, nicht mehr als die seinen, — so, als seien sie die eines andern.

Vor dem Morgenrot ewiger Gegenwart, die jedem Sterblichen so selbstverständlich dünkt wie das eigene Gesicht und doch so urfremd ist wie das eigene — Gesicht, verbleichen alle Schemen, auch die der leiblichen Qual.

Und wie er die weiche Krümmung der Ufer sinnend betrachtet und die kleinen mit Schilf bestandenen Inseln, überkommt ihn Erinnerung.

Er sieht, daß er wieder daheim im Park seiner Jugend ist.

Eine Wanderung durch die Nebel des Lebens im großen Kreise herum!

Tiefe Zufriedenheit beruhigt sein Herz, Furcht und Grauen sind ausgetilgt, er ist versöhnt mit den Toten und den Lebenden und mit sich selbst.

Das Geschick birgt fortan keine Schrecken für ihn, nicht in der Vergangenheit und nicht in der Zukunft.

Der goldne Kopf der Zeit hat nur mehr ein einziges Gesicht: die Gegenwart als Gefühl nie endender seliger Ruhe kehrt ihm ihr ewig junges Antlitz zu; die beiden andern sind für immer abgewandt wie die dunkle Hälfte des Mondes von der Erde.

Der Gedanke, daß alles, was sich bewegt, sich zum Kreise schließen muß, daß auch er ein Teil des großen Gesetzes ist, das die Weltenkörper rund macht und rund hält, bekommt etwas unendlich Tröstliches für ihn; klar erfaßt er den Unterschied zwischen dem Satanszeichen mit den ruhelos laufenden vier Menschenbeinen und dem stillstehenden, aufrechten Kreuz. —

Ob seine Tochter wohl noch lebt? Sie muß eine alte Frau sein, kaum zwanzig Jahre jünger als er.

Gelassen schreitet er dem Schlosse zu; der Kiesweg trägt ein buntes Fell aus Fallobst und wilden Blumen, die jungen Birken sind knorrige Riesen in hellen Mänteln; ein schwarzer Trümmerhaufen bedeckt, mit silbernen Unkrautdolden durchwachsen, die Kuppe des Hügels.

Seltsam berührt wandert er in den sonnenheißen Schutthalden umher: eine alte, wohlbekannte Welt hebt sich neu in Glanz verklärt aus der Vergangenheit; Bruchstücke, die er findet da und dort unter verkohltem Gebälk, fügen sich zu einem Ganzen; ein verbogener bronzener Pendel zaubert die braune Uhr der Kinderjahre hinein in wiedergeborene Gegenwart, tausend Blutstropfen alter Qual werden leuchtende rote Sprenkel im Phönixgefieder des Lebens.

Eine Schafherde, von lautlosen Hunden zu brei-

tem, grauem Viereck gescheucht, zieht die Wiesen hinunter; er fragt den Hirten nach den Bewohnern des Schlosses, der Mann murmelt etwas von verwunschener Gegend und einem alten Weib, der letzten Bewohnerin der Brandstätte, — einer bösartigen Hexe mit einem Blutmal auf der Stirn wie Kain, die unten im Meiler wohnt, — und er zieht eilig und mürrisch seines Weges.

Leonhard betritt die Kapelle, die in einem Urwald versteckt liegt: die Tür hängt in den Angeln, nur noch der vergoldete Betstuhl steht schimmelumzogen darin, die Fenster trüb, Altar und Bilder vermodert, das Kreuz auf der erzenen Falltür von Grünspan zerfressen, braunes Moos quillt durch die Fugen.

Er fährt mit dem Fuß darüber hin, da kommt aus einem Glanzstreifen des Metalls eine halberloschene Inschrift hervor: eine Jahreszahl und daneben die Worte:

„Erbaut von

Jakob de Vitriaco.“

Die feinen Spinnenfäden, die die Dinge der Erde mitsammen verbinden, entwirren sich vor Leonhards Erkenntnis: der belanglose Name eines fremden Baumeisters, kaum eingeritzt in sein Gedächtnis, so und so oftmal in der Zeit der Jugend gelesen und so und so oftmal wieder vergessen — sein alter,

unsichtbarer im Kreis der Wanderung als rufender Meister verkleideter Begleiter, er liegt vor seinen Füßen, zum gleichgültigen Wort geworden in derselben Stunde, wo seine Sendung zu Ende und die geheime Sehnsucht der Seele, heimzukehren zum Ausgangspunkt, erfüllt ist.

Meister Leonhard sieht den Rest seines Lebens als Einsiedler inmitten der Wildnis des Daseins, er trägt ein härenes Kleid aus rauhen Decken, die er unter den Trümmern der Brandstätte findet, baut einen Herd aus rohen Ziegeln.

Die Gestalten der Menschen, die sich bisweilen in die Nähe der Kapelle verirren, scheinen ihm wesenlos wie Schemen, werden erst lebendig, wenn er ihr Bild hineinzieht in den Zauberkreis seines Ichs und sie darin unsterblich macht.

Die Formen des Daseins sind ihm dasselbe wie die wechselnden Gesichter der Wolken: mannigfaltig und doch im Grunde nichts als Wasserdampf. — —

Er hebt seinen Blick über die beschneiten Baumgipfel.

Wieder wie damals in der Nacht der Geburt seiner Tochter stehen zwei große Sterne dicht beisammen am südlichen Himmel, starren auf ihn herab.

Fackeln wimmeln durch den Wald.

Sensen klirren.

Wutverzerrte Gesichter schweben zwischen den Stämmen, halblaute Stimmen murren, das alte bucklige Weib aus dem Meiler steht wieder vor der Kapelle, fuchtelt mit hageren Armen, deutet auf die Teufelssilhouette im Schnee, winkt den abergläubischen Bauern, glotzt mit irren Augen wie mit zwei grünlichen Sternen unverwandt durch die Scheiben.

Auf ihrer Stirne glüht ein rotes Muttermal.

Meister Leonhard rührt sich nicht, er weiß, daß die da draußen ihn zu erschlagen kommen, weiß, daß der Teufelsschatten, der aus ihm herausfällt auf den Schnee und ein Nichts bedeutet und jeder Bewegung seiner Hand folgen muß, die Ursache der Wut der abergläubischen Menge ist, aber er weiß auch, daß der, den sie erschlagen: sein Leib, — nur ein Schatten ist, so wie sie nur Schatten sind — wesenloser Schein im Scheinreich der rollenden Zeit, und daß auch die Schatten dem Gesetze des Kreises gehorchen.

Er weiß, daß die Alte mit dem Blutmal seine Tochter ist, die die Züge seiner Mutter trägt, und von ihr das Ende kommt, damit sich der große Bogen schließe:

Die Wanderung der Seele im Kreis durch die Nebel der Geburten zurück zum Tod.

Das Grillenspiel

„Nun?“ fragten die Herren wie aus einem Munde, als Professor Goclenius rascher als es sonst seine Gewohnheit war und mit auffallend verstörtem Gesicht eintrat, „nun, hat man Ihnen die Briefe ausgefolgt? — Ist Johannes Skoper schon unterwegs nach Europa? — Wie geht es ihm? Sind Sammlungen mit angekommen?“ — riefen alle durcheinander.

„Nur das hier,“ sagte der Professor ernst und legte ein Bündel Schriften und ein Fläschchen, in dem sich ein totes, weißliches Insekt in der Größe eines Hirschkäfers befand, auf den Tisch, „der chinesische Gesandte hat es mir selbst mit dem Bemerken übergeben, es sei heute auf dem Umweg über Dänemark angekommen.“

„Ich fürchte, er hat schlimme Nachrichten über unsern Kollegen Skoper erfahren,“ flüsterte ein bartloser Herr hinter der Hand seinem Tischnachbar zu, einem greisenhaften Gelehrten mit wallender Löwenmähne, der, — wie er selbst, Präparator am naturwissenschaftlichen Museum, — die Brille auf die Stirn geschoben hatte und mit tiefstem Interesse das Insekt in der Flasche betrachtete.

Es war ein seltsames Zimmer, in dem die Herren — sechs an der Zahl und sämtlich Forscher auf dem Gebiet der Schmetterlings- und Käferkunde — saßen.

Ein stumpfer Geruch nach Kampfer und Sandelholz verstärkte aufdringlich den Eindruck des fremdartig Totenhaften, das von den Igelfischen, die an Schnüren von der Decke herabhingen, — glotzäugig, wie abgeschnittene Köpfe gespenstischer Zuschauer, — von den weiß und rot grellbemalten Teufelsmasken wilder Insulanerstämme, von den Straußeneiern, den Hairachen, Narwalzähnen, verrenkten Affenkörpern und all den tausenderlei grotesken Formen einer fernen Zone ausging.

An den Wänden über braunen, wurmstichigen Schränken, die etwas Klösterliches hatten, wie das morsche Licht des Abendrots aus dem verwilderten Museumsgarten herein durch das bauchige Gitterfenster spielte, hingen, liebevoll in Gold gerahmt, gleich ehrwürdigen Ahnenbildern verblaßte Porträts ins Riesenhafte vergrößerter Baumwanzen und Maulwurfsgrillen.

Verbindlich den Arm gekrümmt, verlegenes Lächeln um die Knopfnase und die gelben, kreisrunden Glasaugen, den Zylinderhut des Herrn Präparators auf dem Haupte, beugte sich in der Haltung eines vorsintflutlichen Dorfschulzen, der sich zum

erstenmal im Leben photographieren läßt, ein Faultier aus der Ecke, umwimpelt von baumelnden Schlangenhäuten.

Den Schwanz in den dämmerigen Fernen des Ganges geborgen und die edleren Teile laut Wunsch des Unterrichtsministers im Frischlackiertwerden begriffen, starrte der Stolz des Institutes, ein zwölf Meter langes Krokodil, mit treulosem Katzenblick durch die Verbindungstür herein ins Gemach. —

Professor Goclenius hatte Platz genommen, die Schnur von dem Briefbündel gelöst und die einleitenden Zeilen unter dem Gemurmel durchflogen.

„Datiert ist es aus Bhutan — Südosttibet, — und zwar vom 1. Juli 1914, — also vier Wochen vor Kriegsausbruch; der Brief war demnach länger als ein Jahr unterwegs," setzte er dann laut hinzu. „Kollege Johannes Skoper schreibt hier unter anderem: „Über die reiche Ausbeute, die ich auf meiner langen Reise aus den chinesischen Grenzgebieten durch Assam in das bisher unerforschte Land Bhutan machte, werde ich Ihnen nächstens ausführlich berichten; heute nur kurz über die seltsamen Umstände, denen ich die Entdeckung einer neuen weißen Grille" — Professor Goclenius deutete auf das Insekt in der Flasche — „verdanke, die von den Schamanen zu abergläubischen Zwecken gebraucht und ‚Phak'

genannt wird, ein Wort, das zugleich ein Schimpfname ist für alles, was einem Europäer oder weißrassigen Menschen ähnlich sieht.

Also: eines Morgens erfuhr ich von lamaistischen Pilgern, die nach Lhasa zogen, es befinde sich unweit meines Lagerplatzes ein sehr hoher, sogenannter Dugpa, — einer jener in ganz Tibet gefürchteten Teufelspriester, die, an ihren scharlachroten Kappen kenntlich, behaupten, direkte Abkömmlinge des Dämons der Fliegenschwämme zu sein. Jedenfalls sollen die Dugpas der uralten tibetischen Religion der Bhons angehören, von der wir so gut wie nichts wissen, und Nachkommen einer fremdartigen Rasse sein, deren Ursprung sich im Dunkel der Zeit verliert. Jener Dugpa, erzählten mir die Pilger und drehten dabei voll abergläubischer Scheu ihre kleinen Gebetmühlen, sei ein Samtscheh Mitschebat, das ist ein Wesen, das man nicht mehr mit dem Namen Mensch bezeichnen dürfe, das ‚binden und lösen' könne, dem, kurz und gut, infolge seiner Fähigkeit, Raum und Zeit als Wahnvorstellungen zu durchschauen, nichts unmöglich sei auf Erden zu vollbringen. Es gäbe, sagte man mir, zwei Wege, um jene Stufen zu erklimmen, die über das Menschentum hinausführen: den einen, den des ‚Lichtes' — der Einswerdung mit Buddha — und einen zweiten, entgegengesetzten: den ‚Pfad der

linken Hand', zu dem nur ein geborener Dugpa die Eingangspforte wüßte — ein geistiger Weg voll Grauen und Entsetzlichkeit. Solche ‚geborene' Dugpas kämen — wenn auch sehr vereinzelt — unter allen Himmelsstrichen vor und wären merkwürdigerweise fast immer die Kinder besonders frommer Leute. ‚Es ist,' sagte der Pilger, der es mir erzählte, ‚wie wenn die Hand des Herrn der Finsternis ein giftiges Reis aufpfropft auf den Baum der Heiligkeit,' und man wisse nur ein Mittel, an einem Kinde zu erkennen, ob es geistig zum Bunde der Dugpas gehört oder nicht, das ist — wenn der Haarwirbel auf dem Scheitel von links nach rechts, statt umgekehrt, läuft.

Ich sprach sofort — rein aus Neugierde — den Wunsch aus, den erwähnten hohen Dugpa zu Gesicht zu bekommen, aber mein Karawanenführer, selber ein Osttibeter, widersetzte sich mit Hartnäckigkeit. Das alles sei dummes Zeug, Dugpas gäbe es im Bhutangebiet überhaupt nicht, schrie er in einem fort, auch würde ein Dugpa — schon gar ein Samtscheh Mitschebat — nie und nimmer einem Weißen seine Künste zeigen.

Der allzueifrige Widerstand des Mannes wurde mir immer verdächtiger, und nach stundenlangem Kreuz- und Querfragen brachte ich denn auch aus ihm heraus, daß er selbst Anhänger der Bhonreli-

gion sei und ganz genau wisse, — aus der rötlichen Färbung der Erddünste, wollte er mir vorlügen, — daß ein ‚eingeweihter' Dugpa in der Nähe weile.

‚Aber er wird dir niemals seine Künste zeigen,' schloß er jedesmal seine Rede.

‚Warum denn nicht?' fragte ich schließlich.

‚Weil er die — Verantwortung nicht übernimmt.'

‚Was für eine Verantwortung?' forschte ich weiter.

‚Er würde infolge der Störung, die er damit im Reiche der Ursachen anrichtet, von neuem in den Strudel der Wiederverkörperung verstrickt werden, wenn nicht noch etwas viel Schlimmeres.'

Es interessierte mich, Näheres über die geheimnisvolle Bhonreligion zu erfahren, und ich fragte daher: ‚Hat ein Mensch nach deinem Glauben eine Seele?'

‚Ja und Nein.'

‚Wieso?'

Als Antwort nahm der Tibeter einen Grashalm und machte einen Knoten hinein: ‚Hat das Gras jetzt einen Knoten?'

‚Ja.'

Er löste den Knoten wieder auf: ‚Und jetzt?'

‚Jetzt hat es keinen mehr.'

‚Genau so hat der Mensch eine Seele und hat keine,' sagte er einfach.

Ich versuchte es auf andere Weise, mir ein Bild über seine Ansicht zu machen: ‚Gut, nimm an, du wärest auf dem schrecklichen, kaum handbreiten Gebirgspaß, den wir neulich überschritten, in die Tiefe gestürzt, — hätte deine Seele weitergelebt oder nicht?‘

‚Ich wäre nicht abgestürzt!‘

Ich wollte ihm anders beikommen, deutete auf meinen Revolver: ‚Wenn ich dich jetzt totschieße, lebst du dann weiter oder nicht?‘

‚Du kannst mich nicht erschießen.‘

‚Doch!‘

‚Also versuch's.‘

Ich werde mich hüten, dachte ich bei mir, das wäre eine schöne Geschichte, ohne Karawanenführer in diesem grenzenlosen Hochland umherirren. Er schien meine Gedanken erraten zu haben und lächelte höhnisch. Es war zum Verzweifeln. Ich schwieg eine Weile.

‚Du kannst eben nicht *wollen*,‘ fing er plötzlich wieder an. ‚Hinter deinem Willen stehen Wünsche, solche, die du kennst, und solche, die du nicht kennst, und beide sind stärker als du.‘

‚Was ist also die Seele nach deinem Glauben?‘ fragte ich ärgerlich; ‚habe zum Beispiel ich eine Seele?‘

‚Ja.‘

‚Und wenn ich sterbe, lebt meine Seele dann weiter?'

‚Nein.'

‚Aber deine, meinst du, lebt weiter, wenn du stirbst?'

‚Ja. Weil ich einen — Namen habe.'

‚Wieso einen Namen? Ich habe doch auch einen Namen!'

‚Ja, aber du kennst deinen wirklichen Namen nicht, besitzest ihn also nicht. Das, was du für deinen Namen hältst, ist nur ein leeres Wort, das deine Eltern erfunden haben. Wenn du schläfst, vergißt du ihn, ich vergesse meinen Namen nicht, wenn ich schlafe.'

‚Aber wenn du tot bist, weißt du ihn auch nicht mehr!' wendete ich ein.

‚Nein. Aber der Meister kennt ihn und vergißt ihn nicht, und wenn er ihn ruft, so stehe ich wieder auf; aber nur ich und kein anderer, denn nur ich habe meinen Namen. Kein anderer hat ihn. Das, was du deinen Namen nennst, das haben viele andere mit dir gemeinsam — (so wie die Hunde,' murmelte er verächtlich vor sich hin.) Ich verstand die Worte zwar, ließ es mir aber nicht anmerken.

‚Was verstehst du unter dem ‚Meister'?' warf ich scheinbar unbefangen hin.

‚Den Samtscheh Mitschebat.'

‚Den, der hier in der Nähe ist?‘

‚Ja, aber nur sein Spiegelbild ist in der Nähe; der, der er in Wirklichkeit ist, ist überall. Er kann auch nirgends sein, wenn er will.‘

‚Er kann sich demnach unsichtbar machen?‘ — wider Willen mußte ich lächeln, — ‚du meinst: einmal ist er innerhalb des Weltenraumes und dann außerhalb; einmal ist er da — und dann ist er wieder nicht da?‘

‚Ein Name ist doch auch nur da, wenn man ihn ausspricht, und nicht mehr da, wenn man ihn nicht ausspricht,‘ hielt mir der Tibeter vor.

‚Und kannst zum Beispiel du auch einmal ein ‚Meister‘ werden?‘

‚Ja.‘

‚Dann wird es also zwei Meister geben, was?‘

Ich triumphierte innerlich, denn offen gestanden verdroß mich der geistige Hochmut des Kerls; jetzt hatte ich ihn in der Falle, glaubte ich (meine nächste Frage hätte gelautet: wenn der eine Meister die Sonne scheinen lassen will und der andere regnen, welcher behält recht?); um so mehr verblüffte mich die sonderbare Antwort, die er mir gab: ‚Wenn ich ein Meister sein werde, dann bin ich doch der Samtscheh Mitschebat. Oder glaubst du, es könnte zwei Dinge geben, die einander vollkommen gleich sind, ohne daß sie ein und dasselbe wären?‘

‚Immerhin seid ihr dann zwei und nicht einer; wenn ich euch begegnete, wäret ihr zwei Menschen und nicht einer,' widersprach ich.

Der Tibeter bückte sich, suchte unter den in Menge umherliegenden Kalkspatkristallen einen besonders durchsichtigen aus und sagte spöttisch: ‚Halte das ans Auge und schau den Baum dort an; du siehst ihn nunmehr doppelt, nicht wahr? Aber sind es deshalb — zwei Bäume?'

Ich wußte ihm nicht gleich etwas zu entgegnen, auch wäre es mir schwergefallen, in mongolischer Sprache, deren wir uns zur gegenseitigen Verständigung bedienen mußten, ein so verwickeltes Thema logisch zu erörtern: ich ließ ihm daher seinen Triumph. Innerlich konnte ich aber nicht genug staunen über die geistige Gelenkigkeit dieses Halbwilden mit seinen schiefen Kalmückenaugen und dem schmutzstarrenden Schafspelz. Es ist etwas Seltsames um diese Hochlandsasiaten, äußerlich sehen sie aus wie Tiere, aber rührt man an ihre Seele, kommt der Philosoph zum Vorschein.

Ich griff wieder auf den Ausgangspunkt unseres Gespräches zurück: ‚Du glaubst also, der Dugpa würde mir seine Künste nicht zeigen, weil er die — Verantwortung ablehnt?'

‚Nein, gewiß nicht.'

‚Wenn aber ich die Verantwortung übernähme?!'

Das erstemal, seit ich den Tibeter kannte, geriet er außer Fassung. Eine Unruhe, die er kaum bemeistern konnte, lief über sein Gesicht. Der Ausdruck wilder, mir unerklärlicher Grausamkeit wechselte mit dem eines tückischen Frohlockens. Wir haben in den vielen Monaten unseres Beisammenseins oft wochenlang Todesgefahren aller Art ins Auge geblickt, haben schauerliche Abgründe überschritten auf schwankenden, nur fußbreiten Bambusbrücken, daß mir vor Entsetzen das Herz stillstand, haben Wüsten durchquert und sind fast verdurstet, aber niemals verlor er auch nur eine Minute sein inneres Gleichgewicht. Und jetzt? Was konnte die Ursache sein, daß er mit einemmal so außer sich geriet? Ich sah ihm an, wie in seinem Hirn die Gedanken sich jagten.

‚Führe mich zu dem Dugpa, ich werde dich reichlich belohnen,' redete ich ihm eifrig zu.

‚Ich will es mir überlegen,' antwortete er endlich.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war noch tiefe Nacht, da weckte er mich in meinem Zelt. Er sei bereit, sagte er.

Er hatte zwei unserer zottigen Mongolenpferde, die nicht viel höher sind als große Hunde, gesattelt, und wir ritten hinein in die Finsternis.

Die Leute meiner Karawane lagen um die verglimmenden Reisigfeuer herum in festem Schlaf.

Stunden vergingen und wir wechselten kein Wort;

der eigentümliche Moschusgeruch, den die tibetischen Steppen in Julinächten auszuströmen pflegen, und das eintönige Zischen des Ginsters, wie die Beine unserer Pferde hindurchfegten, betäubte mich fast, so daß ich, um wach zu bleiben, unverwandt emporblicken mußte zu den Sternen, die hier in diesem wilden Hochland etwas Loderndes, Flackerndes haben wie brennende Papierfetzen. Ein erregender Einfluß geht von ihnen aus, der das Herz mit Unruhe erfüllt.

Als die Morgendämmerung über die Berggipfel kroch, bemerkte ich, daß die Augen des Tibeters weit offen standen und ohne zu zwinkern immerwährend auf einen Punkt am Himmel starrten. — Ich sah, daß er geistesabwesend war.

Ob er denn den Aufenthalt des Dugpas so genau kenne, daß er nicht auf den Weg zu achten brauche, fragte ich ihn ein paarmal, ohne eine Antwort zu bekommen.

‚Er zieht mich, wie der Magnetstein das Eisen anzieht', lallte er schließlich mit schwerer Zunge wie aus dem Schlaf.

Nicht einmal mittags machten wir Rast, immer wieder trieb er stumm sein Pferd zu neuer Eile an. Ich mußte im Sattel meine paar Stücke gedörrtes Ziegenfleisch verzehren.

Gegen Abend hielten wir, um den Fuß eines

kahlen Hügels biegend, in der Nähe eines jener fantastischen Zelte, wie man sie im Bhutan zuweilen zu Gesicht bekommt. Sie sind schwarz, oben spitz, unten sechseckig mit aufwärts gebauchten Rändern und stehen auf hohen Stelzen, so daß sie einer riesigen Spinne gleichen, die mit dem Bauche die Erde berührt.

Ich hatte erwartet, einen schmutzigen Schamanen mit verfilztem Haar und Bart zu treffen, eines der wahnsinnigen oder epileptischen Geschöpfe, die unter den Mongolen und Tungusen häufig sind, die sich mit dem Absud von Fliegenschwämmen betäuben und dann Geister zu sehen glauben oder unverständliche Prophezeiungen ausstoßen; statt dessen stand da — unbeweglich — ein Mann vor mir, gut sechs Fuß hoch, auffallend schmal im Wuchs, bartlos, das Gesicht olivgrünlich schimmernd, von einer Farbe, wie ich sie noch nie bei einem Lebenden gesehen, die Augen schräg und unnatürlich weit auseinander. Der Typus einer mir vollkommen fremden Menschenrasse.

Seine Lippen, gleich der Gesichtshaut faltenlos wie aus Porzellan, waren scharfrot, messerdünn und so stark geschwungen — besonders an den weit emporgezogenen Mundwinkeln — wie unter einem erbarmungslosen erstarrten Lächeln, daß sie aussahen, als seien sie aufgemalt.

Ich konnte den Blick nicht von dem Dugpa wen-

den — lange nicht —, und wenn ich jetzt daran zurückdenke, möchte ich fast sagen: ich kam mir vor wie ein Kind, dem der Atem stehenbleibt vor Entsetzen beim Anblick einer plötzlich aus dem Dunkel auftauchenden grauenhaften Maske.

Auf dem Kopf trug der Dugpa eine glattanliegende scharlachrote Kappe ohne Rand; im übrigen bis zu den Knöcheln einen kostbaren Pelz aus orangegelb gefärbtem Zobel.

Er und mein Führer sprachen kein Wort mitsammen, ich nehme jedoch an, daß sie sich durch heimliche Gesten verständigt haben, denn ohne zu fragen, was ich von ihm wolle, sagte der Dugpa plötzlich und unvermittelt, er sei willens mir zu zeigen, was immer ich wünsche, doch müsse ich ausdrücklich alle Verantwortung, auch wenn ich sie nicht kennte, übernehmen.

Ich erklärte mich — natürlich — sofort bereit.

Ich solle zum Zeichen dafür mit der linken Hand die Erde berühren, verlangte er.

Ich tat es.

Schweigend ging er sodann eine Strecke voraus und wir folgten ihm, bis er uns niedersitzen hieß. Es war eine tischähnliche Bodenerhebung, an deren Rand wir uns lagerten.

Ob ich ein weißes Tuch bei mir trüge?

Ich suchte vergeblich in meinen Taschen, fand aber

nur im Rockfutter eine alte, verblaßte, zusammenlegbare Karte von Europa (ich hatte sie offenbar die ganze lange Zeit meiner Asienreise bei mir getragen), breitete sie zwischen uns und erklärte dem Dugpa, die Zeichnung sei ein Bild meiner Heimat.

Er wechselte einen raschen Blick mit meinem Führer, und wieder sah ich auf dem Gesicht des Tibeters jenen Ausdruck haßerfüllter Bosheit aufleuchten, der mir schon am Abend vorher aufgefallen war.

Ob ich den Grillenzauber zu sehen wünschte?

Ich nickte und war mir im Augenblick klar, was kommen würde: ein bekannnter Trick — das Hervorlocken von Insekten aus der Erde durch Pfeifen oder dergleichen.

Richtig, ich hatte mich nicht getäuscht; der Dugpa ließ ein leises, metallenes Zirpen hören (mit einem kleinen, silbernen Glöckchen, das sie versteckt bei sich tragen, machen sie das), und sofort kamen aus ihren Schlupfwinkeln im Boden eine Menge Grillen und krochen auf die helle Landkarte.

Immer mehr und mehr.

Unzählige.

Ich hatte mich schon geärgert, wegen eines läppischen Kunststückes, das ich bereits in China oft genug gesehen hatte, einen so mühvollen Ritt unternommen zu haben, aber was sich mir jetzt darbot, entschädigte mich reichlich: die Grillen waren nicht

nur eine wissenschaftlich ganz neue Spezies — daher an und für sich schon interessant genug — sie benahmen sich auch höchst absonderlich. Kaum hatten sie nämlich die Landkarte betreten, liefen sie zuerst planlos im Kreise herum, dann bildeten sie Gruppen, die einander mißtrauisch musterten. Plötzlich fiel auf die Mitte der Karte ein regenbogenfarbener Lichtfleck (er stammte von einem Glasprisma, das der Dugpa gegen die Sonne hielt, wie ich mich rasch überzeugte), und ein paar Sekunden später war aus den bisher friedlichen Grillen ein Klumpen sich auf die schauderhafteste Weise gegenseitig zerfleischender Insektenleiber geworden. Der Anblick war zu ekelhaft, als daß ich ihn schildern möchte. Das Schwirren der tausend und abertausend Flügel gab einen hohen, singenden Ton, der mir durch Mark und Bein ging, — ein Schrillen, gemischt aus so höllischem Haß und grauenvoller Todesqual, daß ich es nie werde vergessen können.

Ein dicker, grünlicher Saft quoll unter dem Haufen hervor.

Ich befahl dem Dugpa augenblicklich innezuhalten; — er hatte das Prisma bereits eingesteckt und zuckte nur die Achseln.

Vergebens bemühte ich mich, die Grillen mit einem Stock auseinanderzutreiben: ihre wahnwitzige Mordlust kannte keine Grenzen mehr.

Immer neue Scharen liefen herbei und türmten den zappelnden, scheußlichen Klumpen höher und höher — mannshoch.

Auf weite Strecken war der Erdboden lebendig von wimmelnden, tollgewordenen Insekten. Eine weißliche, aneinandergequetschte Masse, die sich der Mitte zudrängte, nur von dem einen Gedanken beseelt: morden, morden, morden.

Einige der Grillen, die halbverstümmelt von dem Haufen herabfielen und nicht mehr hinaufkriechen konnten, zerfetzten sich selbst mit ihren Zangen.

Der schwirrende Ton wurde bisweilen so laut und grausig schrill, daß ich mir die Ohren zuhielt, weil ich es nicht mehr länger glaubte ertragen zu können.

Gott sei Dank, endlich wurden der Tiere weniger und weniger, die hervorkriechenden Scharen schienen dünner zu werden und hörten schließlich ganz auf.

‚Was macht er denn noch immer?' fragte ich den Tibeter, als ich sah, daß der Dugpa keine Miene machte, aufzubrechen, vielmehr angestrengt seine Gedanken auf irgend etwas zu konzentrieren schien. Er hatte die Oberlippe hochgezogen, so daß ich seine spitzgefeilten Zähne deutlich sehen konnte. Sie waren pechschwarz, vermutlich von dem landesüblichen Betelkauen.

‚Er löst und bindet,' hörte ich den Tibeter antworten.

Trotzdem ich mir beständig vorsagte, daß es ja nur Insekten gewesen waren, die hier den Tod gefunden hatten, fühlte ich mich doch aufs äußerste angegriffen und einer Ohnmacht nahe, und die Stimme klang, als käme sie aus weiter Ferne her: ‚Er löst und bindet.‘

Ich begriff nicht, was das bedeuten sollte, und begreife es auch heute nicht; es geschah auch nichts weiter, was auffällig gewesen wäre. Warum ich trotzdem noch — vielleicht stundenlang, ich weiß es nicht mehr — sitzen blieb? Der Wille, aufzustehen, war mir abhanden gekommen, ich kann es nicht anders nennen.

Allmählich sank die Sonne, und Landschaft und Wolken nahmen jene schreiend rote und orangegelbe unwahrscheinliche Färbung an, die jeder kennt, der einmal in Tibet war. Man kann den Eindruck des Bildes nur mit den barbarisch bemalten Zeltwänden europäischer Menageriebuden, wie man sie auf Jahrmärkten sieht, vergleichen. —

Ich konnte die Worte nicht loswerden: ‚Er löst und bindet;‘ nach und nach bekamen sie etwas Schreckhaftes in meinem Hirn; — in der Phantasie verwandelte sich der zuckende Grillenhaufen in Millionen sterbender Soldaten. Der Alp eines rätselhaften, ungeheuerlichen Verantwortungsgefühls, das für mich um so folternder war, als ich in mir vergeblich nach seiner Wurzel suchte, würgte mich.

Dann wieder schien es mir, als sei der Dugpa plötzlich verschwunden, und statt seiner stünde da — scharlachrot und olivgrün — die widerwärtige Statue des tibetischen Kriegsgottes.

Und ich kämpfte gegen den Anblick, bis ich die nackte Wirklichkeit wieder vor Augen hatte, aber es war mir nicht genug Wirklichkeit: die Erddünste, die aus dem Boden stiegen, die zackigen Gletschergipfel der Bergriesen am fernen Horizont, der Dugpa mit der roten Kappe, ich selbst in meinen halb europäischen, halb mongolischen Kleidern, dann das schwarze Zelt mit den Spinnenbeinen, — alles konnte doch gar nicht wirklich sein! Wirklichkeit, Phantasie, Vision, was war echt, was Schein? Und mein Denken dazwischen immer von neuem auseinanderklaffend, wenn die drosselnde Angst vor dem unfaßbaren, fürchterlichen Verantwortungsgefühl wieder in mir aufstieg.

Später, viel später — auf der Heimreise — wuchs die Begebenheit in meiner Erinnerung wie eine wuchernde Giftpflanze, die ich vergebens ausreißen will.

Nachts, wenn ich nicht schlafen kann, dämmert leise in mir eine grauenhafte Ahnung auf, was der Satz bedeuten mag: ‚Er löst und bindet', und ich suche sie zu ersticken, daß sie nicht zu Worte kommen kann, so wie man ein ausbrechendes Feuer im Keim

ersticken möchte. — Aber es hilft nichts, daß ich mich wehre, — im Geiste sehe ich, wie aus dem toten Grillenhaufen ein rötlicher Dunst aufsteigt und zu Wolkengebilden wird, die sich, den Himmel verfinsternd wie die Schreckgespenster des Monsums, nach Westen wälzen. —

Und auch jetzt wieder, wo ich dies schreibe, überfällt's mich, — ich — ich — — —"

Hier scheint der Brief plötzlich abgebrochen worden zu sein," schloß Professor Goclenius; „leider muß ich Ihnen jetzt mitteilen, was ich auf der chinesischen Gesandtschaft über das unerwartete Ableben unseres lieben Kollegen Johannes Skoper im fernen Asien" — — — der Professor kam nicht weiter, ein lauter Schrei der Herren unterbrach ihn: „Unglaublich, die Grille lebt ja noch, jetzt nach einem Jahr! Unglaublich! Einfangen! Sie fliegt davon!" rief alles wild durcheinander. Der Forscher mit der Löwenmähne hatte das Fläschchen geöffnet und das anscheinend tote Insekt herausgeschüttelt.

Einen Augenblick später war die Grille zum Fenster hinausgeflogen in den Garten, und die Herren rannten in ihrem Eifer, sie einzufangen, an der Tür den greisen Museumsdiener Demetrius, der ahnungslos hereinkam, um die Lampe anzuzünden, beinahe über den Haufen.

Kopfschüttelnd sah ihnen der Alte durch das

Gitterfenster zu, wie sie draußen mit Schmetterlingsnetzen umherjagten. Dann blickte er zum dämmernden Abendhimmel empor und brummte: „Was in der schrecklichen Kriegszeit doch die Wolken für merkwürdige Formen annehmen! Da sieht jetzt eine wieder mal ganz so aus wie ein Mann mit einem grünen Gesicht und roter Kappe; wenn er die Augen nicht so weit auseinanderstehen hätte, wäre es fast wie ein Mensch. Wahrhaftig, man könnte noch abergläubisch werden auf seine alten Tage."

Wie Dr. Hiob Paupersum seiner Tochter rote Rosen brachte

In vorgerückter Nachtstunde saß in dem bekannten Münchener Prunkcafé „Stefanie", regungslos vor sich hinstarrend, ein Greis von höchst bemerkenswertem Aussehen. Die zerschlissene, selbständig gewordene Krawatte, sowie die mächtige bis auf den Nacken herabwallende hohe Stirn verrieten den bedeutenden Gelehrten.

Außer einem silbernen schütteren Knebelbarte, der, einem Siebengestirn von Kinnwarzen entspringend, mit seinem unteren Ende gerade noch jene Stelle inmitten der Weste verdeckte, wo bei weltabgewandten Denkern regelmäßig ein Knopf zu fehlen pflegt, besaß der alte Herr nur wenig Nennenswertes an irdischen Gütern.

Genau genommen eigentlich gar nichts mehr.

Um so belebender wirkte es daher auf ihn, als plötzlich der bezwickerte weltmännisch gekleidete Gast mit dem gewichsten schwarzen Schnurrbart, der bislang an dem Tisch in der Ecke schräg gegenüber ein Stück kalten Lachs bissenweise mit dem Messer zum Munde geführt (wobei ein kirschgroßer Brillant an dem elegant weggestreckten kleinen Finger jedesmal prächtig aufblitzte) und zwischendurch forschend ge-

stielte Blicke herübergeworfen hatte, sich mundwischend erhob, das fast menschenleere Zimmer durchmaß, sich vor ihm verbeugte und fragte:

„Ist dem Herrn eine Partie Schach gefällig? — Vielleicht um eine Mark die Partie?"

Farbenglühende Phantasmagorien von Schwelgerei und Üppigkeit aller Art taten sich vor dem geistigen Auge des Gelehrten auf, und noch während sein Herz entzückt raunte: „Dieses Rindvieh hat mir Gott geschickt," herrschten bereits seine Lippen dem Kellner zu, der soeben angebraust kam, um gewohnheitsmäßig an den elektrischen Glühbirnen eine Reihe umfassender Beleuchtungsstörungen einzuleiten: „Julius, ein Schachbrett."

„Wenn ich nicht irre, habe ich die Ehre mit Herrn Dr. Paupersum?" — begann der Weltmensch mit dem gewichsten Schnurrbart das Gespräch.

„Hiob, — — ja, hm, ja, — Hiob Paupersum," bestätigte der Gelehrte zerstreut, denn er war wie gebannt von der Pracht des Mordssmaragden, der, ein Automobillaternchen darstellend, als Schlipsnadel die Gurgel seines Gegenübers verzierte.

Erst das Erscheinen des Schachbrettes löste seine Verzauberung; dann aber waren im Nu die Figuren aufgestellt, die lockern Köpfe der Rössel mit Spucke befestigt und der fehlende Turm durch ein geknicktes Streichholz ersetzt.

Nach dem dritten Zuge entzwickerte sich der Weltmann, nahm eine verkrampfte Stellung an und versank in dumpfes Brüten.

„Er scheint den dümmsten Zug auf dem Brett herausfinden zu wollen, — ich wüßte nicht, weshalb er sonst so lange nachdächte!“ murmelte der Gelehrte und stierte dabei geistesabwesend die schweinfurtergrünseidene Dame — das einzige Lebewesen im Zimmer außer ihm und dem Weltmann — an, die ruhevoll wie die Göttin auf dem Titelkopf von „Über Land und Meer“ auf dem Wandsofa thronte, vor sich einen Teller Schaumrollen, und das kühle Frauenherz mit hundertpfündigem Speck umpanzert.

„Ich geb's auf,“ meldete sich endlich der Herr mit der edelsteinernen Automobillaterne, schob die Schachfiguren zusammen, entnahm seiner Rippengegend ein güldenes Futteral, fischte eine Visitenkarte heraus und reichte sie dem Gelehrten. Dr. Paupersum las:

Zenon Sawaniewski
Impresario für Monstrositäten.

„Hm. Tja. Hm — für Monstrositäten, hm, — für Monstrositäten,“ wiederholte er eine Weile verständnislos. „Aber gedenken Sie nicht noch ein paar Partien zu spielen?“ fragte er dann laut, den Sinn auf Kapitalsvermehrung gerichtet.

„Gewiß. Natürlich. Soviel Sie wünschen," sagte der Weltmann höflich, „aber wollen wir nicht vorerst von etwas Einträglicherem sprechen?"

„Von etwas noch — noch Einträglicherem?" fuhr es dem Gelehrten heraus, und leise Falten des Mißtrauens legten sich um seine Augenwinkel.

„Ich habe zufällig gehört," begann der Impresario und bestellte bei dem Kellner durch plastische Handbewegung eine Flasche Wein und ein Glas, „ganz zufällig, daß Sie trotz Ihres großen Rufes als Leuchte der Wissenschaft zur Zeit keine feste Anstellung haben?"

„Doch. Ich wickle tagsüber Liebesgaben ein und versehe sie mit Postwertzeichen."

„Und das ernährt Sie?"

„Nur insofern, als durch das damit verbundene Ablecken der Briefmarken meinem Organismus eine gewisse Menge von Kohlehydraten zugeführt wird."

„Ja, warum verwerten Sie denn nicht lieber Ihre Sprachkenntnisse? Zum Beispiel als Dolmetscher in einem Gefangenenlager?"

„Weil ich nur Altkoreanisch, dann die spanischen Mundarten, ferner Urdu, drei Eskimosprachen und ein paar Dutzend Suahelinegerdialekte gelernt habe und wir mit diesen Völkerschaften vorläufig leider noch nicht verfeindet sind."

„Sie hätten eben statt dessen Französisch, Russisch,

Englisch und Serbisch lernen sollen," brummte der Impresario.

„Dann wäre natürlich mit den Eskimos und nicht mit den Franzosen der Krieg ausgebrochen," wendete der Gelehrte ein.

„So? Hm."

„Ja, ja, lieber Herr, da gibts nichts zu hmen; es ist leider so."

„Ich an Ihrer Stelle, Herrr Doktor, hätte es mit Abhandlungen über den Krieg bei irgendeiner Zeitung versucht. So ganz vom Schreibtisch aus. Erfundenes Zeug selbstredend, nichts sonst."

„Hab ich doch," klagte der Greis, „Frontberichte, knapp sachlich, erschütternd einfach gehalten in der Schilderung, aber — —"

„Mensch, Sie sind toll," fuhr der Impresario auf. „Frontberichte knapp gehalten? Frontberichte schreibt man im Gemsjägerstil! Sie hätten —"

Der Gelehrte wehrte müde ab: „Ich habe alles Menschenmögliche im Leben versucht. Als ich für mein Buch, eine vierbändige populäre Erschöpfung des Stoffes: ‚Über den vermutlichen Gebrauch des Streusandes im vorgeschichtlichen China' keinen Verleger finden konnte, warf ich mich auf Chemie," — der Gelehrte wurde beim bloßen Zusehen, wie der andere Wein trank, redseliger —, machte alsbald eine Erfindung, ‚Stahl auf neue Art zu härten' —"

„Na, aber das hätte doch Geld tragen müssen!“ rief der Impresario.

„Nein. Ein Fabrikant, dem ich die Erfindung zeigte, riet mir ab, sie patentieren zu lassen (er patentierte sie später für sich selbst) und meinte, Geld könne man nur mit kleinen, unscheinbaren Erfindungen verdienen, die den Neid der Konkurrenz nicht erwecken. Ich befolgte den Rat und erfand den berühmten zusammenlegbaren Konfirmationsbecher mit selbsttätig aufwärtssteigendem Boden, um den Methodistenmissionaren das Bekehren wilder Völkerschaften zu erleichtern.“

„Nun und?“

„Ich bekam zwei Jahre Kerker wegen Gotteslästerung.“

„Fahren Sie fort, Herr Doktor,“ munterte der Weltmann den Gelehrten auf, „das ist alles ungemein amüsant.“

„Ach, ich könnte Ihnen tagelang von fehlgeschlagenen Hoffnungen erzählen. — So machte ich zum Beispiel, um ein gewisses Stipendium, das ein bekannter Förderer der Wissenschaft ausgesetzt hatte, zu erlangen, mehrjährige Studien im Völkermuseum und schrieb ein aufsehenerregendes Buch: ‚Wie, nach der Gaumenbildung bei peruanischen Mumien zu schließen, die alten Inkas mutmaßlich den Namen Huitzitopochtli ausgesprochen haben würden, wenn

dieses Wort nicht in Mexiko, sondern in Peru bekannt gewesen wäre.'"

„Und haben Sie das Stipendium bekommen?"

„Nein. Der bekannte Förderer der Wissenschaft sagte mir — es war damals vor dem Kriege, — er habe zurzeit kein Geld, er sei nebenbei Friedensfreund und müsse sparen, da es vor allem gelte, die guten Beziehungen Deutschlands zu Frankreich zum Zwecke der Erhaltung der allgemeinen mühsam geschaffenen Menschheitswerte und -werke zu befestigen."

„Aber, als dann der Krieg ausbrach, hatten Sie doch Aussichten?!"

„Nein. Der Förderer sagte, jetzt müsse er vor allem sparen, um auch seinerseits ein Scherflein beizutragen, auf daß der Erbfeind für alle Zeiten niedergeworfen werde."

„Nun, nach dem Kriege blüht sicher Ihr Weizen, Herr Doktor!"

„Nein. Dann wird der Förderer sagen, erst recht müsse er sparen, damit die zahllosen zerstörten Menschheitswerte und -werke wiederum aufgebaut und die abgebrochenen guten Beziehungen der Völker aufs neue hergestellt werden können." —

Der Impresario dachte lange und ernst nach; dann fragte er mitleidig: „Wieso haben Sie sich eigentlich nie erschossen?"

„Erschossen? Um Geld zu verdienen?“

„No nein; ich meine — nun, hm — ich meine halt, es ist bewundernswert, daß Sie nicht den Mut verloren haben, immer wieder von vorn den Kampf mit dem Leben zu beginnen?“

Der Gelehrte wurde plötzlich unruhig; sein Gesicht, das bis dahin starr gewesen wie aus Holz geschnitzt, bekam ein ängstliches, flackerndes Leben.

Über die Augen furchtsamer Tiere zieht, wenn sie zu Tode gehetzt vor dem Abgrund stehen — hinter sich den Verfolger — bevor sie sich in die Tiefe stürzen, um ihrem Peiniger nicht in die Hände zu fallen, ein ähnlich irrer Glanz von Qual und tiefster stummer Hoffnungslosigkeit, wie er jetzt in den Blick des Alten trat. Seine mageren Finger tasteten wie unter dem Zucken verhaltenen Weinens auf der Tischplatte umher, als wollten sie dort einen Halt suchen. Die Falte, die vom Nasenflügel zum Munde läuft, war mit einem Male lang und straff bei ihm geworden und verzog seine Lippen, als kämpfe er mit einer Lähmung. Er schluckte ein paarmal.

„Ich weiß jetzt alles,“ kam es dann mühsam heraus, wie bei einem, der sich gegen das Lallen seiner Zunge wehrt, „ich weiß schon, Sie sind ein Versicherungsagent. Ein halbes Leben lang habe ich mich gefürchtet, mit so einem zusammenzutreffen.“ (Der Weltmann bemühte sich vergebens, zu Worte

zu kommen, und protestierte mit Händen und Mienen.) „Ich weiß schon: Sie wollen mir heimlich zu verstehen geben, ich solle mich versichern lassen und mich dann irgendwie umbringen, damit — nun ja, damit mein Kind wenigstens leben kann und nicht mit mir verhungert! Reden Sie nicht! Glauben Sie denn, ich wüßte nicht, daß einem von Ihrer Sorte nichts unbekannt ist?! Ihr kennt doch unser ganzes Leben und habt unsichtbare Gänge gegraben von Haus zu Haus und schielt hinein mit euern Wolfsaugen in die Stuben, wo etwas zu holen ist, — ob ein Kind geboren wird, wieviel Pfennige jeder in der Tasche hat, ob er heiraten wird oder eine gefahrvolle Reise plant. Ihr führt Buch über uns und verschachert einander unsere Adressen. Und Sie, Sie schauen mir ins Herz hinein und lesen da drinnen den Gedanken, der mich zerfrißt jetzt schon ein Jahrzehnt lang. — Ja, glauben Sie denn, ich sei ein so niederträchtiger Egoist, daß ich mich nicht schon längst versichert und erschossen hätte meiner Tochter zuliebe, — aus eigenem Antrieb und ohne es erst von euch, die ihr uns betrügen wollt und eure eigene Anstalt betrügt, nach rechts betrügt und nach links, untern Fuß zu kriegen, wie man's machen soll, damit nichts herauskommt?! Glauben Sie, ich wüßte nicht, daß ihr dann, wenn's — vorbei ist, hinlauft und verratet — wiederum gegen ‚Provision':

Hier liegt Selbstmord vor, die Versicherungssumme braucht nicht ausgezahlt zu werden! — — Glauben Sie, ich sehe nicht — so, wie's jeder sieht —, wie die Hände meiner lieben Tochter immer weißer und durchsichtiger werden von Tag zu Tag, und verstünde nicht, was es bedeutet: trockene fieberige Lippen und Hüsteln in der Nacht!? Selbst wenn ich ein Halunke wäre wie euresgleichen, hätte ich, um Arznei und kräftige Nahrung zu schaffen, schon längst — —, aber ich weiß doch, wie's dann käme: das Geld würde nie ausbezahlt, und — und dann — —, nein, nein, es ist nicht auszudenken!"

Wieder wollte der Impresario unterbrechen, um den Verdacht, er sei Versicherungsagent, zu entkräften, getraute sich aber nicht, denn der Gelehrte ballte drohend die Faust.

„Ich muß immerhin noch einen andern Weg zur Hilfe in Erwägung ziehen," beendete halblaut nach längerem, unverständlichem Gebärdenspiel Dr. Paupersum irgendeinen offenbar nur gedachten Satz, „das — das mit den — Ambraser Riesen."

„Ambraser Riesen! Donnerkeil, da sind Sie ja plötzlich bei meinem Thema. Das ist's doch, was ich von Ihnen wissen möchte!" Der Impresario ließ sich nicht mehr halten: „Wie verhält sich das mit den Ambraser Riesen? Ich weiß, Sie haben einmal einen Aufsatz darüber geschrieben. Aber warum

trinken Sie denn nicht, Herr Doktor?! Julius, rasch noch ein Weinglas!“

Sofort war Dr. Paupersum wieder ganz Gelehrter.

„Die Ambraser Riesen,“ erzählte er trocken, „waren mißgestaltete Menschen mit ungeheuern Händen und Füßen, und ihr Vorkommen beschränkte sich ausschließlich auf das Tiroler Dorf Ambras, was zu der Vermutung Anlaß gab, es müsse sich dabei um eine seltene Krankheitsform handeln, deren Erreger an Ort und Stelle zu suchen sei, da er anderwärts offenbar keinen Nährboden finden könne. Ich aber war der allererste, der nachgewiesen hat, daß der gewisse Krankheitserreger im Wasser einer dortigen, inzwischen nahezu versiegten Quelle zu suchen ist, und gewisse Versuche, die ich in dieser Richtung machte, berechtigten mich, den Beweis an mir selbst in der Weise anzubieten, daß ich mich anheischig machen kann, nötigenfalls bereits in wenigen Monaten — trotz meines vorgeschrittenen Alters — an meinem eigenen Körper derartige und noch weit darüber hinausgehende Mißwachserscheinungen herbeizuführen.“

„Welcher Art zum Beispiel?“ fragte der Impresario gespannt.

„Meine Nase würde sich fraglos um eine Spanne ins rüsselartige verlängern — etwa in der Form,

die dem amerikanischen Wasserschwein eigentümlich ist, die Ohren würden sich zu Tellergröße auswachsen, meine Hände hätten sicherlich schon nach einem Vierteljahr das Ausmaß eines mittleren Palmenblattes (Lodoicea Sechellarum) erreicht, wohingegen meine Füße leider die Dimensionen eines 100-Liter-Faßdeckels schwerlich übertreffen würden. Was ferner die immerhin zu erhoffende knollenartige Wucherung der Knie nach Art des mitteleuropäischen Baumschwammes anbelangt, sind meine theoretischen Berechnungen noch nicht abgeschlossen, so daß ich eine wissenschaftliche Garantie nur mit Vorbehalt übernehmen — —"

„Das genügt! Sie sind ein Mann!" fiel der Impresario atemlos ein. „Bitte, unterbrechen Sie mich nicht. — Kurz und gut: Sind Sie willens, das Experiment an sich zu machen, wenn ich Ihnen ein jährliches Einkommen von einer halben Million garantiere und einen Vorschuß von ein paar tausend Mark — sagen wir — na, sagen wir: fünfhundert Mark erlege?"

Dr. Paupersum war wie betäubt. Er schloß die Augen. Fünfhundert Mark! — Ja, gab's denn überhaupt so viel Geld auf der Welt!

Ein paar Minuten lang sah er sich bereits in ein vorsintflutliches Ungetüm mit langem Rüssel verwandelt, hörte im Geiste einen Neger, grell als

Jahrmarktsbudenausrufer gekleidet, in eine bierschwitzende Menge hinabkreischen: „Nurr herreinspaziert, meine Herrschaften, — das größte Scheusal des Jahrhunderts für lump'je zehn Fenn'je!" — — Dann aber sah er seine liebe, liebe Tochter voll blühender Gesundheit, in weiße Seide reich gekleidet, mit dem Myrtenkranz als Braut vor dem Altare selig knien — und die ganze Kirche war strahlend erhellt — und von dem Muttergottesbild ging ein Glanz aus — und — und — einen Augenblick krampfte sich ihm wohl das Herz zusammen: er selbst mußte sich hinter einem Pfeiler verborgen halten, er durfte seine Tochter ja nie mehr küssen, sich nicht einmal von weitem sehen lassen, um ihr seinen Segen zuzuwinken, — er, er, das grauenhafteste Monstrum der Erde! Denn er hätte doch sonst den Bräutigam verscheucht! Und er würde fortan in der Dämmerung leben müssen wie ein lichtscheues Tier, sich bei Tag sorgfältig verborgen halten, — aber was lag an all dem! Plunder! Kleinigkeiten! Wenn nur seine Tochter wieder gesund werden kann! Und glücklich! Und reich! — Eine stumme Verzückung kam über ihn. — Fünfhundert Mark! Fünf — hundert — Mark! — —

Der Impresario, der das lange Schweigen des Gelehrten als Unentschlossenheit deutete, fing an, seine ganze Überredungskunst aufzubieten: „Herr

Doktor! So hören Sie doch! Sie treten ja Ihr Glück mit Füßen, wenn Sie ‚nein‘ sagen! Ihr ganzes Leben war bisher verfehlt. Und warum? Sie haben ihren Verstand vollgepfropft mit lauter Lernen. Lernen ist doch Blödsinn. Schauen Sie mich an: hab’ ich vielleicht was gelernt? Das Lernen können sich Leute leisten, die wo von Haus aus schon reich sind — und die haben’s dann eigentlich erst recht net nötig. — Der Mensch muß demütig sein und — dumm, sozusagen, dann hat ihn die Natur gern. Die Natur ist doch auch dumm. Haben Sie schon einmal g’sehn, daß ein dummer Mensch zugrund’ ’gangen is? — Sie hätten von Anfang an die Talente dankbar entwickeln sollen, die Ihnen das Schicksal als Geschenk in die Wiege gelegt hat. Oder haben Sie sich ’leicht noch nie in den Spiegel geschaut? Wer so aussieht wie Sie, selbst jetzt, wo Sie noch kein Ambraser Trinkwasser eing’nommen haben, hätt’ sich schon längst als Clown eine solide Existenz gründen können, — Gott, die Fingerzeige der gütigen Mutter Natur sind doch so blitzeinfach zu verstehen. Oder fürchten Sie sich ’leicht, als Monstrosität keine Ansprache zu haben? Ich kann Ihnen nur sagen, ich hab’ schon ein stattliches Angsambel beisammen. Und lauter Leute aus den besten Kreisen. — Da hab’ ich zum Beispiel einen alten Herrn, der wo ohne Arme und Beine geboren worden ist.

Den führ' ich demnächst Ihrer Majestät der Königin von Italien als belgischen Säugling vor, den die deutschen Generale verstümmelt haben."

Dr. Paupersum hatte nur die letzten Worte klar erfaßt. „Was reden Sie da für Zeug zusammen?" fuhr er unwirsch auf. Erst sagen Sie, der Krüppel sei ein alter Herr, und dann wollen Sie ihn als belgischen Säugling vorstellen!"

„Das erhöht doch gerade den Reiz!" widersprach der Impresario; „ich behaupte ganz einfach, er sei so rapid gealtert — aus Gram, weil er hat zuschauen müssen, wie ein preußischer Ulan seine Mutter bei lebendigem Leib aufgefressen hat."

Der Gelehrte wurde unsicher; die Schlagfertigkeit des andern war zu verblüffend. „Na gut, meinetwegen. Aber sagen Sie mir vor allem: Wie gedenken Sie mich zur Schau zu stellen, bis ich erst einen Rüssel habe, Füße wie ein Faßdeckel und so weiter?"

„Blitzeinfach! — Ich schmuggle Sie mit falschem Paß über die Schweiz nach Paris. Dort kommen Sie in einen Käfig, haben alle fünf Minuten zu brüllen wie ein Stier und dreimal täglich ein paar lebende Ringelnattern zu essen (die Sache kriegen wir schon, es hört sich nur ein bissel grausig an). Abends ist dann Galavorstellung: ein Turko zeigt, wie er Sie in den Urwäldern Berlins mit dem Lasso

eingefangen hat. Und draußen auf einem Plakat steht: Dieses ist ein garantiert echter deutscher Professor (und das ist doch die Wahrheit; zu einem Schwindel gebe ich meine Hand nicht her), das erstemal lebend nach Frankreich gebracht! — und so weiter. Übrigens wird mein Freund d'Annunzio den Text gern verfassen, der findet den richtigen poetischen Schwung schon."

„Was aber, wenn inzwischen der Krieg beendet ist?" gab der Gelehrte zu bedenken, „wissen Sie, bei meinem Pech — — —"

Der Impresario lächelte: „Seien Sie unbesorgt, Herr Doktor; die Zeit, wo ein Franzose nicht alles glaubt, was gegen die Deutschen spricht, kommt nie. Auch in tausend Jahren nicht." — — — — — —

War das ein Erdbeben gewesen? Nein, — nur der Pikkolo hatte seinen Nachtdienst im Café angetreten und als musikalisches Vorspiel ein Kredenzblech mit Wassergläsern heruntergeschmissen.

Dr. Paupersum blickte verstört umher. Die Göttin von „Über Land und Meer" war verschwunden und statt ihrer hockte ein alter, unverbesserlicher Gewohnheits-Theaterkritiker auf dem Sofa, „verriß" im Geiste eine Premiere, die nächste Woche stattfinden sollte, tupfte mit nassem Zeigefinger ein paar

Semmelbrösel vom Tisch, zernagte sie mit den Vorderzähnen und schnitt Iltisgesichter dazu.

Allmählich wurde sich Dr. Paupersum darüber klar, daß er selbst sonderbarerweise mit dem Rücken gegen das Lokal saß — vermutlich die ganze Zeit über so gesessen hatte — und alles, was er mit dem Auge erlebt, in dem großen Wandspiegel vor sich gesehen haben mußte, denn sein eigenes Gesicht starrte ihn jetzt nachdenklich an. — Der Weltmann war auch noch da, fraß auch wirklich kalten Lachs — mit dem Messer natürlich —, aber er saß ganz drüben im Winkel und nicht hier am Tisch.

„Wie bin ich eigentlich ins Café Stefanie gekommen?" fragte sich der Gelehrte.

Er konnte sich nicht entsinnen.

Dann legte er sich langsam zurecht: Es kommt von dem ewigen Hungern, und wenn man andere Lachs essen sieht und Wein dazu trinken. Mein Ich hat sich eine Weile gespalten. Alte Sache das und ganz natürlich; in solchen Fällen sind wir mit einem Male wie Zuschauer im Theater und doch auch gleichzeitig die Darsteller unten auf der Bühne. Und die Rollen, die wir spielen, setzen sich zusammen aus dem, was wir einst gelesen und gehört und heimlich — gehofft haben. Ja, ja, die Hoffnung ist ein grausamer Dichter! Wir malen uns da Gespräche aus, die wir zu erleben glauben, sehen uns Gebärden machen, bis

die Außenwelt fadenscheinig wird und unsere Umgebung zu anderen, (!) trügerischen Formen gerinnt. Selbst die Sätze, die in unserem Hirn geboren werden, denken wir nicht mehr wie sonst; sie sind mit Phrasen und Begleitbemerkungen umhüllt wie in einer Novelle. — Ein seltsames Ding, dieses „Ich"! Es fällt zuweilen auseinander wie ein Bündel Ruten, von dem man die Schnur löst ... — und wieder ertappte sich Dr. Paupersum dabei, daß seine Lippen murmelten: „Wie bin ich eigentlich ins Café Stefanie gekommen?"

Plötzlich zerriß ein Jubelschrei in seinem Innern alles Grübeln: „Ich habe doch eine Mark gewonnen im Schachspiel. Eine ganze Mark! Jetzt ist ja alles gut; mein Kind kann wieder gesund werden. Rasch eine Flasche roten Wein, und Milch, und — — —."

In wilder Aufregung durchwühlte er seine Taschen, da fiel sein Blick auf den Trauerflor, den er am Ärmel trug, und mit einem Schlage stand die nackte entsetzliche Wirklichkeit vor ihm: seine Tochter war doch gestern nacht gestorben!

Er griff mit beiden Händen nach seinen Schläfen — — ja, ge—stor—ben. Jetzt wußte er auch, wieso er ins Café gekommen war — vom Friedhof, vom Begräbnis. Am Nachmittag hatten sie sie doch bestattet. Eilig, teilnahmslos, verdrossen. Weil es so geregnet hatte.

Und dann war er durch die Straßen geirrt, stundenlang, hatte die Zähne zusammengebissen und krampfhaft auf das Klappen seiner Absätze gehorcht und dabei gezählt, immer gezählt und gezählt von eins bis hundert und wieder von vorn, um nicht wahnsinnig zu werden vor Furcht, seine Schritte könnten ihn gegen seinen Willen nach Hause führen in sein kahles Zimmer mit dem ärmlichen Bett, in dem sie gestorben, und das jetzt — leer war. Irgendwie mußte er dann hier gelandet sein. Irgendwie.

Er hielt sich am Tischrand, um nicht zusammenzubrechen. Abgerissen und unvermittelt zog es durch sein Gelehrtenhirn: „Hm, ja, ich hätte — ich hätte ihr durch Transfusion Blut aus meinen Adern überleiten sollen; — Blut überleiten sollen — —" wiederholte er ein paarmal mechanisch; da schreckte ihn ein Gedanke auf. „Ich kann mein Kind doch nicht allein lassen — draußen in der nassen Nacht," wollte er aufschreien, aber es kam nur ein leises Winseln aus seiner Brust. — — — — — — — — —

„Rosen, ein Strauß Rosen war ihr letzter Wunsch gewesen," scheuchte es ihn nochmals auf — — — „so kann ich ihr doch wenigstens einen Strauß Rosen kaufen, ich habe ja eine Mark im Schachspiel gewonnen," — er wühlte wieder in seinen Taschen und eilte hinaus, ohne Hut in die Dunkelheit, einem letzten winzigen Irrlicht nach.

Am nächsten Morgen fanden sie ihn auf dem Grab seiner Tochter. Tot. Die Hände tief in die Erde gewühlt. Er hatte sich die Pulsadern durchschnitten, und sein Blut war hinabgesickert zu der, die da unten schlief.

Auf seinem weißen Gesicht aber lag ein Glanz jenes stolzen Friedens, den keine Hoffnung mehr stören kann.

Amadeus Knödlseder, der unverbesserliche Lämmergeier

„Knödlseder, schleich dich!" hatte der bayerische Steinadler Andreas Humplmeier gesagt und das Fleischstück, das des Wärters spendende Hand durchs Gitter gesteckt, brüsk an sich gerissen.

„Sauviech, verfluachts," schimpfte, vor Wut außer sich, der hochbetagte, in der langen Gefangenschaft bereits kurzsichtig gewordene Lämmergeier — denn dies war der solchergestalt auf geringschätzige Weise Angeredete, flog auf eine Stange und spuckte dünn nach seinem Widersacher.

Doch Humplmeier ließ sich nicht beirren; den Kopf in die schützende Ecke gesteckt, verzehrte er das Fleisch, hob nur verächtlich die Schwanzfedern und höhnte: „Geh her! Kriagst a Watschn."

Es war nun schon das drittemal, daß Amadeus Knödlseder um sein Abendessen kam!

„Das geht nicht länger so weiter," brummte er und schloß die Augen, um das unverschämte Grinsen des Marabus nebenan im Käfig nicht zu sehen, der regungslos im Winkel saß und angeblich „Gott dankte", — eine Beschäftigung, der er als heiliger

Vogel rastlos obliegen zu müssen glaubte, „das geht nicht länger so weiter."

Knödlseder ließ die Ereignisse der verflossenen Wochen im Geiste an sich vorüberziehen: anfangs, nun ja, da hatte er selbst oft über des Steinadlers urwüchsige Art lächeln müssen; besonders bei einer Gelegenheit: in den anstoßenden Raum waren damals zwei engbrüstige, hochmütige Gesellen — stelzbeinig wie Störche — gebracht worden, und der Steinadler hatte ausgerufen: „Ja, was wär denn jetzt dös? Was seid's denn ös für welche?"

„Wir sind Jungfernkraniche," war die Antwort gewesen.

„Wer's glaubt," hatte der Steinadler zur allgemeinen Heiterkeit gesagt, aber gar bald kehrte sich die Spottlust des rüden Burschen auch gegen ihn: So zum Beispiel besprach er sich heimlich einmal mit einem Raben, der bis dahin ein sehr umgänglicher Kollege gewesen, und sie entwendeten einer unvorsichtigerweise zu nahe am Gitter vorbeifahrenden Kindsfrau aus deren Säuglingswagen einen roten Gummischlauch. Dann legten sie den Schlauch in die Freßmulde, und der Steinadler hatte mit dem Daumen hingedeutet und gesagt: „Amatöus, da hast du eine Wurscht." Und er — er, der bislang einstimmig als die Zierde des Zoologischen Gartens gegolten, der hochgeehrte königliche Lämmergeier

Knöblseder! — hatte es geglaubt, war mit dem Schlauch auf die Stange geflogen, hatte ihn zwischen die Fänge genommen und mit dem Schnabel daran gezogen und gezogen, bis er selbst schon ganz lang und dünn geworden, und dann war das elastische Zeug plötzlich gerissen und er nach hinten heruntergefallen, wobei er sich den Hals scheußlich verrenkte. Unwillkürlich befühlte Knöblseder die noch immer schmerzende Stelle. Wieder schüttelte ihn ein Wutausbruch, aber er bezwang sich rasch, um dem Marabu keinen Anlaß zur Schadenfreude zu geben. Er warf einen raschen Blick hinunter: nein, zum Glück hatte der ekelhafte Kerl nichts bemerkt — er saß im Winkel und „dankte Gott". —

„Heute nacht wird entflohen," beschloß der Lämmergeier nach längerem Hin- und Hergrübeln endlich bei sich; „besser die Freiheit mit ihren Sorgen ums Dasein, als mit diesen Unwürdigen auch nur einen Tag noch beisammen sein!" —

Ein kurzer Versuch zeigte ihm, daß die Klappe — oben im Käfig am Scharnier durchgerostet — noch immer leicht zu öffnen war, ein Geheimnis, um das er seit geraumer Zeit schon wußte.

Er zog seine Taschenuhr zu Rate: neun Uhr! Also mußte es bald finster werden!

Er wartete noch eine Stunde und packte dann geräuschlos seinen Handkoffer. Ein Nachthemd, drei

Taschentücher (er hielt sie ans Auge: mit A. K. gemerkt? ja, es waren die seinigen), sein abgegriffenes Gesangbuch mit dem vierblättrigen Kleeblatt drin und dann — eine Träne der Wehmut feuchtete seine Lider — das alte liebe Bruchband, das, bunt als Brillenschlange bemalt, ihm einst Mütterlein zum Osterfeste, kurz bevor er von Menschenhand aus dem Neste genommen worden, zum Spielen geschenkt hatte. So, das war alles. Zugesperrt und den Kofferschlüssel im Kropfe geborgen.

„Eigentlich sollte ich mir," überlegte Knöblseder, „noch vom Herrn Vorstand ein Leuschnabelzeugnis ausstellen lassen! Man kann nie wissen — —;" aber er verwarf den Gedanken; nicht mit Unrecht sagte er sich, die Direktion des Zoologischen Gartens könnte trotz ihrer sprichwörtlichen Harmlosigkeit seiner Abreise mißbilligend gegenüberstehen. „Nein, lieber noch ein Stündchen schlafen."

Schon wollte er den Kopf unter den Flügel stecken, da schreckte ihn ein Klappern auf. Er horchte. Es war nichts weiter von Bedeutung: der Marabu, der insgeheim dem Hazard fröhnte, spielte bei Mondschein unter dem Schutze der Nacht, „grad ungrad auf Ehrenwort" mit sich selber. Und das machte er so: er schluckte einen Haufen Kieselsteine und spuckte sie zum Teil wieder aus; war die Zahl ungrad, hatte er „gewonnen". Eine Weile sah der Lämmer-

geier zu und freute sich mordsmäßig, da der Marabu unausgesetzt verlor, bis wiederum ein Geräusch, — diesmal aus dem künstlichen Zementbaum, der das Innere des Käfigs verschönte, kommend — seine Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch nahm. Es war eine Flüsterstimme, die ihm zuraunte: „Pst, pst, Herr Knödlseder!“

„Ja, was gibts?“ antwortete der Lämmergeier ebenso leise und flog lautlos von seiner Stange herab.

Es war ein Igel, der ihn angeredet hatte, zwar auch ein gebürtiger Bayer, aber im Gegensatz zu dem widerwärtigen Steinadler ein schlichter, biederer Charakter und rohen Späßen von Grund aus abhold.

„Sie wollen entfliehen,“ begann der Igel und wies mit dem Kopf nach dem gepackten Handkoffer. Einen Augenblick überlegte der Lämmergeier, ob er dem Sprecher sicherheitshalber nicht den Kragen umdrehen sollte, aber der offene ehrliche Blick des Wackern entwaffnete ihn. „Kennen S' Ihna denn aber auch in der Gegend bei München aus, Herr Knödlseder?“

„Nein,“ gab der Lämmergeier betroffen zu.

„No, so seg'n S'. Da kann i Ihna rat'n. Also zerscht, bal S' außa kemman: links ums Eck umi; nacher halten S' Eahna rechter Hand. Na seg'n S'

scho selber. Und nacher" — der Igel machte eine Pause, schüttelte sich aus seinem Schmalzlerglas eine Prise Tabak auf die Daumengrube und schnupfte sie zischend auf — „und nacher pfeilgrad füri, bis S' zu aner Oasn kemman — Daglfing hoaßt mer's, na' müaff'n S' weiterfrag'n. Und viel Glück auf d' Reis', Herr Nachbar," schloß der Igel und verschwand.

Alles war gut gegangen. Noch vor Tagesgrauen hatte Amadeus Knödlseder vorsichtig die Gitterklappe geöffnet, schnell das Edelweißhütlein und die gestickten Hosenträger Humplmeiers, des Steinadlers, der auf seiner Stange wie eine Brettsäge schnarchte, mit seinen eigenen abgetragenen vertauscht und sich, das Köfferchen in der Linken, in die Lüfte geschwungen. Wohl war bei dem Geräusch der Marabu aus dem Schlummer erwacht, aber ohne etwas zu bemerken, denn er hatte sich sofort, noch schlaftrunken, in den Winkel gestellt und „dankteGott".

„Eine Flachheit ist das!" brummte der Lämmergeier beim Anblick der träumenden Stadt, wie er durchs rosige Dämmerlicht nach Süden flog, „und so was nennt sich Kunstmetropole!"

Bald war das liebliche Daglfing erreicht, und Amadeus Knödlseder ließ sich herab, um, von der

ungewohnten Anstrengung erhitzt, eine Maß Bier käuflich an sich zu bringen.

Gemächlich schlenderte er durch die ausgestorbenen Gassen. Doch weit und breit kein Ausschank, der so früh schon offen gewesen wäre. Ein einziger Laden nur, der eine Ausnahme machte: die „Handlung" von Barbara Mutschelknaus.

Eine Weile musterte der Lämmergeier die bunte Auslage, dann schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf. Entschlossen drückte er auf die Klinke.

Schon in der Nacht hatte ihn die Sorge gequält, womit er wohl in der Freiheit sein Dasein fristen sollte. Beute erjagen? Bei *meiner* Kurzsichtigkeit? hatte er sich gefragt.

Hm. Oder eine kleine Guanofabrik errichten? Dazu gehört in erster Linie Essen, und zwar viel, sehr viel Essen; ex nihilo nihil fit; — doch jetzt mit einem Male eröffnete sich ihm ein neuer Plan. Er betrat den Laden.

„Teifi, was is denn jetzt dös für a scheißlichs Viech!" kreischte die alte Frau Mutschelknaus beim Anblick des sonderbaren frühen Kunden auf; doch gar bald besänftigte sie sich, als Amadeus Knödlseder ihr freundlich die Wangen tätschelte und in

wohlgesetzter Rede zu verstehen gab, er gedenke behufs Vervollständigung seiner Reisetoilette umfangreiche Einkäufe zu machen, wofür hauptsächlich farbige Krawatten aller Arten und Formen in Betracht kämen.

Durch das joviale Benehmen des Lämmergeiers bestrickt, türmte die Alte denn auch in Windeseile ganze Berge der prächtigsten Halsbinden auf den Ladentisch.

Und alles nahm der „gnä Herr" ohne zu feilschen und ließ es in eine große Pappschachtel packen. Nur einen feuerroten Schlips wählte er selbst aus mit dem Ersuchen, ihn an seinem langen kahlen Halse zu befestigen, dabei mit sengendem Blick verführerisch das Liedchen trällernd:

„Ein heißer Kuß von deinem Rosenmundö
erinnert mich
an jenes Morgenrot, hurra;
hurra, hurra!"

„No, die steht Eahna," rief die Alte selig, als die Krawatte endlich richtig saß, „und ausschaugn tuan S' (wie ein Schnallentreiber, hätte sie beinahe gesagt) — wie ein leibhaftiger Baron."

„So, nun noch ein Glas Wasser, liebe Frau, wenn ich bitten darf," flötete der Lämmergeier.

Dienstbeflissen eilte die Betörte in die rückwärtigen

Gefilde des Hauses; doch kaum war sie dem Blick entschwunden, ergriff Amadeus Knödlseder die Pappschachtel, stürmte ohne zu zahlen aus dem Laden und schwebte in der nächsten Minute dem klaren Himmelszelt zu. Wohl gellte alsbald eine Flut von Verwünschungen seitens der geschädigten Handelsfrau in die Luft, doch ohne jeglichen Gewissensbiß — im linken Fang den Handkoffer, rechts die gefüllte Pappschachtel — gaukelte der Ruchlose fürbaß durch den blauen Äther.

Erst spät am Nachmittage — die scheidenden Strahlen des zur Rüste gehenden Sonnenballes schickten sich bereits an, die roterglühenden Alpengipfel zu küssen — lenkte er seinen Flug erdwärts. Der balsamische Duft der heimatlichen Bergwelt umfächelte kosend sein Antlitz, und trunken schwelgte das Auge in köstlichem Fernblick.

Melodisch klang aus grünenden Triften der schwermütige Gesang der Hirtenknaben empor zum schwindelnden Firn, gar lieblich durchflochten von dem Silberschall der heimziehenden Herden. Von dem richtigen Instinkt des Sohnes der Lüfte geleitet, erkannte Amadeus Knödlseder gar bald zu seiner Freude, daß ein günstiges Schicksal wohlwollend seine Schwingen gelenkt und ihn in die Nähe eines wohlhabenden Murmeltierstädtchens geführt hatte.

Wohl suchten die Bewohner sofort bei seinem Er-

scheinen den schützenden Herd auf und schlossen die Türen, aber rasch legte sich ihre Furcht, als sie sahen, daß Knödlseder einem greisen Hamster, der in der Ortschaft ein Getreidegeschäft leitete und nimmer schnell genug hatte fliehen können, nicht nur kein Haar krümmte, vielmehr ehrerbietig vor ihm den Hut zog, um Feuer bat und sich nach einer Herberge erkundigte.

„Sie sind gewiß kein Hiesiger, nach dem Dialekt zu schließen?“ fragte er, leutselig ein längeres Gespräch anknüpfend, als ihm der Hamster, vor Zittern kaum der Rede fähig, die gewünschte Auskunft erteilt hatte.

„Nein, nein,“ stotterte der alte Herr.

„Wohl aus dem Süden?“

„Nein. Aus – aus Prag.“

„Demnach mosaischen Glaubensbekenntnisses, wie?“ forschte Amadeus Knödlseder und drückte lächelnd ein Auge zu.

„Ich? I — ich? Was denken Sie von mir, Herr Lämmergeier!“ leugnete der Hamster in seiner Angst, möglicherweise einen Russen vor sich zu haben, drauflos. „Ich mosaisch? Im Gegenteil, ich war doch zehn Jahre lang bei Schabesgoj bei einer zwar jüdischen, aber armen Familie!“

Nachdem der Lämmergeier sich noch eingehend über alles mögliche erkundigt und insbesondere seiner hohen Freude Ausdruck verliehen, daß es im Städt-

chen keinerlei wie immer geartete Nachtlokale gab, entließ er den Ärmsten, der von beständiger Furcht inzwischen beinahe den Veitstanz bekommen hatte, und begab sich auf die Suche nach einer Wohnung.

Das Glück lächelte ihm, und noch ehe die Nacht hereinbrach, war es ihm gelungen, auf dem Marktplatz einen schmucken Laden mit anstoßender Kammer sowie Nebenräumen, die alle ihre eigenen Ausgänge hatten, zu mieten.

* * *

Friedlich flossen Tage und Wochen dahin, die Bürgerschaft hatte ihre Besorgnisse längst fahren lassen, und fröhliches Gemurmel belebte wiederum von früh bis spät die Straßen.

Fein säuberlich mit Rundschrift auf ein Brett geschrieben stand über dem neuen Laden zu lesen:

Krawattengeschäft in allen Farben,
ausgeübt
von
Amadeus Knödlseder.
(Braune Rabattmarken.)

und gaffend staute sich die Menge vor den ausgestellten Herrlichkeiten.

Früher, wenn die Wildenten — protzig, daß ihnen die Natur so schöne grünschillernde Halsbinden geschenkt — in Schwärmen vorübergezogen kamen, hatte jedesmal Verstimmung und Bitterkeit im Orte geherrscht — wie anders war das jetzt geworden! Wer halbwegs auf Rang und Ansehen hielt, besaß einen Schlips von primissima Qualität, aber noch viel, viel greller. Da gab's rote und blaue, dieser trug einen gelben, jener einen gewürfelten, und gar der Herr Bürgermeister, der hatte einen so langen, daß er sich beim Gehen beständig mit den Vorderpfoten dreinverwickelte.

Die Firma Amadeus Knödlseder war in aller Munde, und der Inhaber galt als Vorbild für sämtliche Untertanentugenden. Sparsam, fleißig, erwerbsfreudig und mäßig (er trank bloß Limonade).

Tagsüber bediente er vorn im Laden die Kundschaft: nur zuweilen führte er besonders wählerische Käufer in das rückwärtige Zimmer, wo er dann auffallend lang zu verweilen pflegte, wahrscheinlich um Eintragungen im Hauptbuch vorzunehmen; wenigstens hörte man ihn in solchen Fällen oft und laut rülpsen — bei Kaufleuten seiner Branche stets ein Zeichen angestrengter, geistiger Tätigkeit.

Daß der betreffende Käufer das Geschäft niemals wieder durch das vordere Lokal verließ, war nicht

weiter befremdlich. Gab es doch so viele rückwärtige Ausgänge.

In den Stunden nach Feierabend liebte es Amadeus Knöblseder, auf einem steilen Schroffen zu sitzen und schwärmerische Weisen auf der Schalmei zu blasen, bis er die heimlich Angebetete seines Herzens — ein ältliches Gemsenfräulein mit Hornbrille und schottischem Plaid — auf dem schmalen Felsenbande gegenüber einhertrippeln sah. Dann grüßte er stumm und ehrerbietig. Und sie dankte mit züchtigem Neigen des Köpfchens. Man munkelte bereits, die beiden würden ein Paar werden, und alle, die um die zarten Beziehungen wußten, konnten sich nicht genugtun in Ausrufen der Bewunderung, wie erfreulich es doch sei, die segensreiche Wirkung gesitteten Lebenswandels selbst bei einem erblich so schwer belasteten Individuum, wie es ein Lämmergeier naturgemäß sein mußte, mit eigenen Augen ansehen zu dürfen.

Daß trotzdem keine rechte Freude unter den Bewohnern des Murmeltierstädtchens einziehen wollte, war lediglich dem ebenso befremdenden wie betrüblichen Umstande zuzuschreiben, daß die Zahl der Bürgerschaft auf erschreckende Weise und ohne ersichtlichen Grund abnahm, sozusagen von Woche zu Woche abnahm. Fast keine Stunde verging, ohne daß nicht irgendein Familienmitglied als „vermißt“

gemeldet wurde. Man riet auf dies, man riet auf jenes, man wartete — aber nie kehrte eins der Verschollenen jemals wieder.

Eines Tages fehlte sogar — das Gemsenfräulein! Man fand ihr Riechfläschchen auf dem Felsenbande; sie selbst mußte infolge eines Schwindelanfalles verunglückt sein.

Amadeus Knödlseders Schmerz kannte keine Grenzen.

Immer wieder und wieder stürzte er sich mit ausgebreiteten Schwingen hinab in den Abgrund — wie er sagte, um die Leiche der Teuern zu suchen. Oder er saß in der Zwischenzeit, einen Zahnstocher im Schnabel, unverwandt in die Tiefe starrend, am Rande der Schlucht.

Sein Krawattengeschäft vernachlässigte er ganz und gar. — — —

Da, eines Nachts, enthüllte sich Schreckliches! Der Besitzer des Hauses, in dem der Lämmergeier wohnte, — ein alter, mürrischer Murmler, — erschien auf der Polizei und verlangte die sofortige zwangsweise Öffnung des Ladens, sowie die Beschlagnahme der darin befindlichen Waren seines Mieters, da er nicht länger gesonnen sei, auf Zahlung des schuldigen Zinses zu warten.

„Hm! Seltsam. Herr Knödlseder sollte die Miete nicht gezahlt haben?“ — der Beamte mochte es gar

nicht glauben — und ob Herr Knöblfeder denn nicht zu Hause sei? Man brauche ihn doch nur zu wecken!

„Der, und zu Hause?" — der alte Murmler lachte schrill auf — „der? Der kommt doch nie vor fünf Uhr früh heim und dann jedesmal schwer besoffen!"

„So?! Besoffen?! — der Beamte gab seine Befehle.

Der erste Morgenschein zog bereits herauf, und noch immer arbeiteten die Schergen schweißtriefend an dem schweren Vorhängeschloß, das den rückwärtigen Teil des Krawattenladens versperrte.

Eine aufgeregte Menge flutete auf dem Marktplatz hin und her.

„Schuldbare Krida"! — „Nein: Wechselreiterei", lief es von Schnauze zu Schnauze.

„Tj, schuldbare Krida! — Ihnen gesaaagt! Tj. Ich versteh immer: schuldbare Krida?" höhnte gestikulierend der greise Hamster, der sich ebenfalls eingefunden hatte, dazwischen; — es war das erstemal seit jenem schreckhaften Zusammentreffen mit Knöblfeder, daß er sich wieder in der Öffentlichkeit zeigte.

Die allgemeine Unruhe wuchs und wuchs.

Selbst die feinen Murmeltierdämchen, die, in kostbare Pelze gehüllt, nach Hause fuhren von Lustbarkeit und Mummenschanz, ließen halten, reckten die Hälschen und fragten, was es gäbe.

Plötzlich ein Krachen: die Türe war dem Drucke gewichen.

Grauenvoll, was sich da den Blicken bot!

Ein bestialischer Gestank entströmte der geöffneten Kammer, und wohin sich das Auge wandte: ausgespienes Gewöll, fast bis zur Decke hinauf: abgenagte Knochen, Gebein auf den Tischen, Gebein auf den Regalen, selbst in den Schubladen und im Geldschrank: Gebein und Gebein.

Entsetzen lähmte die Menge; jetzt war mit einem Schlage klar, wohin alle die Vermißten gekommen waren. Knödlseder hatte sie gefressen und ihnen die verkaufte Ware wieder abgenommen — ein zweiter „Juwelier Cardillac“ im Roman des Fräuleins von Scuderi!

„Nu, was i i — is mit der schuldbaren Krida? Waas?“ höhnte schon wieder der Hamster. Man umringte ihn und staunte ihn an, daß er so klug gewesen und sich und seine Familie ferngehalten hatte von dem Verkehr mit dem tückischen Mordbuben.

„Wie konnte es nur sein, Herr Kommerzienrat,“ riefen alle durcheinander, „daß Sie allein ihm mißtrauten? Man m u ß t e doch annehmen, er habe sich gebessert und — — —“

„A Lämmergeier und sich bessern?!“ rief höhnisch der Hamster, drückte die Fingerspitzen zusammen, als hielte er eine Prise Salz darin, und bewegte sie

vor den Augen seiner Zuhörer ausdrucksvoll hin und her: „was ämol ä Lämmergeier is, is ä Lämmergeier und bleibt ä Lämmergeier und wird ä Lämmergeier bleiben, bis — —" er kam nicht weiter: laute, menschliche Stimmen näherten sich. Touristen!

Im Nu waren sämtliche Murmeltiere verschwunden.

Er auch.

„Herrlich! Zückend! So'n Sonnenaufgang! Achch!" schrillte die eine Menschenstimme. Sie gehörte einer spitznasigen, idealgesinnten Jungfrau an, die gleich darauf, an ihren Bergstock geschmiegt, das Hochplateau betrat, den Busen wogend, so gut es gehen wollte, und die treuherzigen Augen rund und offen wie Spiegeleier. Nur nicht so gelb! (Sondern veilchenblau): „achch! Nu, im Angesicht der 'zückenden Natua — wo allens so schön ist — dürfen Se auch nich mehr sagen, Herr Klempke, was Se unten im Tale üwah das italien'sche Volk gesacht haben. Sie werden sehen, wenn der Kriech ma' vorüwer ist, werden die Italienah die ersten sein, die komm' und uns die Hand hinstrecken und sagen:

‚Liewes Deutschland, verzeih uns, awa wir haben uns — gebessert.'"

J. H. Obereits Besuch bei den Zeit-egeln

Mein Großvater liegt auf dem Friedhof des weltvergessenen Städtchens Runkel zur ewigen Ruhe bestattet.

Auf einem dicht mit grünem Moos bewachsenen Grabstein stehen unter der verwitterten Jahreszahl, in ein Kreuz gefaßt und so frisch im Golde glänzend, als seien sie erst gestern gemeißelt worden, die Buchstaben:

V I

V O

„Vivo“ das heißt: „ich lebe“, bedeute das Wort, sagte man mir, als ich noch ein Knabe war und das erstemal die Inschrift las, und es hat sich mir so tief in die Seele geprägt, als hätte es der Tote selbst aus der Erde zu mir emporgerufen.

Vivo — ich lebe, — ein seltsamer Wahlspruch für ein Grabmal!

Er klingt heute noch in mir wieder, und wenn ich daran denke, wird mir wie einst, als ich davor stand: ich sehe im Geist meinen Großvater, den ich doch niemals im Leben gekannt, da unten liegen,

unversehrt, die Hände gefaltet, und die Augen, klar und durchsichtig wie Glas, weit offen und unbeweglich. Wie einer, der mitten im Reiche des Moders unverweslich zurückgeblieben ist und still und geduldig wartet auf die Auferstehung.

Ich habe die Friedhöfe so mancher Stadt besucht: immer war es ein leiser, mir unerklärlicher Wunsch: auf einem Grabstein wieder dasselbe Wort zu lesen, der meine Schritte lenkte, aber nur zweimal fand ich dieses „vivo“ wieder — einmal in Danzig, und einmal in Nürnberg. In beiden Fällen waren die Namen ausgetilgt vom Finger der Zeit; in beiden Fällen leuchtete das „vivo“ hell und frisch, als sei es selber voll des Lebens.

Von jeher nahm ich als erwiesen hin, daß, wie man mir schon als Kind gesagt, mein Großvater keine Zeile von seiner Hand hinterlassen habe; um so mehr erregte es mich, als ich vor nicht langer Zeit in einem versteckten Fache meines Schreibtisches, unseres alten Erbstückes, auf ein ganzes Bündel Aufzeichnungen stieß, die offenkundig von ihm geschrieben waren.

Sie lagen in einer Mappe, auf der der sonderbare Satz zu lesen stand: „Wie will der Mensch dem Tod entrinnen, es sei denn, daß er nicht warte noch hoffe.“ Sofort flammte das Wort „Vivo“ in mir auf, das mich mein ganzes Leben hindurch wie ein

lichter Schein begleitet hatte und nur weilenweis schlafen gegangen war, um, bald im Träumen, bald im Wachen, ohne äußeren Anlaß, wieder und wieder neu in mir zu werden. Wenn ich zuzeiten geglaubt, es könne Zufall gewesen sein, daß jenes vivo auf den Grabstein kam, — eine Inschrift, der Wahl des Pfarrers überlassen, — so wurde mir, als ich den Sinnspruch auf dem Buchdeckel gelesen, zu voller Gewißheit, es müsse sich dabei um eine tiefere Bedeutung handeln, um etwas, das vielleicht das ganze Dasein meines Großvaters erfüllt hatte.

Und was ich weiter las — in seinem Nachlaß — bestärkte mich in meiner Ansicht von Seite zu Seite.

Es stand zuviel von privaten Beziehungen darin, als daß ich es fremden Ohren enthüllen dürfte, und so mag es genügen, daß ich flüchtig nur das berühre, was zu meiner Bekanntschaft mit Johann Hermann Obereit führte und mit dessen Besuch bei den Zeitegeln im Zusammenhang steht.

Wie aus den Aufzeichnungen hervorging, gehörte mein Großvater der Gesellschaft der „Philadelphischen Brüder“ an, ein Orden, der mit seinen Wurzeln zurückreicht bis ins alte Ägypten und den sagenhaften Hermes Trismegistos seinen Begründer nennt. Auch die „Griffe“ und Gesten, an denen die Mitglieder einander erkannten, waren ausführlich erklärt. — Sehr oft kam der Name Johann Her-

mann Obereit, eines Chemikers, der mit meinem Großvater eng befreundet gewesen schien und in Runkel gelebt haben mußte, vor, und da es mich interessierte, Näheres über das Leben meines Vorfahren und die dunkle, weltabgewandte Philosophie, die aus jeder Zeile seiner Briefe sprach, zu erfahren, beschloß ich nach Runkel zu reisen, um dort zu erkunden, ob nicht vielleicht Nachkommen des erwähnten Obereit existierten und eine Familienchronik vorhanden sei. —

Man kann sich nichts Traumhafteres denken als jenes winzige Städtchen, das wie ein vergessenes Stück Mittelalter mit seinen krummen, totenstillen Gassen und dem grasdurchwachsenen buckligen Pflaster zu Füßen des Bergschlosses Runkelstein, dem Stammsitz der Fürsten von Wied, unbekümmert den gellenden Schrei der Zeit verschläft.

Schon am frühen Morgen zog es mich hinaus zu dem kleinen Friedhof, und meine ganze Jugend wachte wieder auf, wie ich in dem strahlenden Sonnenschein von einem Blumenhügel zum andern schritt und mechanisch die Namen derer von den Kreuzen ablas, die dort unten schlummerten in ihren Särgen. — — — —

Von weitem erkannnte ich an der funkelnden Inschrift den Grabstein meines Großvaters.

Ein alter Mann mit weißem Haar, bartlos, die

Züge scharf geschnitten, saß davor, den Elfenbeingriff seines Spazierstocks ans Kinn gedrückt, und blickte mich mit merkwürdig lebhaften Augen an, wie jemand, bei dem die Ähnlichkeit eines Gesichtes allerlei Erinnerungen weckt.

Altmodisch gekleidet, fast in Biedermeiertracht, mit Vatermörder und schwarzseidner breiter Halsbinde, sah er aus wie ein Ahnenbild aus längst vergangener Zeit.

Ich war über seinen Anblick, der ganz und gar nicht in die Gegenwart paßte, dermaßen erstaunt und hatte mich überdies so vergrübelt in all das, was ich dem Nachlaß meines Großvaters entnommen, daß ich, mir kaum bewußt, was ich tat, halblaut den Namen „Obereit" aussprach.

„Ja, mein Name ist Johann Hermann Obereit," sagte der alte Herr, ohne sich im geringsten zu wundern.

Mir verschlug es fast den Atem, und was ich im Verlauf des sich entwickelnden Gespräches noch weiter erfuhr, war ebenfalls nicht danach angetan, meine Überraschung zu vermindern.

Es ist an sich kein alltäglicher Eindruck, einen Menschen vor sich zu haben, der nicht viel älter scheint, als man selbst ist, und doch anderthalb Jahrhunderte gesehen hat: — ich kam mir vor wie ein Jüngling trotz meiner schon weißen Haare, als wir

nebeneinander hergingen und er mir von Napoleon und andern geschichtlichen Persönlichkeiten, die er gekannt hatte, erzählte, wie man von Leuten spricht, die erst vor kurzem gestorben sind.

„In der Stadt gelte ich als mein eigener Enkel," sagte er lächelnd und deutete auf einen Grabstein, an dem wir vorüberkamen und der die Jahreszahl 1798 trug, „von Rechts wegen sollte ich hier begraben liegen; ich habe das Todesdatum draufschreiben lassen, denn ich wünsche nicht, von der Menge als moderner Methusalem angestaunt zu werden. Das Wort ‚Vivo'" fügte er bei, als habe er meine Gedanken erraten, „kommt erst hinzu, wenn ich wirklich tot bin." — —

Wir schlossen bald enge Freundschaft, und er bestand darauf, daß ich bei ihm wohnte.

Wohl ein Monat war verflossen und oft saßen wir bis tief in die Nacht in angeregter Unterhaltung beisammen, aber immer lenkte er ab, wenn ich die Frage stellte, was wohl der Satz auf der Mappe meines Großvaters: „Wie will einer dem Tod entrinnen, es sei denn, daß er nicht warte noch hoffe," bedeuten möge: eines Abends jedoch, — der letzte, den wir zusammen verbrachten (das Gespräch kam auf die alten Hexenprozesse, und ich vertrat die Ansicht, es müsse sich in solchen Fällen wohl nur um hysterische Frauenzimmer gehandelt haben), —

unterbrach er mich plötzlich: „Sie glauben also nicht, daß der Mensch seinen Körper verlassen und, sagen wir mal, nach dem Blocksberg reisen kann?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Soll ich es Ihnen vormachen?" fragte er kurz und sah mich scharf an.

„Ich gebe gerne zu," erklärte ich, „daß die sogenannten Hexen durch den Gebrauch gewisser narkotischer Mittel in einen Zustand der Entrückung gerieten und felsenfest glaubten, auf einem Besen durch die Luft zu fliegen."

Er dachte eine Weile nach. „Freilich, Sie werden immer sagen, auch ich bilde es mir nur ein" — erwog er halblaut und versank wieder in Nachsinnen. Dann stand er auf und holte vom Bücherbord ein Heft. „Aber vielleicht interessiert es Sie, was ich hier niedergeschrieben habe, als ich vor Jahren das Experiment machte? Ich muß vorausschicken, ich war damals noch jung und voller Hoffnungen" — ich sah an seinem versinkenden Blick, daß sein Geist zurückwanderte in ferne Zeiten — „und glaubte an das, was die Menschen das Leben nennen, bis es dann Schlag auf Schlag kam: ich verlor, was einem auf Erden lieb sein kann, mein Weib, meine Kinder, — alles. Da führte mich das Schicksal mit Ihrem Großvater zusammen und er lehrte mich verstehen, was Wünsche sind, was Warten ist, was Hoffen

ist, wie sie miteinander verflochten sind, und wie man diesen Gespenstern die Maske vom Gesicht reißt. Wir haben sie die ‚Zeit-egel' genannt, weil sie, wie die Blutegel das Blut, uns die Zeit, den wahren Saft des Lebens, aus dem Herzen saugen.

Hier in diesem Zimmer war's, da lehrte er mich den ersten Schritt auf den Weg tun, auf dem man den Tod besiegt und die Vipern der Hoffnung zertritt. — — — Und dann" — er stockte einen Augenblick — „ja — und dann bin ich geworden wie Holz, das nicht fühlt, ob man es streichelt oder zersägt, ins Feuer oder ins Wasser wirft. Mein Inneres ist leer seitdem; ich habe keinen Trost mehr gesucht. Habe keinen mehr gebraucht. Wofür hätte ich ihn suchen sollen? Ich weiß: ich „bin", und jetzt erst lebe ich. Es liegt ein feiner Unterschied zwischen: ‚ich lebe' und ‚ich lebe'."

„Sie sagen das alles so einfach, und es ist doch furchtbar!" fiel ich erschüttert ein.

„Es scheint nur so," beruhigte er mich lächelnd; „es strömt ein Glücksgefühl aus der Unbeweglichkeit des Herzens, das Sie sich nicht träumen lassen. Es ist wie eine ewige süße Melodie, dieses ‚ich bin', die nie mehr erlöschen kann, wenn sie einmal geboren ist, — weder im Schlaf, noch wenn die Außenwelt wieder aufwacht in unsern Sinnen, noch auch im Tod. — — — — — — — Soll ich Ihnen sagen,

warum die Menschen so früh sterben und nicht 1000 Jahre leben, wie's in der Bibel steht über die Patriarchen? Sie sind gleich den grünen Wassertrieben eines Baumes, — sie haben vergessen, daß sie zum Stamme gehören, darum verwelken sie im ersten Herbst.

Doch ich wollte Ihnen erzählen, wie ich das erstemal meinen Körper verließ.

Es gibt eine uralte verborgene Lehre, so alt wie das Menschengeschlecht; sie hat sich vererbt von Mund zu Ohr bis heutigentags, aber nur wenige kennen sie. Sie zeigt uns die Mittel, die Schwelle des Todes zu überschreiten, ohne das Bewußtsein zu verlieren, und wem es gelingt, der ist von da an Herr über sich selbst: —er hat ein neues Ich erworben, und was ihm bis dahin als ‚Ich' erschienen, ist nur mehr ein Werkzeug, so wie jetzt Hand oder Fuß unsere Werkzeuge sind.

Herz und Atem stehen still wie bei einer Leiche, wenn der neuentdeckte Geist auszieht, — wenn wir ‚wegwandern, wie die Israeliten von den Fleischtöpfen Ägyptens, und zu beiden Seiten die Wasser des roten Meeres stehen wie Mauern'. Lange und vielemal mußte ich es üben unter namenlosen, zermürbenden Qualen, bis es mir endlich gelang, mich vom Leibe loszulösen. Anfangs fühlte ich mich schweben, so wie wir wohl im Traume zuweilen

glauben fliegen zu können, — mit angezogenen Knien und ganz leicht, — aber plötzlich trieb ich in einem schwarzen Strom dahin, der von Süden nach Norden floß, — wir nennen es in unserer Sprache das Aufwärtsfließen des Jordan, — und sein Brausen klang wie das Rauschen des Blutes im Ohr.

Viele aufgeregte Stimmen, deren Urheber ich nicht sehen konnte, schrien mich an, ich solle umkehren, bis mich ein Zittern befiel und ich in dumpfer Angst einer Klippe zuschwamm, die vor mir auftauchte. Im Mondlicht sah ich ein Geschöpf dort stehen, so groß wie ein halbwüchsiges Kind, nackt und ohne die Merkmale männlichen oder weiblichen Geschlechtes; es hatte ein drittes Auge auf der Stirn wie der Polyphem und deutete regungslos in das Innere des Landes.

Dann schritt ich durch ein Dickicht dahin auf einem glatten, weißen Wege, doch ich spürte den Boden mit meinen Füßen nicht, und auch, wenn ich die Bäume und Sträucher ringsum berühren wollte, konnte ich ihre Oberfläche nicht greifen: immer lag eine dünne Schicht Luft dazwischen, die sich nicht durchdringen ließ.

Ein fahler Glanz wie von faulem Holz bedeckte alles und machte das Sehen deutlich.

Die Umrisse der Dinge, die ich wahrnahm, schienen

locker, moluskenartig aufgeweicht und wunderlich vergrößert. Junge federlose Vögel mit runden frechen Augen hockten feist und gedunsen gleich Mastgänsen in einem riesigen Nest und kreischten auf mich herab, eine Rehkitz, kaum noch fähig zu laufen und doch schon so groß wie ein völlig entwickeltes Tier, saß träge im Moos und drehte, fett wie ein Mops, schwerfällig den Kopf nach mir.

Eine krötenhafte Faulheit in jedem Geschöpf, das mir zu Gesichte kam.

Allmählich ging mir die Erkenntnis auf, wo ich mich befand: in einem Land, so wirklich und wahrhaftig wie unsere Welt und dennoch nur ein Widerschein von ihr: in dem Reich der gespenstischen Doppelgänger, die sich von dem Mark ihrer irdischen Urformen nähren, sie ausplündern und selber ins Ungeheure wachsen, je mehr sich jene verzehren in vergeblichem Hoffen und Harren auf Glück und Freude.

Wenn auf der Erde jungen Tieren die Mutter weggeschossen wird, und sie voll Vertrauen und Glauben auf Nahrung warten und warten, bis sie in Qualen verschmachten, dann entsteht ihr gespenstisches Ebenbild auf dieser verfluchten Geisterinsel und saugt wie eine Spinne das versickernde Leben der Geschöpfe unserer Erde in sich: die im Hoffen entschwindenden Kräfte des Daseins der Wesen werden hier Form und wucherndes Unkraut, und der Boden ist geschwängert

von dem düngenden Hauch einer verwarteten Zeit.

Und wie ich weiterwanderte, kam ich in eine Stadt, die voller Menschen war. Viele von ihnen kannte ich auf Erden, und ich erinnerte mich ihrer zahllosen fehlgeschlagenen Hoffnungen und wie sie von Jahr zu Jahr gebeugter gingen, und doch die Vampire, — ihre eigenen dämonischen Ichs, — die ihnen das Leben und die Zeit fraßen, sich nicht aus dem Herzen reißen wollten. Hier sah ich sie zu schwammigen Scheusalen aufgebläht, mit dickem Wanst, die Augen stier und gläsern über den speckverquollenen Wangen, umherschwabbern. — — —

Aus einem Bankladen mit dem Aushängeschild

Wechselstube Fortuna Jedes Los gewinnt den Haupttreffer

drängte Kopf an Kopf eine grinsende Menge, Säcke von Gold hinter sich herschleifend, die wulstigen Lippen in sattem Schmatzen verzogen: die zu Fett und Gallert gewordenen Phantome aller derer, die auf Erden dahinsiechen in unstillbarem Durst nach Spielergewinn.

Ich trat in eine tempelartige Halle, deren Säulen bis zum Himmel ragten; darin saß auf einem

Thron aus geronnenem Blut ein Ungeheuer mit Menschenleib und vier Armen, die gräßliche Hyänenschnauze triefend vor Geifer: der Kriegsgott wilder, afrikanischer Stämme, die in ihrem Aberglauben Opfer darbringen, um den Sieg über die Feinde zu erflehen.

Voll Entsetzen floh ich aus dem Dunstkreis der Verwesung, der die Stätte erfüllte, zurück in die Straßen und blieb voll Staunen vor einem Palast stehen, der an Pracht alles übertraf, was ich jemals gesehen. Und doch kam mir jeder Stein, jeder First, jede Treppe so seltsam bekannt vor, als hätte ich in Phantasien einst selber all das erbaut.

Als sei ich unumschränkter Herr und Besitzer des Hauses, stieg ich die breiten Marmorstufen empor, da las ich auf einem Türschild — meinen eigenen Namen:

Johann Hermann Obereit.

Ich trat ein und sah mich selbst im Purpur an einer prunkvollen Tafel sitzen, von tausend Sklavinnen bedient, und ich erkannte in ihnen alle die Frauen wieder, die im Leben meine Sinne erfüllt hatten, wenn auch manche nur für einen flüchtigen Augenblick.

Ein Gefühl unbeschreiblichen Hasses befiel mich bei dem Bewußtsein, daß jener — mein eigener Doppelgänger — hier schwelgte und praßte, seit ich lebte, und daß ich selber es gewesen war, der ihn ins Dasein gerufen und mit Reichtum beschenkt hatte, indem ich mir die magische Kraft meines Ichs in Hoffen, Ersehnen und Warten aus der Seele entströmen ließ.

Mit Schrecken wurde ich mir klar, daß mein ganzes Leben nur aus Warten jeglicher Form bestanden hatte und nur aus Warten — aus einer Art unaufhörlichen Verblutens, — und daß die gesamte Zeit, die mir übriggeblieben war zum Empfinden von Gegenwart, kaum nach Stunden zählte.

Wie eine Seifenblase zerplatzte vor mir, was ich bis dahin für den Inhalt meines Lebens gehalten.

Ich sage Ihnen, 'was wir auch auf Erden vollbringen, immer gebiert es ein neues Warten und ein neues Hoffen; das ganze Weltall ist getränkt von dem Pesthauch des Absterbens einer kaum geborenen Gegenwart. Wer hätte nie die entnervende Schwäche gefühlt, die uns befällt, wenn wir im Wartezimmer eines Arztes, eines Advokaten, einer Amtsstube sitzen?

Was wir Leben nennen: es ist der Wartesaal

des Todes.' Plötzlich begriff ich — damals — was die Zeit ist: Wir selbst sind Gebilde, aus Zeit gemacht, Leiber, die Stoff zu sein scheinen und nichts anderes sind als geronnene Zeit.

Und unser tägliches Hinwelken dem Grabe entgegen, was ist es denn sonst als Wiederum-zu-Zeit-Werden unter der Begleiterscheinung des Wartens und Hoffens, — so, wie Eis auf dem Ofen unter Zischen wiederum zu Wasser wird!

Ich sah, daß ein Beben die Gestalt meines Doppelgängers durchlief, als diese Erkenntnis in mir wach wurde, und daß Angst sein Gesicht verzerrte. Da wußte ich, was ich zu tun hatte: kämpfen bis aufs Messer mit jenen Phantomen, die uns aussaugen wie Vampire.

Oh, sie wissen genau, warum sie den Menschen unsichtbar bleiben und sich vor ihren Blicken verbergen, diese Schmarotzer an unserem Leben; auch des Teufels größte Gemeinheit ist, daß er so tut, als ob er nicht existiere.

Und seitdem habe ich die Begriffe ‚Warten und Hoffen' für immer ausgerottet aus meinem Dasein."

„Ich glaube, Herr Obereit, ich würde zusammenbrechen schon beim ersten Schritt, wenn ich den schrecklichen Weg gehen wollte, den Sie gegangen sind," sagte ich, als der Alte schwieg; „ich kann mir wohl denken, daß man durch unausgesetzte Arbeit

das Gefühl des Wartens und Hoffens in sich betäuben kann; dennoch — — — — — — — — — — — — — — — — — — —"

„Ja, aber nur betäuben! Innerlich bleibt das ‚Warten' lebendig. Sie müssen das Beil an die Wurzel legen!" unterbrach mich Obereit. „Werden Sie wie ein Automat hier auf der Erde! Wie ein Scheintoter! Greifen Sie nie nach einer Frucht, die Ihnen winkt, wenn auch nur das geringste Warten damit verbunden ist; rühren Sie keine Hand, und alles wird Ihnen reif in den Schoß fallen. Anfangs ist's wohl wie ein Wandern durch trostlose Wüsten, oft lange Zeit, aber plötzlich wird rings um Sie her eine Helle sein, und Sie werden alle Dinge, die schönen und die häßlichen, in einem neuen, ungeahnten Glanze sehen. Dann gibt's kein ‚Wichtig' mehr für Sie und kein ‚Unwichtig', jedes Geschehnis wird gleich ‚wichtig' sein und gleich ‚unwichtig', und dann werden Sie im Drachenblut gehörnt sein wie Siegfried und von sich sagen können: ich fahre hinaus ins uferlose Meer eines ewigen Lebens mit schneeweißem Segel."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es waren die letzten Worte, die Johann Hermann Obereit zu mir gesprochen; — ich habe ihn nicht mehr wiedergesehen.

Viele Jahre sind inzwischen verflossen, ich habe

mich bemüht, so gut ich konnte, der Lehre zu folgen, die Obereit mir gab, aber das Warten und Hoffen will nicht aus meinem Herzen weichen.

Ich bin zu schwach, das Unkraut auszureißen, und wundere mich auch nicht mehr, daß unter den zahllosen Grabsteinen auf den Friedhöfen so selten einer die Inschrift trägt:



Der Kardinal Napellus

Wir wußten nicht viel mehr von ihm, außer seinem Namen: Hieronymus Radspieller, als daß er jahraus, jahrein in dem zerfallenen Schlosse lebte und von dem Besitzer, einem weißhaarigen, mürrischen Basken — dem hinterbliebenen Diener und Erben eines in Trübsinn und Einsamkeit verwelkten Adelsgeschlechtes — ein Stockwerk für sich allein gemietet und mit kostbarem, altertümlichem Hausrat wohnbar gemacht hatte.

Ein greller, phantastischer Gegensatz, wenn man eintrat in diese Räume aus der wegverwachsenen Wildnis draußen, in der nie ein Vogel sang und alles vom Leben verlassen schien, wenn nicht hin und wieder die morschen, wirrbärtigen Eiben schreckerfüllt aufächzten unter der Wucht des Föhns, oder der grünschwarze See wie ein in den Himmel starrendes Auge die weißen, ziehenden Wolken spiegelte.

Fast den ganzen Tag war Hieronymus Radspieller in seinem Boot und ließ ein funkelndes Metall-Ei an langen, feinen Seidenfäden hinab in die stillen Wasser — ein Lot, um die Tiefen des Sees zu ergründen.

Er wird wohl in Diensten einer geographischen Gesellschaft stehen, mutmaßten wir, wenn wir, von unseren Angelfahrten heimgekehrt, des Abends noch ein paar Stunden in dem Bibliothekzimmer Radspiellers beisammen saßen, das er uns gastfreundlich zur Verfügung gestellt hatte.

„Ich habe heute von der alten Botenfrau, die die Briefe über den Bergpaß trägt, zufällig erfahren, daß die Rede geht, er solle in seiner Jugend ein Mönch gewesen sein und habe sich Nacht für Nacht blutig gegeißelt — „sein Rücken und seine Arme seien über und über mit Narben bedeckt," mischte sich Mr. Finch ins Gespräch, als sich wieder einmal der Austausch der Gedanken um Hieronymus Radspieller drehte, — „übrigens, wo er heute nur so lange bleibt? Es muß längst 11 Uhr vorbei sein."

„Es ist Vollmond," sagte Giovanni Braccesco und deutete mit seiner welken Hand durch das offene Fenster hinaus auf den flimmernden Lichtweg, der quer über dem See lag; „wir werden sein Boot leicht sehen können, wenn wir Ausschau halten."

Dann, nach einer Weile, hörten wir Schritte die Treppe heraufkommen; aber es war nur der Botaniker Eshcuid, der da, so spät von seinen Streifzügen heimgekommen, zu uns ins Zimmer trat.

Er trug eine mannshohe Pflanze in der Hand mit stahlblau glänzenden Blüten.

„Es ist weitaus das größte Exemplar dieser Gattung, das jemals gefunden wurde; ich hätte nie geglaubt, daß der giftige ‚Sturmhut' noch in solchen Höhen wächst," sagte er klanglos, nachdem er uns einen Gruß zugenickt, und legte die Pflanze mit umständlicher Sorgfalt, damit ihr kein Blatt geknickt werde, auf das Fensterbrett.

„Es geht ihm wie uns," kroch es mir durch den Sinn, und ich hatte die Empfindung, daß Mr. Finch und Giovanni Braccesco in diesem Momente dasselbe dachten, „er wandert ruhelos als alter Mann über die Erde, wie einer, der sein Grab suchen muß und nicht finden kann, sammelt Pflanzen, die morgen verdorrt sind; wozu? warum? Er denkt nicht nach darüber. Er weiß, daß sein Tun zwecklos ist, wie wir es von dem unsrigen wissen, aber ihn wird wohl auch die traurige Erkenntnis zermürbt haben, daß alles zwecklos ist, was man beginnt, ob es groß scheint oder klein, — so wie sie uns andern zermürbt hat ein Menschenleben lang. — — — Wir sind von Jugend an wie die Sterbenden," fühlte ich, „deren Finger unruhig über die Bettdecke tasten; die nicht wissen, wonach sie greifen sollen, — wie Sterbende, die einsehen: der Tod steht im Zimmer, was kümmert es ihn, ob wir die Hände falten oder die Fäuste ballen." — — —

„Wohin reisen Sie, wenn die Zeit zum Fischen

hier vorüber ist?" fragte der Botaniker, nachdem er abermals nach seiner Pflanze gesehen und sich dann langsam zu uns an den Tisch gesetzt hatte.

Mr. Finch fuhr sich durch sein weißes Haar, spielte, ohne aufzublicken, mit einem Angelhaken und zuckte müde die Achseln.

„Ich weiß nicht," antwortete nach einer Pause Giovanni Braccesco zerstreut, als sei die Frage an ihn gerichtet gewesen.

Wohl ein Stunde verrann in bleierner, wortloser Stille, daß ich das Rauschen des Blutes in meinem Kopfe hören konnte.

Endlich tauchte das fahle, bartlose Gesicht Radspiellers im Türrahmen auf.

Seine Miene schien gelassen und greisenhaft wie immer und seine Hand ruhig, als er sich ein Glas Wein einschenkte und uns zutrank, aber es war eine ungewohnte Stimmung voll verhaltener Erregtheit mit ihm hereingekommen, die sich bald auf uns übertrug.

Seine sonst müden und teilnahmslosen Augen, die die Eigentümlichkeit hatten, daß sich wie bei Rückenmarkskranken ihre Pupillen niemals zusammenzogen oder ausdehnten und scheinbar auf Licht nicht reagierten, — sie glichen grauen, mattseidenen Westenknöpfen mit einem schwarzen Punkt darin, wie Mr. Finch zu behaupten pflegte, — suchten heute

fiebrig flackernd im Zimmer umher, glitten die Wände entlang und über die Bücherreihen hin, unschlüssig, woran sie haften bleiben sollten.

Giovanni Braccesco brach ein Gesprächsthema vom Zaun und erzählte von unsern seltsamen Methoden, die uralten, moosbewachsenen Riesenwelse zu fangen, die in ewiger Nacht da unten leben in den unergründlichen Tiefen des Sees, nie mehr heraufkommen ans Tageslicht und jede Lockspeise, die die Natur bietet, verschmähen, — nur nach den bizarrsten Formen schnappen, die der Angler ersinnen kann: nach gleißendem Silberblech, geformt wie Menschenhände, die an der Schnur taumelnde Bewegungen im Wasser machen, oder nach Fledermäusen aus rotem Glas mit tückisch verborgenen Haken an den Flügeln.

Hieronymus Radspieller hörte nicht hin.

Ich sah ihm an, daß sein Geist wanderte.

Plötzlich brach er los, wie jemand, der ein gefährliches Geheimnis hinter verbissenen Zähnen jahrelang gehütet hat und es dann in einer Sekunde unvermittelt, mit einem Aufschrei, von sich wirft: „Heute endlich — ist mein Senkblei auf Grund gestoßen."

Wir starrten ihn verständnislos an.

Ich war so gefangen genommen von dem fremdartig zitternden Ton, der aus seinen Worten ge-

klungen hatte, daß ich eine Weile lang nur halb erfaßte, wie er den Vorgang der Tiefseemessung erklärte: es gäbe da unten in den Abgründen — viele tausend Faden tief — kreisende Wasserwirbel, die jedes Lot verbliesen, es schwebend erhielten und den Boden nicht erreichen ließen, wenn nicht ein günstiger Zufall zu Hilfe käme.

Dann wieder stieg aus seiner Rede gleich einer Rakete triumphierend ein Satz empor: „Es ist die tiefste Stelle auf Erden, zu der je ein menschliches Instrument gedrungen ist," und die Worte brannten sich schreckhaft ein, ohne daß ich die Ursache dafür finden konnte. Ein gespenstischer Doppelsinn lag in ihnen, so, als hätte ein Unsichtbarer hinter ihm gestanden und in verhüllten Symbolen aus seinem Munde zu mir gesprochen.

Ich konnte den Blick nicht wenden von Radspiellers Gesicht; wie war es mit einemmal so schemenhaft und unwirklich geworden! Wenn ich eine Sekunde die Augen schloß, sah ich es von blauen Flämmchen umzuckt; — „die Sankt Elmsfeuer des Todes," drängte es sich mir auf die Zunge, und ich mußte gewaltsam die Lippen geschlossen halten, um es nicht laut herauszuschreien.

Traumhaft zogen durch mein Hirn Stellen aus Büchern, die Radspieller geschrieben und die ich gelesen in müßigen Stunden, voll Staunen über seine

Gelehrsamkeit, Stellen sengenden Hasses gegen Religion, Glaube und Hoffnung und alles, was in der Bibel von Verheißung spricht.

Es ist der Rückschlag, der seine Seele nach der heißen Askese einer inbrunstgequälten Jugend aus dem Reich der Sehnsucht herab auf die Erde geschleudert hat — begriff ich dumpf: der Pendelschwung des Schicksals, der den Menschen vom Licht in den Schatten trägt.

Mit Gewalt riß ich mich aus dem lähmenden Halbschlaf, der meine Sinne überfallen hatte, und zwang mich, der Erzählung Radspielers zuzuhören, deren Beginn wie ein fernes, unverständliches Murmeln noch in mir nachhallte.

Er hielt das kupferne Senklot in der Hand, drehte es hin und her, daß es aufblitzte gleich einem Geschmeide im Lichtschein der Lampe, und sprach dabei:

„Sie als leidenschaftlicher Angler nennen es schon ein erregendes Gefühl, wenn Sie an dem plötzlichen Zucken Ihrer doch nur 200 Ellen langen Schnur spüren, daß sich ein großer Fisch gefangen hat, daß gleich darauf ein grünes Ungetüm emporsteigen wird an die Oberfläche und das Wasser zu Gischt zerpeitschen. Denken Sie sich dieses Gefühl vertausendfacht, und Sie werden vielleicht verstehen, was in mir vorging, als dieses Stück Metall hier

mir endlich meldete: ich bin auf Grund gestoßen. Mir war, als hätte meine Hand an eine Pforte geklopft. — Es ist das Ende einer Arbeit von Jahrzehnten," setzte er leise für sich hinzu, und es klang eine Bangigkeit aus seiner Stimme: „was — was werde ich morgen tun?!"

„Es bedeutet nichts Geringes für die Wissenschaft, den tiefsten Punkt unserer Erdschicht ausgelotet zu haben," warf der Botaniker Eshcuid hin.

„Wissenschaft — für die Wissenschaft!" wiederholte Radspieller geistesabwesend und blickte uns der Reihe nach fragend an. „Was kümmert mich die Wissenschaft!" fuhr es ihm endlich heraus.

Dann stand er hastig auf.

Ging ein paarmal im Zimmer hin und her.

„Ihnen ist die Wissenschaft ebenso Nebensache wie mir, Professor," wandte er sich mit einem Ruck, fast schroff an Eshcuid. „Nennen Sie es doch beim Namen: die Wissenschaft ist uns nur ein Vorwand, um etwas zu tun, irgend etwas, gleichgültig was; das Leben, das furchtbare, entsetzliche Leben hat uns die Seele verdorrt, unser eigenstes, innerstes Ich gestohlen, und um nicht immerwährend aufschreien zu müssen in unserm Jammer, jagen wir kindischen Marotten nach — um zu vergessen, was wir verloren haben. Nur, um zu vergessen. Belügen wir uns doch nicht selbst!"

Wir schwiegen.

„Aber es liegt noch ein anderer Sinn darin,“ — eine wilde Unruhe kam plötzlich über ihn, — „in unseren Marotten, meine ich. Ich bin so ganz, ganz allmählich dahintergekommen: ein feiner geistiger Instinkt sagt mir: jede Tat, die wir vollbringen, hat einen magischen doppelten Sinn. Wir *können* gar nichts tun, was *nicht* magisch wäre. — *Ich* weiß ganz genau, *weshalb* ich gelotet habe fast ein halbes Leben lang. Ich weiß auch, was es zu bedeuten hat, daß ich doch — und doch — und doch auf Grund stieß und mich durch eine lange, feine Schnur mitten durch alle Wirbel hindurch mit einem Reich verbunden habe, wohin kein Strahl dieser verhaßten Sonne mehr dringen kann, deren Wonne darin besteht, ihre Kinder verdursten zu lassen. Es ist nur ein *äußeres* belangloses Geschehnis, das sich heute vollzog, aber jemand, der sehen und deuten kann, der erkennt schon im formlosen Schatten an der Wand, wer vor die Lampe getreten ist;“ — er lächelte mich grimmig an, „ich will's Ihnen kurz sagen, was mir dieses äußere Geschehnis *innerlich* bedeutet: ich habe erreicht, was ich gesucht habe, — ich bin hinfort gefeit gegen die Giftschlangen des Glaubens und der Hoffnung, die nur im Licht leben können, ich hab's an dem Ruck gespürt, den es mir im Herzen gab, als ich heute meinen Willen durch-

gesetzt und mit dem Senkblei den Grund des Sees berührt habe. Ein belangloses äußeres Geschehen hat sein inneres Gesicht gezeigt."

„Ist Ihnen denn so Schweres zugestoßen im Leben — in der Zeit — ich meine, als Sie Geistlicher waren?" fragte Mr. Finch, „daß Ihre Seele so wund ist?" setzte er leise für sich hinzu.

Radspieller gab keine Antwort und schien ein Bild zu sehen, das vor ihm auftauchen mochte; dann setzte er sich wieder an den Tisch, blickte unbeweglich in das Mondlicht zum Fenster hin und erzählte wie ein Somnambuler, fast ohne Atem zu holen:

„Ich war niemals Geistlicher, aber schon in meiner Jugend hat mich ein finsterer, übermächtiger Trieb von den Dingen dieser Erde weggezogen. Ich habe Stunden erlebt, wo sich das Gesicht der Natur vor meinen Augen in eine grinsende Teufelsfratze verwandelt hat und mir Berge, Landschaft, Wasser und Himmel, sogar mein eigener Leib, als unerbittliche Kerkermauern erschienen sind. Wohl kein Kind empfindet etwas dabei, wenn sich der Schatten einer über die Sonne ziehenden Wolke auf eine Wiese senkt, — mich hat schon damals ein lähmendes Entsetzen befallen und ich blickte, als hätte mir eine Hand mit einem Ruck eine Binde von den Augen gerissen, tief hinein in die heimliche Welt voll Todesqual der

Millionen winziger Lebewesen, die sich, verborgen unter den Halmen und Wurzeln der Gräser, im stummen Haß zerfleischten.

Vielleicht war's erbliche Belastung — mein Vater starb im Religionswahnsinn —, daß ich die Erde bald nur mehr wie eine einzige bluterfüllte Mördergrube sah.

Allmählich wurde mein ganzes Leben zur immerwährenden Folter seelischen Verdurstens. Ich konnte nicht mehr schlafen, nicht mehr denken, und Tag und Nacht, ohne stillzustehen, zuckten und bebten meine Lippen und formten mechanisch den Satz des Gebetes: ‚Erlöse uns von dem Übel', bis ich vor Schwäche das Bewußtsein verlor.

In den Tälern, wo ich zu Hause bin, gibt es eine religiöse Sekte, die man die ‚Blauen Brüder' nennt, deren Anhänger, wenn sie ihr Ende nahen fühlen, sich lebendig begraben lassen. Heute noch steht ihr Kloster dort, über dem Eingangstor das steinerne Wappenschild: eine Giftpflanze mit fünf blauen Blütenblättern, deren oberstes einer Mönchskapuze gleicht: — das Aconitum napellus, der ‚blaue Sturmhut'.

Ich war ein junger Mann, als ich mich in diesen Orden flüchtete, und fast ein Greis, als ich ihn verließ.

Hinter den Klostermauern liegt ein Garten, darin

blüht im Sommer ein Beet voll von jenem blauen Todeskraut, und die Mönche begießen es mit dem Blut, das aus ihren Geißelwunden fließt. Jeder hat, wenn er Bruder der Gemeinschaft wird, eine solche Blume zu pflanzen, die dann, wie in der Taufe, seinen eigenen christlichen Namen erhält.

Die meinige hieß Hieronymus und hat mein *Blut* getrunken, indes ich selbst verschmachtete in jahrelangem vergeblichem Flehen um das Wunder, daß der ‚Unsichtbare Gärtner' die Wurzeln meines Lebens auch nur mit einem Tropfen *Wasser* begösse.

Der symbolische Sinn dieser seltsamen Zeremonie der Bluttaufe ist, daß der Mensch seine Seele magisch einpflanzen soll in den Garten des Paradieses und ihr Wachstum düngen mit dem Blut seiner Wünsche.

Auf dem Totenhügel des Gründers dieser asketischen Sekte, des sagenhaften Kardinals Napellus, sagt die Legende, schoß in einer einzigen Vollmondnacht in Manneshöhe ein solcher ‚blauer Sturmhut' auf, — über und über mit Blüten bedeckt, — und als man das Grab öffnete, war die Leiche darin verschwunden. Es heißt, daß sich der Heilige in die Pflanze verwandelt hat, und von ihr, als der ersten, die damals auf Erden erschien, sollen alle übrigen stammen. — — —

Wenn die Blumen im Herbst verdorrten, sammelten wir ihre giftigen Samenkeime, die kleinen menschlichen Herzen gleichen und nach der geheimen Überlieferung der Blauen Brüder das ‚Senfkorn' des Glaubens vorstellen, von dem geschrieben steht, daß Berge versetzen könne, wer es hat, — — und aßen davon.

So wie ihr furchtbares Gift das Herz verändert und den Menschen in den Zustand zwischen Leben und Sterben bringt, so sollte die Essenz des Glaubens unser Blut verwandeln, — zur wunderwirkenden Kraft werden in den Stunden zwischen nagender Todespein und ekstatischer Verzückung.

Aber ich tastete mit dem Senkblei meiner Erkenntnis noch tiefer hinab in diese wunderlichen Gleichnisse, ich tat noch einen Schritt weiter und sah der Frage ins Gesicht: Was wird mit meinem Blut geschehen, wenn es endlich geschwängert ist von dem Gift der blauen Blume?

Und da wurden die Dinge rings um mich lebendig, selbst die Steine am Wege schrien mir zu mit tausend Stimmen: Wieder und wieder, wenn der Frühling kommt, wird es ausgegossen werden, auf daß ein neues Giftkraut sprossen kann, das deinen eignen Namen trägt.

Und in jener Stunde hatte ich dem Vampir, den ich bis dahin gefüttert, die Maske abgerissen, und

ein unauslöschlicher Haß ergriff von mir Besitz. Ich ging hinaus in den Garten und stampfte die Pflanze, die mir meinen Namen Hieronymus gestohlen und sich an meinem Leben gemästet hatte, in die Erde, bis keine Faser mehr sichtbar war.

Von da an schien mein Weg besät mit wunderbaren Ereignissen.

Noch in derselben Nacht trat eine Vision vor mich: der Kardinal Napellus, in der Hand — mit der Fingerstellung eines Menschen, der eine brennende Kerze trägt — das blaue Akonit mit den fünfblättrigen Blüten. Seine Züge waren die einer Leiche, nur aus seinen Augen strahlte ein unzerstörbares Leben.

Ich glaubte mein eigenes Antlitz vor mir zu sehen, so glich er mir, und ich fuhr in unwillkürlichem Schrecken nach meinem Gesicht, wie jemand, dem eine Explosion den Arm abgerissen hat, mit der andern Hand nach der Wunde fahren mag.

Dann schlich ich mich ins Refektorium und erbrach in wildem Haß den Schrein, der die Reliquien des Heiligen enthalten sollte, um sie zu zerstören.

Ich fand nur diesen Globus, den Sie dort in der Nische stehen sehen."

Radspieller erhob sich, holte ihn herab, stellte ihn vor uns auf den Tisch und fuhr in seiner Erzählung fort: „Ich habe ihn mit mir genommen auf meiner

Flucht aus dem Kloster, um ihn zu zerschlagen und damit das einzige, was greifbar zurückgeblieben ist von dem Gründer jener Sekte, zu vernichten.

Später überlegte ich mir, daß ich der Reliquie mehr Verachtung antäte, wenn ich sie verkaufte und das Geld einer Dirne schenkte. Ich führte es aus, als sich mir die erste Gelegenheit dazu bot.

Seitdem sind viele Jahre vorübergegangen, aber ich habe keine Minute verstreichen lassen, den unsichtbaren Wurzeln jenes Krautes nachzuspüren, an denen die Menschheit krankt, und sie aus meinem Herzen zu tilgen. Ich habe vorhin gesagt, daß von der Stunde an, da ich zur Klarheit erwachte, ein ‚Wunder' nach dem andern meinen Pfad kreuzte, doch ich bin fest geblieben: kein Irrlicht mehr hat mich in den Sumpf gelockt.

Als ich anfing, Altertümer zu sammeln, — alles, was Sie hier im Zimmer sehen, stammt aus jener Zeit, — war so manches darunter, das mich an die dunkeln Riten gnostischen Ursprungs gemahnte und an das Jahrhundert der Kamisarden; selbst der Saphirring hier an meinem Finger — er trägt seltsamerweise als Wappen einen Sturmhut, das Emblem der blauen Mönche, — kam zufällig, als ich den Vorrat eines Tabulettkrämers durchstöberte, in meine Hände: es hat mich nicht einen Augenblick erschüttern können. Und als mir eines Tages ein

Freund den Globus hier — denselben Globus, den ich aus dem Kloster geraubt und verkauft hatte: die Reliquie des Kardinals Napellus —, als Geschenk ins Haus schickte, mußte ich hell auflachen, als ich ihn wiedererkannte, über diese kindische Drohung eines albernen Schicksals.

Nein, hier herauf zu mir in die klare, dünne Luft der Firnenwelt soll das Gift des Glaubens und der Hoffnung nicht mehr dringen; in diesen Höhen kann der blaue Sturmhut nicht gedeihen. An mir ist der Spruch in einem neuen Sinn zur Wahrheit geworden: Wer in die Tiefe forschen will, muß auf die Berge steigen.

Darum gehe ich nie wieder hinunter in die Niederungen. Ich bin genesen; und wenn die Wunder aller Engelswelten mir in den Schoß fielen, ich würfe sie von mir wie verächtlichen Tand. Soll das Akonit eine giftige Arznei bleiben für die Siechen am Herzen und die Schwachen in den Tälern, — ich will hier oben leben und sterben im Angesicht des starren diamantnen Gesetzes unwandelbarer Naturnotwendigkeiten, das kein dämonischer Spuk durchbrechen kann. Ich werde weiter loten und loten, ohne Ziel, ohne Sehnsucht, froh wie ein Kind, das sich genügen läßt am Spiel und noch nicht verpestet ist an der Lüge: das Leben hätte einen tieferen Zweck, — — werde loten und loten, — aber, sooft

ich auf Grund stoße, wird's mir wie ein Jubelruf klingen: es ist immer wieder nur die Erde, die ich berühre, und nichts als die Erde, — dieselbe stolze Erde, die das heuchlerische Licht der Sonne kalt zurückwirft in den Weltraum, — die Erde, die sich außen und innen getreu bleibt, so wie dieser Globus, das letzte jämmerliche Erbstück des großen Herrn Kardinals Napellus, dummes Holz ist und bleibt, außen und innen.

Und jedesmal wird's mir der Rachen des Sees von neuem verkünden: wohl wachsen auf der Kruste der Erde, von der Sonne gezeugt, entsetzliche Gifte, doch ihr Inneres, ihre Schluchten und Abgründe, sind frei davon und die Tiefe ist rein." — Radspielers Gesicht bekam hektische Flecke vor Erregung und durch seine emphatische Rede ging ein Riß; sein verbissener Haß brach los. „Wenn ich einen Wunsch frei hätte" — er ballte die Fäuste —, „ich möchte mit einem Senkblei bis in den Mittelpunkt der Erde loten dürfen, um es hinausschreien zu können: Siehe hier, siehe da: Erde, nichts als Erde!"

Wir blickten erstaunt auf, da er plötzlich schwieg.

Er war ans Fenster getreten.

Der Botaniker Eshcuid zog seine Lupe hervor, beugte sich über den Globus und sagte laut, um den peinlichen Eindruck zu verwischen, den Radspielers letzte Worte in uns erweckt hatten:

„Die Reliquie muß eine Fälschung sein und noch aus unserm Jahrhundert stammen; die fünf Erdteile“ — er deutete auf Amerika — „sind auf dem Globus vollzählig verzeichnet.“

So nüchtern und alltäglich auch der Satz klang, er konnte die gepreßte Stimmung nicht durchbrechen, die sich unser zu bemächtigen begann ohne faßbaren Grund und von Sekunde zu Sekunde anwuchs bis zu drohendem Angstgefühl.

Plötzlich schien ein süßer betäubender Geruch wie von Faulbaum oder Seidelbast das Zimmer zu erfüllen.

„Er weht aus dem Park herüber,“ wollte ich sagen, aber Eshcuid kam meinem krampfhaften Versuch, den Alp abzuschütteln, zuvor. Er stach mit einer Nadel in den Globus und murmelte etwas, wie: es sei seltsam, daß sogar unser See, ein so winziger Punkt, auf der Karte stünde, — da wachte Radspiellers Stimme am Fenster wieder auf und fuhr mit schrillem Hohn dazwischen:

„Warum verfolgt's mich denn jetzt nicht mehr, — wie früher im Träumen und im Wachen, — das Bild Seiner Eminenz des großen Herrn Kardinals Napellus? Im Codex Nazaräus — dem Buch der gnostischen blauen Mönche, geschrieben um 200 vor Christus — steht doch prophezeit für den Neophyten: ‚Wer die mystische Pflanze begießet bis zum Ende

mit seinem Blute, den wird sie geleiten treulich an die Pforte des ewigen Lebens; wer sie aber abreißt, dem Frevler wird sie ins Angesicht schauen als der Tod, und sein Geist wird hinaus in die Finsternis wandern, bis der neue Frühling kommt!' Wo sind sie hin, die Worte? Sind sie gestorben? Ich sage: eine Verheißung von Jahrtausenden ist an mir zerschellt. Warum kommt er denn nicht, daß ich ihm ins Antlitz speien kann, dem Kardinal Nap — —" ein japsendes Röcheln riß Radspieller die letzte Silbe vom Munde: ich sah, daß er die blaue Pflanze erblickt hatte, die der Botaniker abends bei seinem Eintritt aufs Fensterbrett gelegt, und sie anstarrte. Ich wollte aufspringen. Zu ihm eilen.

Ein Ausruf Giovanni Braccescos hielt mich zurück.

Unter der Nadel Eshcuids hatte sich die vergilbte pergamentene Rinde des Globus abgelöst, so wie von einer überreifen Frucht die Schale springt, und nackt vor uns lag eine große gleißende Kugel aus Glas.

Und darinnen — ein wundersames Kunstwerk, — eingeschmolzen auf unbegreifliche Weise, aufrechtstehend, die Gestalt eines Kardinals in Mantel und Hut, und in der Hand, mit der Fingerstellung eines Menschen, der eine brennende Kerze trägt: eine Staude mit stahlblauen fünfblättrigen Blüten.

Kaum vermochte ich, gelähmt von Entsetzen, meinen Kopf nach Radspieller zu wenden.

Mit weißen Lippen, die Züge leichenhaft, stand er dort an der Wand — aufrecht, unbeweglich wie die Statuette in der gläsernen Kugel, — so wie sie in der Hand die giftige blaue Blume, und starrte auf den Tisch herüber in das Gesicht des Kardinals.

Nur der Glanz seiner Augen verriet, daß er noch lebte; wir andern aber begriffen, daß sein Geist auf Nimmerwiederkehr versunken war in der Nacht des Irreseins.

Eshcuid, Mr. Finch, Giovanni Braccesco und ich schieden am nächsten Morgen voneinander; wortlos, fast ohne Gruß: die letzten bangen Stunden der Nacht waren zu beredt für jeden von uns gewesen, als daß es unsere Zungen nicht hätte in Bann legen sollen.

Lange bin ich noch planlos und einsam über die Erde gewandert, doch keinem von ihnen bin ich je wieder begegnet.

Ein einziges Mal nach vielen Jahren hat mich mein Weg in jene Gegend geführt: von dem Schlosse ragten nur mehr die Mauern, aber zwischen dem verfallenen Gestein sproßte mannshoch im sengenden, grellen Sonnenbrand, Staude an Staude, ein unabsehbares stahlblaues Beet:

das Aconitum napellus.

Die vier Mondbrüder

Eine Urkunde

Wer ich bin, ist bald gesagt. Vom 25. bis zum 60. Jahr war ich Kammerdiener beim Herrn Grafen du Chazal. Bis dahin hatte ich als Gärtnergehilfe die Blumenzucht im Kloster zu Apanua besorgt, woselbst ich auch einst meine einförmigen, düsteren Jugendtage verlebte und dank der Güte des Abtes Unterricht im Lesen und Schreiben genoß.

Da ich ein Findling war, nahm mich bei meiner Firmung mein Pate, der alte Klostergärtner, an Kindes Statt an, und seitdem führe ich rechtmäßig den Namen Meyrink.

Soweit ich zurückdenken kann, immer ist mir, als trüge ich um den Kopf einen eisernen Reifen, der mein Gehirn einschnürt und dasjenige zu entfalten verhindert, was man gemeinhin Phantasey nennen mag. Fast möchte ich sagen, es fehlt mir ein innerer Sinn, doch dafür sind meine Augen und Ohren scharf wie die eines Wilden. Wenn ich die Lider schließe, sehe ich heute noch mit beklemmender Deutlichkeit die schwarzen starren Umrisse der Zypressen vor mir, wie sie sich damals von den zerbröckelnden

Klostermauern abhoben, sehe die ausgetretenen Ziegelsteine auf dem Boden der Kreuzgänge, Stück für Stück, daß ich sie zählen könnte, und doch ist das alles kalt und stumm, — spricht nicht zu mir, wo doch sonst die Dinge zum Menschen reden sollen, wie ich schon oft gelesen habe.

Es geschieht aus Offenheit, daß ich unumwunden sage, wie es mit mir steht, denn ich will Anspruch haben auf Glaubwürdigkeit; bewegt mich doch die Hoffnung, daß, was ich hier niederschreibe, Menschen vor Augen kommen möge, die mehr wissen als ich und mir Licht und Erkenntnis schenken können, wenn sie dürfen und wollen, über all das, was einer Kette unlösbarer Rätsel gleich meinen Lebenspfad begleitet hat.

Sollte nun gar wider jenes vernünftige Ermessen diese Druckschrift den beiden Freunden meines verewigten zweiten Herrn: Magister Peter Wirtzigh (gestorben und begraben zu Wernstein am Inn im Jahre des großen Krieges 1914), nämlich den beiden wohlgeborenen Herren Doktores Chrysophron Zagräus und Sacrobosco Haselmeyer, genannt „der rote Tandschur“, zu Gesicht kommen, so mögen die Herren gerechterweise bedenken, daß es nicht Schwatzhaftigkeit oder eitel Neugier sein können, die mich bewogen haben, etwas an den Tag zu geben, was die Herren selbst vielleicht ein Menschen=

alter lang geheimhielten, zumal ein Greis von 70 Jahren wie ich, über derlei kindischen Firlefanz wohl schon hinausgereift ist, — daß es vielmehr Gründe geistiger Art sein dürften, die mich hierzu zwangen, worunter die Befürchtung meines Herzens: dereinst nach dem Ableben des Leibes eine — Maschine zu werden (die Herren werden schon verstehen, was ich meine), gewißlich kein geringes ist.

Doch nun zu meiner Geschichte:

Die ersten Worte, die der Herr Graf du Chazal zu mir sprach, als er mich in seine Dienste nahm, waren die Frage:

„Hat je eine Frau in deinem Leben eine Rolle gespielt?"

Als ich mit gutem Gewissen verneinte, schien er sichtlich zufrieden.

Die Worte brennen mich heute wie Feuer, ich weiß nicht warum. Silbe für Silbe denselben Satz fragte mich 35 Jahre später mein zweiter Brotgeber, Herr Magister Peter Wirtzigh, als ich bei ihm als Diener eintrat:

„Hat je eine Frau in deinem Leben eine Rolle gespielt?"

Auch damals konnte ich ruhig verneinen — hätte es bis zum heutigen Tag können —, aber ich kam mir voll Schrecken einen Augenblick lang vor wie

eine leblose Maschine, als ich es sagte, und nicht wie ein menschliches Wesen.

Sooft ich jetzt darüber grüble, schleicht mir ein grausiger Verdacht ins Hirn; ich kann es nicht in Worte fassen, was ich mir dann denke, — — aber gibt's denn nicht auch Pflanzen, die sich nie recht entwickeln können, die trostlos verkümmern und wachsgelb bleiben (so, als schiene die Sonne nie auf sie), bloß, weil der Giftsumach in ihrer Nähe wächst und heimlich an ihren Wurzeln zehrt? — —

In den ersten Monaten fühlte ich mich in dem einsamen Schloß, das nur von dem Herrn Grafen du Chazal, der alten Haushälterin Petronella und mir bewohnt wurde und buchstäblich angefüllt war mit seltsamen altertümlichen Geräten, Uhrwerken und Fernrohren, recht unbehaglich, zumal der gnädige Herr Graf allerlei Sonderlichkeiten an sich hatte. So durfte ich ihm zum Beispiel wohl beim Anziehen helfen, nie aber beim Auskleiden, und wenn ich mich dazu erbötig machte, gebrauchte er immer die Ausrede, er wolle noch lesen; in Wirklichkeit aber — muß ich annehmen — streifte er in der Dunkelheit umher, denn oft waren frühmorgens seine Stiefel dick mit Schlamm und Moorerde bedeckt, auch wenn er tags vorher den Fuß nicht aus dem Hause gesetzt hatte.

Auch sein Aussehen war nicht sehr anheimelnd:

klein und schmächtig, wollte sein Körper nicht recht zum Kopf passen, und obschon wohlgewachsen, machte der Herr Graf auf mich lange Zeit den Eindruck eines Buckligen, wiewohl ich mir darüber keine genaue Rechenschaft zu geben vermochte.

Sein Profil war scharfgeschnitten und hatte durch das schmale, hervorstehende Kinn und den spitzigen, grauen, nach vorn gebogenen Bart darunter etwas merkwürdig Sichelartiges. Er mußte übrigens eine unverwüstliche Lebenskraft besitzen, denn er alterte während der langen Jahre, die ich ihm diente, kaum merklich, höchstens, daß die seinen Gesichtszügen eigentümliche Halbmondform schärfer und schmaler zu werden schien.

Im Dorfe gingen allerlei kuriose Gerüchte über ihn: er würde nicht naß, wenn es regne, und dergleichen, und sooft er nachtschlafender Zeit an den Bauernhäusern vorüberginge, blieben jedesmal in den Stuben die Uhren stehen.

Ich achtete nie auf solches Geschwätz, denn daß ähnlicherweise zuzeiten die metallenen Gegenstände im Schlosse, wie Messer, Scheren, Rechen und dergleichen für ein paar Tage magnetisch wurden, so daß Stahlfedern, Nägel und anderes daran haften blieb, ist wohl eine nicht weiter wunderbare Naturerscheinung, denke ich; wenigstens klärte mich der Herr Graf, als ich ihn einmal fragte, darüber auf. Der

Ort stünde auf vulkanischem Boden, sagte er, auch hingen solche Vorgänge mit dem Vollmond zusammen.

Überhaupt hatte der Herr Graf eine ungewöhnlich hohe Meinung vom Mond, wie ich aus folgenden Begebenheiten schließe:

Ich muß vorausschicken, daß jeden Sommer, genau am 21. Juli, aber immer nur für vierundzwanzig Stunden, ein über die Maßen wunderlicher Gast zu Besuch kam: derselbe Herr Doktor Haselmeyer, von dem später noch die Rede sein wird.

Der Herr Graf sprach von ihm stets als vom „roten Tandschur"; warum, habe ich nie begriffen, denn der Herr Doktor war nicht nur nicht rothaarig, sondern hatte überhaupt kein einziges Haar auf dem Kopf und weder Augenbrauen noch Wimpern. Schon damals machte er auf mich den Eindruck eines Greises; — mag sein, daß es von der seltsamen uraltmodischen Tracht kam, die er jahraus, jahrein trug: einem glanzlosen moosgrünen Tuchzylinderhut, der nach oben zu ganz eng, ja spitzig wurde, einem holländischen Sammetwams, Schnallenschuhen und schwarzen Seidenkniehosen an den beängstigend kurzen und dünnen Beinchen, — wie gesagt: mag sein, daß er nur deshalb so, so — „verstorben" aussah, denn seine hohe, liebliche Kinderstimme und die wundersam feingeschwungenen Mädchenlippen sprachen gegen ein hohes Alter.

Andererseits hat es wohl auf dem ganzen Erdenrund noch nie so erloschene Augen gegeben, wie er sie besaß.

Ohne den schuldigen Respekt verletzen zu wollen, möchte ich hinzufügen, daß er einen Wasserkopf hatte, der überdies zum Erschrecken weich zu sein schien, — so weich wie ein gesottenes, abgeschältes Ei, — nicht nur, was das kugelrunde, fahle Gesicht anbelangte, sondern auch in Hinblick auf den Schädel selbst. Wenigstens quoll ihm immer, sooft er den Hut aufsetzte, alsbald eine Art blutleerer Schlauch unter der Krempe ringsherum auf und, wenn er den Hut abnahm, brauchte es stets eine bedenklich geraume Zeit, bis sein Kopf glücklich die ursprüngliche Form zurückgewonnen hatte.

Von der Minute der Ankunft des Herrn Doktor Haselmeyer bis zu seiner Abreise pflegten er und der gnädige Herr Graf ununterbrochen, ohne auch nur einen Bissen zu essen, ohne zu schlafen oder zu trinken, vom Monde zu sprechen und dies mit einem rätselhaften Eifer, den ich nicht verstand.

Ihre Liebhaberei ging so weit, daß sie, wenn gerade die Zeit des Vollmondes mit dem 21. Juli zusammentraf, nachts hinaus an den kleinen, sumpfigen Schloßteich gingen und stundenlang das Spiegelbild der silbrigen Himmelsscheibe im Wasser anstarrten.

Einmal, als ich zufällig vorbeiging, bemerkte ich sogar, daß beide Herren weißliche Brocken — es werden wohl Semmelkrumen gewesen sein — in den Weiher warfen, und als Herr Doktor Haselmeyer wahrnahm, daß ich es gesehen hatte, sagte er rasch: „Wir füttern nur den Mond — äh, pardon, soll heißen: den — den Schwan."

Nun gab es aber weit und breit keinen Schwan. Auch Fische nicht.

Was ich noch in derselben Nacht mit anhören mußte, schien mir in geheimnisvollem Zusammenhang damit zu stehen, weshalb ich es denn auch Wort für Wort meinem Gedächtnis eingeprägt und alsbald umständlich zu Papier gebracht habe:

Ich lag in meiner Schlafkammer noch eine Weile wach, da hörte ich plötzlich im Bibliothekzimmer nebenan, das sonst nie betreten wurde, die Stimme des Herrn Grafen in wohlgesetzter Rede sagen:

„Nach dem, was wir soeben im Wasser gesehen, mein liebwerter und hochgeschätzter Doktor, müßte ich sehr irren, wenn nicht unsere Sache vortrefflich stünde und der alte Rosenkreuzerische Satz: ‚post centum viginti annos patebo', das ist: ‚nach 120 Jahren werde ich offenbar' — ganz in unserem Sinne zu deuten wäre. Wahrlich, das nenne ich mir eine erfreuliche Jahrhundertsonnenwendfeier! Schon im letzten Viertel des kürzlich verflossenen

19. Jahrhunderts gewann das Mechanische schnell und sicher die Oberhand, dürfen wir getrost feststellen, — aber wenn es so weitergeht, wie wir hoffen wollen, wird im 20sten die Menschheit bald kaum mehr Zeit finden, das Tageslicht zu sehen, vor lauter Arbeit, die vielen und immer zahlreicher werdenden Maschinen zu putzen, zu polieren, in Tätigkeit zu erhalten und sie auszubessern, wenn sie schadhaft werden.

Schon heute kann man füglich sagen, ist die Maschine ein würdiger Zwilling des weiland goldenen Kalbes geworden, denn wer sein Kind zu Tode quält, bekommt höchstens 14 Tage Arrest, wer aber irgendeine alte Straßenwalze beschädigt, muß drei Jahre ins Loch."

„Die Herstellung von derlei Triebwerken ist aber auch wesentlich kostspieliger," warf Herr Doktor Haselmeyer ein.

„Im allgemeinen, gewiß," gab Herr Graf du Chazal höflich zu. „Doch das ist sicherlich nicht der einzige Grund. Das Wesentliche dabei scheint mir zu sein, daß auch der Mensch genau genommen nichts anderes darstellt als ein halbfertiges Ding, das dazu bestimmt ist, dereinst selbst ein Uhrwerk zu werden, wofür deutlich spricht, daß gewisse keineswegs nebensächliche Instinkte, wie zum Beispiel: sich behufs Veredelung der Rasse die richtige Gattin zu wählen,

bei ihm bereits ins Automatenhafte versunken sind. Was Wunder, daß er in der Maschine seinen wahren Sprößling und Erben sieht und im leiblichen Nachkommen den Wechselbalg.

Wenn die Weiber Fahrräder oder Repetierpistolen gebären würden statt Kinder, sollten Sie mal sehen, wie flott da plötzlich drauflosgeheiratet würde. Ja, im güldenen Zeitalter, als die Menschen noch weniger entwickelt waren, da glaubten sie nur das, was sie ‚denken' konnten, dann kam allmählich die Epoche, wo sie nur das glaubten, was sie fressen konnten, — aber jetzt erklimmen sie den Gipfel der Vollkommenheit, das heißt: sie halten bloß das für wirklich, was sie — verkaufen können.

Sie nehmen dabei, weil es im vierten Gebot heißt: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren' usw. als selbstverständlich an, daß die Maschinen, die sie in die Welt setzen und mit dem feinsten Spindelöl schmieren, derweilen sie selbst sich mit Margarine begnügen, ihnen die Mühen der Erzeugung tausendfach vergelten und Glück in jeder Form bringen werden; nur vergessen sie ganz: auch aus Maschinen können undankbare Kinder werden.

In ihrem Vertrauensdusel finden sie sich mit dem Gedanken ab, die Maschinen seien nur tote Dinge, die auf sie nicht rückwirken und die man wegwerfen könne, wenn man sie satt hat; — ja Schnecken!

Haben Sie schon mal eine Kanone beobachtet, Schätzbarster? Soll die vielleicht auch ‚tot' sein? Ich sage Ihnen, nicht einmal ein General wird so liebevoll behandelt! Ein General kann einen Schnupfen bekommen und kein Hahn kräht danach, aber die Kanonen kriegen Schürzen um, damit sie sich nicht erkälten — oder ‚rosten', was dasselbe ist — und Hüte auf, daß es ihnen nicht hineinregne.

Gut, es ließe sich einwenden: die Kanone brüllt nur, wenn sie mit Pulver vollgepfropft ist und das Zeichen zum Abfeuern gegeben wird, aber brüllt denn ein Tenorist nicht auch erst, wenn das Stichwort fällt, und selbst dann nur, wenn er genügend mit Musiknoten angefüllt ist? Ich sage Ihnen: im ganzen Weltraum gibt es nicht ein einziges Ding, das wirklich tot wäre."

„Aber unsere traute Heimat, der Mond, ist doch ein abgestorbener Himmelskörper, ist doch tot?" flötete Herr Doktor Haselmeyer schüchtern.

„Er ist nicht tot," belehrte ihn der Herr Graf, „er ist nur das Gesicht des Todes. Er ist — wie soll ich es nennen — die Sammellinse, die gleich einer Zauberlaterne die lebenerzeugenden Strahlen dieser vermaledeiten protzenhaften Sonne zur verkehrten Wirkung bringt, allerlei magisches Bildwerk aus dem Hirn der Lebenden in die scheinbare Wirklichkeit hineinhext und das giftige Fluidum des Sterbens

und der Verwesung in mannigfaltigster Form und Äußerung zum Keimen und Hauchen bringt. — Über die Maßen kurios — finden Sie nicht auch — daß die Menschen trotzdem gerade den Mond unter allen Gestirnen am meisten lieben? — Besingen ihn sogar ihre Dichter, die doch im Geruch stehen, Seher zu sein, mit schwärmerischem Geseufz und Augenverdrehen, und keinem werden die Lippen blaß vor Grauen bei dem Gedanken, daß seit Millionen Jahren Monat für Monat eine blutlose kosmische Leiche die Erde umkreist! Da sind wahrlich die Hunde gescheiter — insonderheit die schwarzen —, die ziehen den Schweif ein und heulen den Mond an."

„Schrieben Sie mir nicht unlängst, werter Herr Graf, die Maschinen seien direkt Geschöpfe des Mondes? Wie soll ich das verstehen?" fragte Herr Doktor Haselmeyer.

„Dann haben Sie mich falsch verstanden," unterbrach ihn der Herr Graf. „Der Mond hat nur das Hirn der Menschen mit Ideen geschwängert durch seinen giftigen Odem, und die Maschinen sind die sichtbarliche Geburt daraus.

Die Sonne hat den Sterblichen den Wunsch in die Seele gepflanzt, reicher an Freuden zu werden und schließlich den Fluch: „im Schweiße des Angesichtes vergängliche Werke zu schaffen", zu zerbrechen, aber der Mond — die geheime Quelle der irdischen

Formen — hat es ihnen in einen trügerischen Glast getrübet, also daß sie sich in eine falche Imagination verliefen und nach außen — ins Greifbare — versetzten, was sie innerlich hätten anschauen sollen.

Folgedessen die Maschinen sichtbare Titanenleiber worden sind, aus den Gehirnen entarteter Heroen geboren.

Und wie denn etwas ‚begreifen' und ‚schaffen' nichts anderes heißt, als die Seele die Form dessen annehmen lassen, was man ‚siehet' oder ‚schaffet' und sich damit eins zu machen, so treiben von nun an die Menschen hilflos auf dem Wege dahin, sich allmählich selbst in Maschinen zu verzaubern, bis daß sie dereinst nackend dastehen als nimmerruhendes, stampfendes, ächzendes Uhrwerk, — als das, was sie immer erfinden wollten: als freudloses Perpetuum mobile.

Wir aber, wir Brüder vom Monde, werden dann zu Erben des ‚ewigen Seins' — des einigen unwandelbaren Bewußtseins, das da nicht saget: ‚Ich lebe', sondern ‚Ich bin', das da weiß: ‚wenn auch das Universum zerbricht — ich bleibe.'

Wie könnte es denn auch sein, — wenn nicht Formen nur Träume wären, — daß wir nach freiem Willen jederzeit unseren Leib gegen einen anderen zu tauschen, unter den Menschen in menschlicher Gestalt unter den Schemen als Schatten, unter

den Gedanken als Idee zu erscheinen vermögen und dies kraft des Geheimnisses, uns unserer Formen gleich eines im Traum erwählten Spielzeuges zu entäußern? So wie ein im Halbschlaf Befangener sich plötzlich seines Träumens bewußt werden kann, den Trug des Zeitbegriffes in eine neue Gegenwart rücket und dem Verlauf des Traumes hierdurch eine andere, wünschenswertere Richtung gibt: quasi mit beiden Füßen in einen neuen Körper hineinspringet; sintemalen der Körper im Grunde nichts ist als ein mit der Täuschung der Dichtigkeit behafteter Krampfzustand des alles durchdringenden Äthers."

„Vortrefflich gesagt," jubelte Doktor Haselmeyer mit seiner süßen Mädchenstimme auf, „warum aber wollen wir eigentlich die Irdischen dieses Glückes der Transfiguration nicht teilhaftig werden lassen? Wäre das so schlimm?"

„Schlimm? Unabsehbar! Entsetzlich!" schrillte ihm der Graf in die Rede. „Man denke: der Mensch mit der Kraft begabt, im Kosmos ‚Kultur' zu verzapfen!

Wie glauben Sie, Verehrtester, würde da wohl nach 14 Tagen der Mond aussehen? In sämtlichen Kraterringen Velodrome und ringsherum ein Rieselfeld für Kloakenwässer.

Vorausgesetzt, daß man nicht schon früher die dramatische „Kunst" eingeschleppt und dadurch jeder

Vegetationsmöglichkeit ein für allemal den Boden versauert hätte.

Oder sehnen Sie sich vielleicht danach, daß die Planeten zur Börsenstunde telephonisch miteinander verbunden würden und die Doppelsterne in der Milchstraße amtliche Verehelichungszeugnisse beibringen müßten?

Nein, nein, mein Lieber, vorläufig kommt das Universum noch eine Zeitlang mit dem alten Schlendrian aus.

Doch, um auf ein erquicklicheres Thema zu kommen, lieber Doktor, — überdies ist es höchste Zeit, daß Sie abnehmen, wollte sagen: abreisen, — also auf Wiedersehen bei Magister Wirtzigh im August 1914; da ist der Anfang vom großen Ende und wir wollen doch diese Katastrophe der Menschheit würdig begehen. Nicht?"

— — — — — — — — — — — — — — —

Schon vor den letzten Worten des Herrn Grafen hatte ich mich in meine Kammerdienerlivree geworfen, um Herrn Doktor Haselmeyer beim Einpacken behilflich zu sein und ihn zum Wagenschlag zu begleiten.

Einen Augenblick später stand ich auf dem Korridor.

Doch was mußte ich sehen: der Herr Graf verließ allein das Bibliothekzimmer, auf den Armen das

holländische Wams, die Schnallenschuhe und Seidenkniehosen sowie den grünen Zylinderhut des Herrn Doktor Haselmeyer — während dieser selbst spurlos verschwunden war; und so schritt der gnädige Herr Graf, ohne mich eines Blickes zu würdigen, in sein Schlafgemach und schloß die Türe hinter sich ab.

Ich hielt es als wohlerzogener Diener für meine Pflicht, mich über nichts zu wundern, was meine Herrschaft zu tun für gut fand, konnte aber doch nicht umhin, den Kopf zu schütteln, und es dauerte längere Zeit, bis ich es zuwege brachte, einzuschlafen — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich muß jetzt viele Jahre überspringen.

Sie sind eintönig dahingeflossen und stehen in meiner Erinnerung aufgezeichnet so vergilbt und verstaubt wie Bruchstücke aus einem alten Buch mit krausen, verschnörkelten Begebenheiten darin, die man einst irgendwann in dumpfem Fieber mit halbem, versiegendem Gedächtnis gelesen und kaum begriffen hat.

Nur das eine weiß ich klar: Im Frühjahr 1914 sagte der Herr Graf plötzlich zu mir: „Ich werde demnächst verreisen. Nach — — Mauritius (dabei sah er mich lauernd an), und ich wünsche, daß du bei meinem Freunde, einem gewissen Magister Peter Wirtzigh in Wernstein am Inn, in Dienste trittst.

Hast du mich verstanden, Gustav? Übrigens dulde ich keine Widerrede."

Ich verbeugte mich stumm.

Eines schönen Morgens, ohne irgendwelche Vorbereitungen getroffen zu haben, hatte der Herr Graf das Schloß verlassen, was ich daraus entnahm, daß ich ihn nicht mehr zu Gesicht bekam und statt seiner ein fremder Mensch in dem Himmelbett lag, das der Herr Graf zum Schlafen zu benützen gepflegt.

Es war, wie man mir später in Wernstein eröffnete, der Herr Magister Peter Wirtzigh. —

Auf des Herrn Magisters Besitztum, von dem man tief hinabsehen konnte auf den schäumenden Inn, angelangt, ließ ich es mir sogleich angelegen sein, den mitgebrachten Kisten und Koffern ihren Inhalt zu entnehmen, um ihn in die Spinde und Truhen zu räumen.

Eben wollte ich eine höchst sonderbare Lampe, geformt wie ein durchsichtiger japanischer Götze mit untergeschlagenen Beinen (den Kopf bildete eine Kugel aus Milchglas, in derem Innern eine durch Uhrwerk bewegliche Schlange den Docht mit dem Rachen emporhielt), in einen hohen gotischen Schrank stellen und öffnete ihn zu diesem Behufe, da erblickte ich darinnen zu meinem nicht gelinden Entsetzen, aufgehängt, die baumelnde Leiche des Herrn Doktor Haselmeyer.

Fast hätte ich vor Schrecken die Lampe fallen lassen, doch zum Glück erkannte ich noch rechtzeitig, daß es nur die Kleider und der Zylinderhut des Herrn Doktors waren, die mir das Bild seiner Gestalt vorgetäuscht hatten.

Immerhin machte das Erlebnis tiefen Eindruck auf mich und hinterließ ein Gefühl der Vorahnung wie von etwas Drohendem, Unheilvollem, das ich nicht abschütteln konnte, trotzdem die folgenden Monate nichts Aufregendes brachten.

Herr Magister Wirtzigh war wohl gleichmäßig gütig und freundlich zu mir, aber er glich Herrn Doktor Haselmeyer in vieler Beziehung zu sehr, als daß mir nicht immer die Begebenheit mit dem Schrank hätte einfallen müssen, sooft ich ihn ansah. Sein Gesicht war kreisrund, gleich dem des Herrn Doktors, nur überaus dunkel, fast wie das eines Mohren, denn er litt seit Jahren an dem unheilbaren Überbleibsel eines langwierigen Gallenleidens: an Schwarzsucht. Wenn man einige Schritte von ihm entfernt stand und es war nicht sehr hell im Zimmer, konnte man oft seine Züge gar nicht unterscheiden, und der schmale, kaum fingerbreite silberweiße Bart, der sich ihm unterm Kinn bis zu den Ohren hinzog, hob sich in solchen Fällen von seinem Antlitz ab wie eine mattschimmernde unheimliche Ausstrahlung.

Der beklemmende Druck, der mich gefangen hielt, wich erst, als im August die Nachricht von dem Ausbruch eines fürchterlichen Weltkrieges überall wie der Blitz einschlug.

Ich erinnerte mich sofort, was ich vor Jahren Herrn Grafen du Chazal über eine Katastrophe, die der Menschheit bevorstünde, hatte sagen hören, und es wollte mir vielleicht deshalb nicht gelingen, mit voller Überzeugung in die Verwünschungen einzustimmen, die die Dorfbewohner gegen die feindlichen Staaten ausstieß; schien es mir doch, als stünde hinter alledem als Urheber der dunkle Einfluß gewisser haßerfüllter Naturkräfte, die sich der Menschheit bedienen wie einer Marionette.

Völlig unbewegt verhielt sich Herr Magister Wirtzigh. So wie jemand, der längst alles vorausgesehen hat.

Erst am 4. September kam eine leichte Unruhe über ihn. Er öffnete eine Türe, die mir bis dahin verschlossen gewesen, und führte mich in einen blauen, gewölbten Saal, der nur ein einziges, rundes Fenster in der Decke hatte. Genau darunter, so daß das Licht unmittelbar darauf fiel, stand ein runder Tisch aus schwarzem Quarz mit einer muldenförmigen Vertiefung in der Mitte. Ringsherum goldene, geschnitzte Stühle.

„Hier diese Mulde,“ sagte der Herr Magister,

„füllst du heute abend, noch ehe der Mond aufgeht, mit klarem, kaltem Brunnenwasser. Ich erwarte Besuch aus Mauritius, und wenn du mich rufen hörst, nimmst du die japanische Schlangenlampe, zündest sie an — der Docht wird hoffentlich nur glimmen," setzte er halb für sich hinzu, — „und stellst dich mit ihr so, wie man eine Fackel hält, dort in die Nische." — — — — — — — — — —

Es war längst Nacht geworden, schlug 11 Uhr, 12 Uhr, und ich wartete und wartete noch immer.

Niemand konnte das Haus betreten haben — ich weiß es gewiß, hätte es bemerken müssen, denn das Tor war verschlossen und kreischte stets laut, wenn man es öffnete, aber kein Laut war vernehmbar bis jetzt.

Eine Totenstille ringsum, daß sich mir das Brausen des Blutes im Ohr allmählich zur tosenden Brandung steigerte.

Endlich hörte ich die Stimme des Herrn Magisters meinen Namen rufen — wie aus weiter Ferne. So, als käme sie mir aus dem eigenen Herzen.

Mit der glimmenden Lampe in der Hand, fast betäubt von einer unerklärlichen Schlaftrunkenheit, die ich noch nie an mir wahrgenommen, tappte ich mich durch die finsteren Räume in den Saal und stellte mich in die Nische.

In der Lampe surrte leise das Uhrwerk, und ich

sah durch den rötlichen Bauch des Götzen den glühenden Docht im Maul der Schlange funkeln, wie sie langsam kreiste und kaum merklich in Ringen in die Höhe zu kriechen schien.

Der Vollmond mußte wohl senkrecht über dem Loch in der Saaldecke stehen, denn in der Wassermulde des steinernen Tisches schwamm sein Spiegelbild als regungslose Scheibe aus fahlgrünglühendem Silber.

Eine lange Zeit glaubte ich, die goldenen Stühle seien leer, doch allmählich unterschied ich, daß in dreien von ihnen Männer saßen, und erkannte, als sich ihre Gesichter zögernd bewegten: im Norden den Herrn Magister Wirtzigh, im Osten einen Fremden (Doktor Chrysophron Zagräus mit Namen, wie ich aus einem Gespräch, das sie später führten, entnahm), und im Süden, einen Kranz Mohnblumen auf dem kahlen Schädel — Doktor Sacrobosco Haselmeyer.

Nur der Stuhl im Westen war leer.

Nach und nach mußte wohl auch mein Gehör wach geworden sein, denn Worte wehten zu mir herüber, zum Teil lateinische, die ich nicht verstand, teils solche in deutscher Sprache. —

Ich sah den Fremden sich vorbeugen, Herrn Doktor Haselmeyern auf die Stirn küssen und hörte ihn sagen: „geliebte Braut". Es folgte noch ein langer

Satz, aber er war zu leise, als daß er mir hätte zum Bewußtsein kommen können.

Dann, plötzlich, war Herr Magister Wirtzigh mitten drin in einer apokalyptischen Rede:

„Und vor dem Stuhl war ein gläsern Meer gleich dem Kristall, und mitten am Stuhl und um den Stuhl vier Tiere, voll Augen vorne und hinten. — — — Und es ging heraus ein ander Pferd, das war fahl, und der darauf saß, des Name hieß Tod und die Hölle folgte ihm nach. Ihm war gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie sich untereinander erwürgten; und ihm ward ein groß Schwert gegeben."

„Schwert gegeben," echote der Herr Doktor Zagräus, da fiel sein Blick auf mich, und er hielt inne und fragte flüsternd die übrigen, ob Verlaß auf mich sei.

„Er ist längst ein lebloses Uhrwerk geworden in meiner Hand," beruhigte ihn der Herr Magister. „Unser Ritual fordert, daß ein für die Erde Abgestorbener die Fackel hält, wenn wir zusammen sind; er ist wie eine Leiche, trägt — seine Seele in der Hand und glaubt, es sei eine schwelende Lampe."

Wilder Hohn klang aus den Worten, und plötzlicher Schreck lähmte mein Blut, als ich fühlte, daß ich in Wahrheit kein Glied rühren konnte und starr geworden war wie ein Toter.

Wieder nahm Herr Doktor Zagräus das Wort und fuhr fort: „Ja, ja, das Hohe Lied des Hasses braust durch die Welt. Ich hab ihn mit eigenen Augen gesehen, der auf dem fahlen Pferde sitzt, und hinter ihm das tausendgestaltige Heer der Maschinen — unserer Freunde und Bundesgenossen. Längst haben sie Selbstmacht gewonnen, aber immer noch bleiben die Menschen blind und dünken sich Herren über sie.

Führerlose Lokomotiven, mit Felsblöcken beladen, rasen einher in wahnwitziger Wut, stürzen sich auf sie und begraben Hunderte und aber Hunderte unter der Last ihrer eisernen Leiber.

Der Stickstoff der Luft ballt sich zu neuen furchtbaren Sprengmitteln: die Natur selbst drängt sich in atemloser Hast, freiwillig ihre besten Schätze zu geben, um das weiße Scheusal, das seit Jahrmilliarden Narben in ihr Gesicht gegraben hat, auszurotten mit Haut und Haar.

Metallene Ranken mit spitzigen, gräßlichen Dornen wachsen aus dem Boden, fangen die Beine und zerreißen die Leiber, und mit stummem Jubel zwinkern die Telegraphen einander zu: Wieder sind hunderttausend der verhaßten Brut dahin.

Hinter Bäumen und Hügeln verborgen lauern die Mörserriesen, die Hälse gen Himmel gereckt, Erzklumpen zwischen den Zähnen, bis ihnen verräterische

Windmühlen mit den Armen tückische Zeichen winken, Tod und Vernichtung zu speien.

Elektrische Vipern zucken unter dem Boden hin — da!: ein winziger grüner Funken und aufbrüllt ein Erdbeben und verwandelt die Landschaft in ein Massengrab!

Mit glühenden Raubtieraugen spähen die Scheinwerfer durch die Finsternis! Mehr! Mehr! Mehr! Wo sind noch mehr! Und schon kommt's wankend gezogen in grauen Sterbemänteln — unabsehbare Scharen, — die Füße blutig, die Augen erloschen, taumelnd vor Müdigkeit, halb im Schlaf, mit keuchenden Lungen und brechenden Knien, — doch schnell kläffen die Trommeln dazwischen mit rhythmisch-fanatischem Fakirgebell und peitschen die Furien der Berserkerwut hinein ins betäubte Gehirn, daß der Wahnsinn des Amoklaufs heulend losbricht, unaufhaltsam, bis der Schauer des Bleiregens nur mehr auf Leichen trifft.

Aus Westen und Osten, aus Amerika und Asien strömen sie herbei zum Kriegstanz, die erzenen Ungeheuer, voll Mordlust die runden Mäuler.

Haie aus Stahl umschleichen die Küsten, in ihrem Bauch erstickend, die ihnen einst das Leben gegeben.

Aber selbst die daheim geblieben sind, die scheinbar „Lauen", die so lange weder kalt waren noch warm, — die früher nur friedliches Werkzeug ge-

baren, — sind aufgewacht und tragen ihr Teil bei zum großen Sterben: ruhelos fauchen sie ihren glühenden Atem zum Himmel empor Tag und Nacht, und aus ihren Leibern quillt es: Schwertklingen und Pulverhülsen, Lanzen, Geschosse. Keines mag da mehr hocken und schlafen.

Immer neue Riesengeier wollen flügge werden, um über den letzten Schlupfwinkeln der Menschen zu kreisen, und schon laufen unermüdlich Tausende Eisenspinnen hin und her, ihnen die silberglänzenden Schwingen zu weben."

Die Rede stockte einen Augenblick, und ich sah, daß Herr Graf du Chazal plötzlich zugegen war; er stand hinter dem Stuhl im Westen, die Arme über der Lehne gekreuzt, sein Gesicht war blaß und verfallen.

Dann fuhr Doktor Zagräus mit eindringlicher Gebärde fort: „Und ist es nicht eine gespenstische Auferstehung? Was längst zu Petroleum verwest in Erdenhöhlen geruht hat: — das Blut und Fett der vorsintflutlichen Drachen — regt sich und will wieder lebendig sein. In dickbäuchigen Kesseln gebrodelt und destilliert, fließt es jetzt als ‚Benzin' in die Herzkammern neuer phantastischer Luftungeheuer und bringt sie zum Stampfen. Benzin und Drachenblut! — wer sieht da noch einen Unterschied? Es ist wie das dämonische Präludium zum Jüngsten Tag."

„Sprechen Sie nicht vom Jüngsten Tag, Doktor," fiel der Herr Graf hastig ein (ich fühlte, daß eine unbestimmte Furcht in seiner Stimme lag) — „es klingt wie ein Vorzeichen."

„Ein Vorzeichen?"

„Wir wollten heute zusammenkommen als zu einem Feste," begann der Herr Graf, nachdem er lang nach Worten gesucht, „aber es hat meinen Fuß bis zur jetzigen Stunde festgehalten in — Mauritius (ich begriff dumpf, daß dem Worte eine verborgene Bedeutung zugrunde lag und der Herr Graf nicht ein Land damit meinen konnte); und ich habe lang gezweifelt, ob es richtig ist, was ich an dem Widerschein sah, der von der Erde zum Mond emporhaucht. Ich fürchte, ich fürchte, — und mir wird die Haut kalt vor Grauen, wenn ich daran denke, — daß über kurz ein Unerwartetes geschehen könnte und entrisse uns den Sieg. — Was will's besagen, daß ich errate: noch ein geheimer Sinn mag in dem heutigen Krieg liegen: der Weltgeist will die Völker absondern voneinander, damit sie einzeln stehen wie die Glieder eines zukünftigen Leibes; was nützt es mir, wo ich die letzte Absicht nicht kenne?! Die Einflüsse, die man nicht sehen kann, sind die mächtigsten. —

Ich sage euch:

Ein Unsichtbares wächst und wächst; und ich kann seine Wurzel nicht finden.

Ich habe die Zeichen am Himmel gedeutet, die nicht täuschen: ja, auch die Dämonen der Tiefe rüsten zum Kampf, und bald wird die Haut der Erde sich schütteln wie das Fell eines Rosses, das von Bremsen geplagt wird; schon haben die Großen der Finsternis, deren Namen eingeschrieben steht im Buche des Hasses, abermalen aus dem Abgrund des Weltraums einen Kometenstein geschleudert, und dies nach der Erden, wie sie oft einen solchen Wurf nach der Sonne gerichtet, er aber das Ziel verfehlt hat und zurückgeflogen ist, wie der Bumerang der australischen Neger zurückkehrt in die Hand des Jägers, wenn er das Opfer nicht getroffen. — Aber zu wes Zweck, fragte ich mich, dies große Aufgebot, wo doch der Untergang des Menschengeschlechts durch das Heer der Maschinen besiegelt scheint?

Und da lösten sich mir Schuppen von den Augen; doch ich bin noch blind und kann nur tasten.

Fühlt ihr nicht auch, wie das Unwägbare, das der Tod nicht greifen kann, anschwillt zu einem Strom, dagegen die Meere sind wie ein Eimer Spülicht?

Was ist es für eine rätselhafte Kraft, die über Nacht alles wegschwemmt, was klein ist, und das Herz des Bettlers weit macht gleich dem eines Apostels! Ich habe gesehen, daß eine arme Lehrerin eine Waise annahm an Kindes Statt und hat nicht viel

Redens davon gemacht — — und da kam die Furcht zu mir.

Wo ist die Macht des Maschinenhaften in der Welt geblieben, wo Mütter jubeln, wenn ihre Söhne fallen, statt sich das Haar zu raufen? Und soll's eine prophetische Rune sein, die zurzeit noch keiner lesen kann: in den Kaufladen der Städte hängt ein Bild, ein Kreuz in den Vogesen, daran das Holz weggeschossen ist, und der Menschensohn — blieb stehen?

Wir hören die Flügel des Todesengels über die Länder brausen; seid ihr gewiß, daß es nicht die Schwingen eines — anderen sind und nicht die des Todes? Eines von denen, die „Ich" sagen können in jedem Stein, jeder Blume und jedem Tier, inner- und außerhalb des Raums und der Zeit?

Nichts kann verloren gehen, heißt es; wessen Hand sammelt dann diese Begeisterung, die gleich einer neuen Naturkraft überall frei wird, und was für Geburt will daraus entstehen, und wer wird der Erbe sein!?

Soll wieder einer kommen, des Schritte keiner hemmen kann — wie es immer wieder im Laufe der Jahrtausende geschah von Zeit zu Zeit? Der Gedanke läßt mich nicht mehr los."

„Mag er doch kommen! — Wenn er nur auch diesmal wiederkommt in Kleidern von Fleisch und Blut,"

fuhr Herr Magister Wirtzigh höhnisch drein. „Sie werden ihn schon festnageln mit — Witzen; über grinsendes Lachen hat noch keiner gesiegt.“

„Aber er kann kommen o h n e G e s t a l t ,“ murmelte Doktor Chrysophron Zagräus vor sich hin, „so wie vor kurzem ein Spuk über Nacht die Tiere befiel, daß Pferde plötzlich rechnen konnten und Hunde — lesen und schreiben. Was, wenn er aus den Menschen selbst hervorbricht wie eine Flamme?

„Dann müssen wir in den Menschen das Licht durch das Licht betrügen,“ kreischte der Herr Graf du Chazal gellend dazwischen, „wir müssen in ihren Gehirnen von da an wohnen als neuer, falscher Glanz eines trügerischen, nüchternen Verstandes, bis sie Sonne und Mond verwechseln, und müssen sie mißtrauen lehren allem, was Licht ist.“ — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Was der Herr Graf noch weiter sagte, ich erinnere mich nicht. Ich konnte mich mit einemmal wieder bewegen, und der glasartig erstarrte Zustand, der mich bislang umfangen gehalten, wich langsam von mir. Eine Stimme in mir schien zu flüstern, ich solle mich fürchten, aber ich brachte es nicht zuwege.

Dennoch streckte ich wie zum Schutz den Arm mit der Lampe vor.

Mochte sie dabei ein Luftzug getroffen haben oder hatte die Schlange darin den Raum im Kopfe des

Götzen erreicht, so daß der glimmende Docht zur Flamme auflodern konnte, — ich weiß es nicht. Ich weiß nur, ein blendendes Licht zersprengte mir plötzlich die Sinne, wiederum hörte ich meinen Namen rufen, und dann fiel ein schwerer Gegenstand dumpf krachend hin. — —

Es muß wohl mein eigener Körper gewesen sein, denn, als ich einen Moment meine Augen aufschlug, bevor ich das Bewußtsein verlor, sah ich: ich lag auf dem Boden, und der Vollmond stand leuchtend über mir; — das Zimmer aber schien leer, und der Tisch und die Herren waren verschwunden. — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Viele Wochen lag ich in tiefer Betäubung danieder, und als ich langsam genas, erfuhr ich, — ich habe vergessen, von wem, — daß Herr Magister Wirtzigh inzwischen gestorben war und mich zum Erben seines gesamten Besitzes eingesetzt hatte.

Aber ich muß wohl noch lange das Bett hüten, und so habe ich Zeit, über das Geschehene nachzudenken und alles niederzuschreiben.

Nur zuweilen des Nachts kommt es gar seltsam über mich, und mir ist, als gähne in meiner Brust ein leerer Raum, unendlich nach Osten, Süden, Westen und Norden, und mitten darin schwebt der Mond, wächst zur glänzenden Scheibe, nimmt ab, wird schwarz, taucht wieder auf als schmale Sichel,

und jedesmal sind seine Phasen die Gesichter der vier Herren, wie sie zuletzt um den runden steinernen Tisch saßen. Dann lausche ich gespannt, um mich zu zerstreuen, auf das unbändige Johlen, das durch die Stille ringsum zu mir herüberdringt aus dem in der Nachbarschaft gelegenen Raubschloß des wilden Malers Kubin, der dort im Kreise seiner sieben Söhne wüste Orgien feiert bis zum Morgengrauen.

Kommt der Tag, so tritt wohl zuweilen die alte Haushälterin Petronella an mein Bett und sagt: „Nun, wie geht's denn, Herr — Herr Magister Wirtzigh?“ Sie will mir nämlich weismachen, einen Grafen du Chazal habe es seit dem Jahre 1430, wo das Geschlecht erlosch, wie der Herr Pfarrer genau wisse, nicht mehr gegeben, — ich sei ein Schlafwandler gewesen, in einem Anfall von Mondsucht vom Dach heruntergefallen und hätte mir jahrelang eingebildet, mein eigener Kammerdiener zu sein. Selbstverständlich gebe es auch weder einen Doktor Zagräus noch einen gewissen Sacrobosco Haselmeyer.

„Den roten Tandschur, na ja, den gibt's,“ sagt sie zum Schluß jedesmal drohend. „Er liegt drüben auf dem Ofen und is a chinesisch's Zauberbuch, hör ich. Aber mer siecht ja, was dabei 'rauskommt, wenn a Christenmensch so was liest.“

Ich schweige dazu, denn ich weiß, was ich weiß; aber wenn die Alte hinausgegangen ist, stehe ich doch jedesmal heimlich auf, um mir Gewißheit zu verschaffen, öffne den gotischen Schrank und überzeuge mich:

Aber natürlich ja, da steht sie doch, die Schlangenlampe, und darunter hängen — der grüne Zylinderhut, das Wams und die Seidenkniehosen des Herrn Doktor Haselmeyer.

Meine Qualen und Wonnen im Jenseits

Durch spiritistische Klopflaute mitgeteilt

Geschrieben 1913

Wie es sich für einen Schriftsteller deutscher Nation geziemt, bin auch ich kürzlich — Sie werden es wohl in den Münchener Zeitungen in der Rubrik für „Kunst“, knapp unter den üblichen Leitartikeln: „Maul- und Klauenseuche in Bayern“, gelesen haben — eines unnatürlichen Todes gestorben.

Müde, dem unabwendbaren Dichterschicksal: dereinst im Golde qualvoll ersticken zu müssen, von früh bis spät ins Auge zu sehen, beschloß ich, schnellerhand meinen Leiden ein Ende zu bereiten.

Hurtigen Schrittes — rings um mich tobte ein Schneesturm, denn Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen — betrat ich eines jener steinernen Häuschen, deren Giebelschrift besagt, daß darinnen streng auf Trennung der Geschlechter gesehen wird, — entnahm der machthabenden Matrone nach Einwurf eines Zehnpfennigstückes ein sauberes Handtuch und knüpfte eine Schlinge darein. —

Dann ein würgendes Gefühl im Hals, massenhaft goldene Funken vor den Augen, erschreckte Ausrufe neben mir, wie: „Ja, was wär' denn jetzt

dös?!", endlich ein Ruck und — meine Seele war draußen.

Sofort umgab mich ein völlig verändertes Bild, aber dank meiner sorgfältigen, auf Erden betriebenen okkulten Studien und vom Jünglingsalter an gewöhnt, meine sieben seelischen Bestandteile peinlich in Ordnung zu halten, war es mir ein leichtes, mich augenblicklich zurechtzufinden.

Eine weibliche Gestalt von unsäglicher Holdheit kam auf mich zugeschwebt und schickte sich an, mir eine Reihe gespenstischer Liebkosungen zu erweisen. Der durchdringende Geruch nach Ziegenmilch, der ihr entströmte, verriet mir, daß sie sich in einem bereits stark vorgeschrittenen Stadium der Läuterung befand, aber nichtsdestoweniger entstrebte ich — zitternd eingedenk der Venusbergszene in Richard Wagners Tannhäuser — ihren Händen. — Eine Sekunde später hatte sie bereits die Maske abgeworfen, stand vor mir als Mrs. Pankhurst, die bekannte amokläufige Suffragettenführerin, und trachtete, meine Flucht zu hemmen.

Doch schon hatte mein eilender Fuß das Gestade eines trüben Flusses erreicht, und eine Barke, eigenhändig geführt von dem ersten Vorsitzenden des Ruderklubs „Charon", nahm mich auf.

Die Tracht meiner Mitpassagiere: gamslederne Hosen, Pinselbüschel auf den Hüten und grüne

Wadenstrümpfe, sowie der Umstand, daß sich die Herren in regelmäßigen Intervallen aus kleinen farbigen Fläschchen Tabakpulver auf die Daumengrube schütteten, um es sodann unter Zischgeräusch aufzuschnupfen, ließ mich annehmen, daß es Schemen abgeschiedener, höherer bayrischer Ehrenbürger waren.

Gewisse hämische Anspielungen in Schnadahüpflform auf mein Glaubensbekenntnis evangelischer Konfession wie:

„Protestantischer Zipfi,
Steig aufi am Gipfi,
Fall abi in d' Höll',
Bist 'm Teifi sei Gsell,"

bestärkten mich in dem Verdacht.

Nach glücklich überstandener Fahrt an Zypressenhainen im Gardone-Rivierastil vorüber, landeten wir endlich an einer Landzunge, auf der es von Verblichenen nur so wimmelte. Es war ein ungemein reges Treiben — ein echter Auswandererhafen. Äußerst interessant, sag' ich Ihnen.

In größter Eile — das Dienstpersonal murrte bereits und wollte „Brotzeit" machen — wurden wir gewogen und, um den vorgeschriebenen Formalitäten zu genügen, von einem Kameltreiber durch ein Nadelöhr gescheucht. Mir wurde die Prozedur, da ich

mich durch ein dickes Paket unbezahlter Rechnungen als glaubwürdig ausweisen konnte, nachgesehen.

Wenige Minuten später saß ich auf dem Bock eines mit Seelen aller Berufs- und Gesellschaftsklassen überfüllten Aussichtsstellwagens, und dahin ging's unter Peitschenknallen und Hufegeklapper dem Gefilde der Seligen entgegen, wie ich damals — leider irrtümlich — annahm.

Luxusautomobile überholten uns und rasten an uns vorbei: „der Hölle zu", belehrte man mich.

„Sagen Sie mal, guter Mann, was ist das da drüben für ein grauer Turm —, dort zwischen den beiden Telegraphenstangen?" wandte ich mich wißbegierig an den neben mir sitzenden Kutscher, einen handfesten ägyptischen Anubis, dessen Wohlwollen ich mir durch Erzählen einiger schlüpfriger Anekdoten zu sichern gewußt.

„Oh, mei," erwiderte der Anubis und schüttelte trüb seinen Hundekopf, „wissen S', gnä' Herr, da drinnat wohnt jetzen der Wettertrottel. Wissen S', der wo das Barometergetrübe unter sich hat und für dö da drunt, die wo noch auf Erden wallen, die Temperaduhrunterschiede liefert. — Er is jetz scho' a weng a olter Grantler und a bisserl a Gehürnerweichung hat er aa; wissen S', i sag's wie's is."

„Hören Se mal, Sie, Postilljong!", mischte sich

eine norddeutsche Dame hinter mir schrill ins Gespräch, „wird d'n nich endlich ma Halt jemacht? Die Ferde müssen doch Fefferkuchen kriejen.“ — An den Schwimmbewegungen ihrer Speckarme, der soldatenhaften Haltung und der kleinen krummen Papageinase erkannte ich ohne Schwierigkeit, daß es die Seele der berühmten Sängerin und extremen Tierschützlerin Lilli Pieske war, die da geredet hate.

Ärgerlich drehte sich der Anubis um, spuckte durch die Zähne und sprach den abweisenden Kalauer:

„Dös san sei' ächte Elberfelder Ross'! Dö fressen ka Kletzenbrod net, dö fressen bloß Quadratwurzeln, und dö ziag'n sö si selber.“ — —

Nicht lange und wir hielten an einem langgestreckten Schulgebäude.

Entsetzen durchrieselte mich, das konnte nur das Purgatorium sein!

Und richtig, da kam auch schon der Herr Oberlehrer Sassafraß, der das Fegefeuer leitete, heraus, blickte mir durchdringend in die Augen und sagte: „Das ist der Meyrink Gustav, der gegen den Stachel gelöckt hat.“ Dann nahm er mich beim Ohr und führte mich in die Klasse. Ganz hinten — in der letzten Bank — saß der Lessing. Er hatte kurze Hosen an — rückwärts zum Knöpfen — und weinte. Er hatte wieder einmal sein Pensum nicht gekonnt: die Aufsätze des Herrn Holzbock ohne Stocken auf-

zusagen. Er war überhaupt ein schlechter Schüler! Einmal hatte er dem Lenau Nikolaus eingesagt, und dann wieder hatte er einen Tintenkler abgeleckt — — — — —

Zuvörderst trat der Lehrkörper zusammen, murmelte untereinander und schoß finstere Blicke auf mich.

„Du kriegst das ‚Lied vom braven Mann',“ raunte mir warnend der Hölderlin Johann zu, neben den ich mich in meiner Herzensnot gesetzt hatte. „Nein, das wird für die Lasker-Schüler Else aufgespart,“ tröstete mich der Hartleben leise, „ich hab's neulich im Konferenzzimmer gehört. Du kriegst ‚Nadowessiers Totenklage'.“

Nadowessiers Totenklage! Der Angstschweiß trat mir auf die Stirn. Unwillkürlich memorierte ich lautlos — mit bebenden Lippen:

„Seht, da sitzt er auf der Matte,
Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand, den er hatte,
Als er's Licht noch sah.“

„Na, wenn ich mir die Klänge einer Drehorgel dazu vorstelle,“ suchte ich mich zu beruhigen, „hoffe ich es überstehen zu können.“ Aber es sollte weit schlimmer kommen! Mit lautem Krach öffnete sich eine Falltüre im Fußboden, und empor aufs Katheder stieg — glattrasiert — die Hand im Brust-

laß, — der fehlende Backenbart durch Lorbeerblätter angedeutet, der unsterbliche Astralleib eines Mimen.

„Verschärft durch Ernst von Possart“, ging ein Schreckensgemurmel durch die Reihen meiner Leidensgenossen.

— — — — — — — — Sehr geehrte Redaktion! — ich — ich — ich — äh, — nein, nein, ich vermag es nicht, Ihnen mein Martyrium zu schildern und den bohrenden Schmerz zu beschreiben, den mir das Abbröckeln meiner seelischen Schlacken bei dieser Kur verursachte. Ich hätte es schwerlich bis zu Ende ausgehalten — glauben Sie mir —, wäre nicht rechtzeitig ein Wunder geschehen. Der große Mime machte gerade nach den Worten: „der noch jüngst zum großen Geiste — blies der Pfeife Rauch“ — eine deklamatorische Nachdröhnpause, da klopfte mir eine Hand auf die Schulter, und mein Rechtsanwalt, Dr. Seidenberger aus München, reichte mir ein Papier hin. — — Aus dem schwarzen Talar, den er trug, entnahm ich, daß er keineswegs das Zeitliche gesegnet hatte, sondern mich lediglich im „Kama Rupa“, wie es die Inder nennen — dem fluidischen Körper, der bekanntlich den Menschen befähigt, noch bei Lebzeiten die irdische Hülle zu verlassen, — besuchen kam.

„Da, unterschreiben Sie mir rasch diese Prozeßvollmacht,“ sagte er und fügte, während ich mit

zitternder Hand Folge leistete, hinzu: „Ich soll übrigens Ihre Verlassenschaft ordnen, — ich habe nur zwei Pfennige gefunden!?“

„Das muß ein Irrtum sein, Herr Doktor,“ rief ich aus, „soviel habe ich nie besessen“, doch er hörte nicht mehr, schritt auf den Herrn Oberlehrer Sassafraß zu, wies die Prozeßvollmacht vor und sprach gelassen:

„Im Namen meines Klienten erhebe ich hiermit und insbesondere unter Hinweis auf den Umstand, daß mein Klient evangelischen Glaubensbekenntnisses ist und der Paragraph des Strafgesetzes puncto „Fegefeuer“ auf ihn daher keinerlei Anwendung findet, Einsprache gegen das bereits im Zuge befindliche Verfahren und stelle ferner den Antrag, verfügen zu wollen, ihn unverzüglich auf freien Fuß zu setzen, widrigen= beziehungsweise nötigenfalls wir den Weg der Appellation bis zum Kaiserlichen Salzamt, als dritter und letzter gesetzlicher Instanz, betreten müßten. Die Kosten des Verfahrens, et cetera — — —“

Worauf Dr. Seidenberger eine Verbeugung machte und verschwand.

Der Lehrkörper zog sich zur Beratung zurück, kehrte gleich darauf wieder, setzte die Barette auf und verkündete mir meine Freilassung.

Mit Hechtsprüngen verließ ich das Lokal, und

mich umfing bald freie Natur: Jenes Reich des grünen Schleiers der Persephone, von dem schon Ovid singt und das ein getreues Abbild der Triften und Fluren unserer Erde darstellt.

Mit geschwellter Brust, vom Zephyr umsäuselt, schritt ich fürbaß — dem Gefilde der Seligen entgegen.

Da, bei einer Wegeskrümmung, halb verdeckt von lauschigem Jasmin, tauchte eine gebeugte Greisengestalt auf. — Ich traute meinen Augen kaum: war das nicht Salomon Galitzenstein, mein alter lieber Geschäftsfreund aus längst vergessenen Wiener Börsentagen?!

Auch er erkannte mich auf den ersten Blick. — „Servus, Meyrinkleben; was tut sich in Kreditaktien?“ waren seine ersten Begrüßungsworte und, ehe ich erwidern konnte, hatte er sich in mich eingehängt und forderte mich auf, mit ihm zu einer Partie Klabrias ins „Café Gehinnom“ zu gehen.

Gehinnom? Gehinnom? — dunkel entsann ich mich, daß die Gehenna eine Art israelitischer Unterabteilung der Hölle ist. — Das übrige erriet ich: mein Freund hatte sich in den Orkus verirrt.

„Nun, und wie geht's Ihnen denn immer?“ fragte ich mitleidig. Galitzenstein geriet sofort in heftige Erregung, faßte mich am Westenknopf und sprudelte los: „Gehen? Gehen!! ‚Gehen‘ is ka Aus-

druck. Statt das immerwährend Börse is, wird jede Stund geheult und mit die Zähn geklappert. Natürlich leidet das Geschäft darunter;" — erläuternd kehrte er seine leeren Hosentaschen von innen nach außen — „ich sag Ihnen, da war's fast noch in Wien besser."

„Aber hie und da können Sie auch ein Stündchen in der schönen Natur Luft schöpfen; zum Beispiel jetzt?" suchte ich ihn aufzumuntern.

„Das is doch bloß ä Extrastraf' für mich," fuhr Galitzenstein auf; „wenn ich so ä Akrazie nur seh'" (er redete sich immer mehr in Wut und deutete ingrimmig auf eine Tanne), „die was nicht mir geheert und noch dazu unten angewachsen is, geht mir schon die Gall' 'eraus."

Meine, wenn auch nur kurze Prüfung im Fegefeuer hatte mich geläutert, ich empfand es deutlich an meinem steigenden Widerwillen ob solch materialistischer Denkungsweise.

„Bleiben Sie noch en Augenblick," redete mir Salomon Galitzenstein mit eindringlicher Gebärde zu. „Ich seh' Ihnen an: Sie wollen in den Himmel, — gut —, ich weiß doch, Sie haben immer so Rosinen im Kopp gehabt, aber, wenn Sie dort emol mit ä paar Erzengel zusammenkommen — die Leute werden doch bares Geld liegen haben —, sagen Sie ihnen, sie sollen sich bei mir à la hausse

engagieren: — in Staatsbahn oder meinetwegen mit ä paar hundert Sack Zocker. Wenn das Geschäft zustande kommt, vergüt' ich Ihnen die ganze Courtage und den halben Schnitt."

Empört rief ich aus: „Heben Sie sich hinweg, Unseliger!", gürtete meine Lenden und schritt von dannen.

Schon ging der Sonnenball zur Rüste, und immer noch wanderte ich querfeldein, da scheuchte der Anblick einer wundersamen Fata Morgana den Rest meiner Verstimmung. Es war die genaue Widerspiegelung eines Vorgangs auf Erden, nur womöglich noch erhebender: Dr. Schmuser, der unverbesserliche Gewohnheitsprophet und Gründer der theosophisch-anthroposophisch-rosicruci-pneumatotherapeutischen Gesellschaft wandelte in den Wolken, mit der einen Hand einen Bürstenabzug der ihm vom Werkmeister des Weltalls anvertrauten Akashachronik korrigierend, mit der andern die Götter rastlos grüßend, und hinter ihm als Ehrengarde: zwölf ausgewählt vermögende alte Damen. Ich begriff: er führte wieder einmal seine Getreuen an; vermutlich geleitete er sie ins Nirwana, das er bekanntlich von München endgültig nach Basel verlegt hat. — — — —

Im letzten Strahlenglanz des Abendrots erreichte ich endlich das Ziel meiner Sehnsucht. Mein Herz

war eitel Friede, und überirdisch Labsal durchströmte meine müden Glieder.

Lautes „Hos—channah, Hos—channah" scholl mir entgegen; ein Pilgerzug aus Elbflorenz war soeben eingerückt. Kein Zweifel: ich war in den Gefilden der Protestantisch-Seligen angelangt.

Ein Mägdelein — von dem Maler Fidus entworfen — kam auf mich zugehüpft und fragte: „Willst du nicht das Lämmlein hüten? Lämmlein ist so fromm und sanft!", und als ich dankend verneinte, ergriff sie meine Hand und führte mich zum Eingangspförtchen.

Ein glattgescheiteltes Fräulein, ganz in Reform gekleidet und Prünellstiefelchen mit Lackkappen an den Füßchen (nach der Narbe am Hälschen zu schließen, dürfte sie während ihres Erdenwallens ein wenig rhachitisch gewesen sein, aber ansonsten ging ein unbeschreiblich keuscher Reiz von ihr aus), saß an der Kassa und überreichte mir eine gehäkelte Börse mit der perlgestickten Inschrift: „Dem lieben Gustav." „Die Nickelmünzen darin," sagte sie, „sind für den Besuch des Genuß-Automaten bestimmt. — Nicht jeder kann sogleich vollkommen sein," fügte sie mit schelmischem Lächeln hinzu, — wie ich denn überhaupt bemerkte, daß ihr der Schalk im Nacken saß.

Auf meine erstaunte Frage, warum sie um Gottes-

willen Schreibärmel über den Flügeln trage, wurde mir bedeutet: die andern befiederten Engel hätten sogar Pelerinen an — als Schutz gegen Erkältung. — Zumal gerade die Zeit der Mauser sei.

Sehr geehrte Redaktion! Sie sehen schon daraus, daß hier in den Gefilden der Seligen alles ganz, ganz anders ist, als sich der noch in der Sinnenwelt verstrickte Staatsbürger vorstellt. Alles so einfach, so klar und schlicht! So herzerquickend! Unser Reich ist eben kein Ort, sondern ein Zustand, aufgebaut aus der Totalsumme der unbewußten Sehnsüchte des gesamten deutschen Muckertums, die nach dem Zerbrechen der leiblichen Fessel sich naturgemäß und unweigerlich dem trunkenen Auge des Teilnehmers in voller Herrlichkeit offenbaren. — —

Mein erster Gang war in den Automaten, auf den mich das Fräulein an der Kassa so neugierig gemacht hatte.

Was es da alles gab!

O Herrlichkeit über Herrlichkeit!

Und alles ungemein billig.

Hier ein Schälchen sterilisiertes Manna, dort ein Gläschen Nektar-Ersatz, ein Schluck alkoholfreie Ambrosia, dann wieder ein paar Tropfen Seelenduft im Sinne Professor Dr. Jägers aufs Taschentuch. Und alles für bloß e i n e n Nickel!

Das Grammophon mit Drommetenschall und dem

dreifachen Halleluja — ausgestoßen von Caruso — ist, da nur für Vorgeschrittenere in der Reinigung bestimmt, gratis.

Desgleichen der Kino, der einem in wahrhaft erhebender Weise die Folterqualen der Verdammten vor Augen führt. Das Herz geht einem auf!

Doch e i n e Vorrichtung war es, die mich insbesondere anzog und die gewiß auch Sie lebhaft interessieren wird: Der Apparat für Sinnenrausch! (Nur für ältere gereifte Herren, die außerdem in der Läuterung noch zurückstehen.)

Ein bereits vor längerer Zeit friedlich entschlafener Herr, ein Kommerzienrat mit schon ansehnlichen rosa Fittichansätzen, der zufällig zugegen war, erklärte ihn mir.

„Sehen Sie hier dieses Loch?“ fragte er und lächelte ätherisch. „Es sieht für den Laien ganz unverfänglich aus. Sie brauchen nur den Finger hineinzustecken, alles übrige macht der Apparat.“

„Nun?“ forschte er listig zwinkernd, als ich es getan hate. Ich war zu überwältigt, um eine Antwort geben zu können. Wollte rasch noch einen zweiten Nickel einwerfen! Doch der Herr Kommerzienrat wehrte mir mild; es genüge für den Anfang, meinte er.—„Kommen Sie, gehen wir auf einen Bissen Johannisbrot in die Konditorei ‚zum fröhlichen Reformator‘!“ — Hand in Hand eilten wir hin.

So sehr ich seine Liebenswürdigkeit zu schätzen wußte und mich zu ihm hingezogen fühlte, vergaß ich ihn doch bald — ich muß es zu meiner Schande gestehen, abgelenkt durch die überwältigenden Eindrücke und den herzlichen Familienton, mit dem man mir allenthalben entgegenkam —, taktvoll übersehend, daß ich in meinem früheren Leben der modernen Schriftstellerei gefrönt hatte.

Das Lokal, im trauten Stile altdeutscher Renaissance gehalten, gemahnte in seiner gediegen vornehmen Wohlhabenheit an beste bürgerliche Kreise: in den Ecken aufgespannte japanische Papierschirme, hängende Bastläufer darunter, reich mit Photographien besteckt, oder Makartbuketts in üppig verschnörkelten Papiermachévasen — beziehungsweise ein entzückender Nibelungenmantelständer aus imitierten Wisenthörnern, ditto Eberhauern und germanischen Speeren hochkünstlerisch arrangiert und durch überall angebrachte winzige bunte Glühlämpchen als Gebrauchsgegenstand gebrandmarkt — ä Pardon: gekennzeichnet.

Das einzige, was mir von Zeit zu Zeit ins Gedächtnis zurückrief, daß ich mich im Himmel und nicht in einer Kunstmetropole befand, war, daß sooft ein neuer Gast eintrat, beim Aufgehen die Tür der sich drehenden Angel gar lieblichen Schalmeienklang entlockte.

Allüberall, an jeder Kleinigkeit, war das Walten fürsorglicher Frauenhände zu bemerken: Das Konfekt lag auf kleinen niedlichen Sammetpölsterchen, die Glasstürze trugen gehäkelte Käppchen, ja selbst die Gipsbüste Alois', des Blödsinnigen, hatte ein hellblaues Bändchen um Dero Hals.

Sehr geehrte Redaktion! Finden Sie es nicht auch rührend, daß man hier noch nach dem Tode an den Sitten des guten Althergebrachten hängt?

Als sich mein Auge ein wenig an die Pracht gewöhnt hatte, erblickte ich auf dem Sofa sitzend einen hochbetagten Greis, der zum Schutz gegen das Licht einen grünen Pappendeckelschirm an der Stirne trug.

Es war, wie ich hörte, der gute alte Torquemada, der aus dem benachbarten Segment des Paradieses zu uns Protestanten auf Besuch gekommen war, um ein Stündchen zu verplaudern. Auf Erden bekanntlich blind gewesen, ginge es ihm jetzt mit den Augen schon recht annehmbar, was zu erfahren mich mit besonderer Befriedigung erfüllte.

Er spielte uns von Zeit zu Zeit, vielleicht zum Zeichen, daß er seine einst so fanatische Denkungsweise von Grund auf ausgemerzt habe, allerlei süße spanische Weisen auf einer — sit venia verbo — Maultrommel vor, und wir lauschtem atemlos den leisen schmelzenden Klängen, während Lukrezia

Borgia, seine ständige Begleiterin, die ihm innig zugetan ist, einen äußerst diskreten Fandango — natürlich im hochgeschlossenen Kleide — dazu tanzte.

Stundenlang möchte ich Ihnen, sehr geehrte Redaktion, weiter erzählen von all den glänzenden Festen, die hier bei uns eines auf das andere folgen: vom Mummenschanz angefangen bis zur Tombola, wo jeder der Frau Kommerzienrat ein Küßchen rauben darf, — doch drängt es mich vor allem, Ihnen zu versichern, daß wir Verklärten keineswegs nur den Lustbarkeiten huldigen. Nein, auch unserer Barmherzigkeitspflichten gegen die armen Verdammten in der Hölle sind wir unentwegt eingedenk: einmal in jedem Jahr — zu Weihnachten — geht an den Orkus eine Kiste ab, gefüllt mit unbrauchbaren Kleidern, zerrissenen Schuhen, Flaschenstaniol und was sonst noch den Darbenden Freude bereitet.

Sehr gerne hätte ich Ihnen unsere Gefilde ausführlich geschildert, aber leider reicht die Zeit nicht aus — der spiritistische Klopfapparat darf nur in Ausnahmefällen benutzt werden — und überdies möchte ich offengestanden nicht, daß mein telepathischer Verkehr mit dem Verlag in Paradieskreisen ruchbar würde.

Also: keine Minute läßt die Natur den Pilgrim hier unbelehrt. Kaum ruht dein Auge auf einem grünen Blatt, schon wird es eines eingradierten

Kernspruches gewahr, der dich erhebt und in der Tugend bestärkt. Alles und jedes hat seine Devise. Das Veilchen spricht: „Ich bin die Bescheidenheit; komm, willst du es mir nicht nachtun?“ Kurz: Natur und Pädagogik sind zur Harmonie vereint. Die Stengel der Rosen sind mit Plüsch umwickelt, auf daß ihre Dornen dich nicht verletzen, und auf den Wipfeln der Bäume sitzen gebesserte Lämmergeier, jubeln mit den Staren um die Wette und schmettern hinaus ins Morgenrot ihr Lied: „Üb immer Treu und Redlichkeit.“

Ja, selbst das Faultier hat innere Einkehr gehalten und stickt und strickt von früh bis spat.

Doch das alles gehört eigentlich ins Gebiet Lilli Pieskes, die jetzt auch unter uns weilt und meine Busenfreundin geworden ist. Sie hat im Fegefeuer endlich durchgesetzt, daß jede Kuh dort morgens eine Tasse Schokolade kriegt.

Sie beherrscht die Vögelsprache in geradezu wunderbarer Weise, und wenn wir bei Tagesgrauen Hand in Hand zusammen hinaus ins Grüne gehen, ruft sie immerlos: „Putzi-Putzi“, und das schneidet dem Kuckuck derart in die Seele, daß bereits die meisten Exemplare ihre Eier nicht mehr in fremde Nester, sondern nur noch in die eigenen legen.

Sehr geehrter Verlag! Zum Schluß! Hm, was wollte ich doch nur sagen? Hm. — Ja, richtig, das

Allerwichtigste hätte ich beinahe vergessen. Also hören Sie zu: Ein neues unbekanntes Stück von Schönherr, das „Glaube und Heimat" weit in den Schatten stellt, soll demnächst hier in Szene gehen!!

Dem *müssen* Sie beiwohnen!! *Das* sehen Sie doch wohl ein?! Rasch, rasch, folgen Sie meinem Beispiel: Hängen Sie sich auf, meine Herren, hängen Sie sich auf!

Ehe es zu spät ist.

Mit eiligem Hosianna

Ihr aufrichtig verstorbener

Gustav Meyrink.

Der Herr Kommerzienrat Kuno Hinrichsen und der Büßer Lalaládschpat-Rai

Geschrieben 1912

Dunkles Gewölk ballte sich fern am Horizont. Mit erregten Schritten durchmaß demgemäß der Herr Kommerzienrat Kuno Hinrichsen, Chef der Firma: „Allgemeine Wohlfahrtswerke“ — Fett, Schmalz und Maschinenöle en gros, — sein fürstlich ausgestattetes Studierzimmer. Achtlos zerknüllte seine mit prächtigen Ringen reichgeschmückte Rechte eine Broschüre, die er als neugewählter Ehrenpräsident der von ihm jüngst gegründeten „gemeinnützlich-philosophischen Gesellschaft: Das Licht des Ostens“ erhalten und während seiner Heimfahrt von der Fabrik im Automobil flüchtig durchblättert hatte, um abends beim Bankett den Gästen gegenüber vermittelst ein paar klug hingeworfener Schlagworte mit eigener, scharfumrissener Meinung über das von den uralten indischen Philosophen geschaffene Weltbild parat sein zu können, denn einerseits verfehlte er selten, wann immer sich Gelegenheit dazu bot, seine streng aufs Ideale gerichtete Denkungsweise darzutun, andererseits verabsäumte er ungern, seine eigene gefestigte Stellungnahme zu

allen Fragen wichtiger Natur, geschweige denn solchen wissenschaftlicher Art — oder gar philosophischer — gebührend zu betonen, um auch hierin stets, wie er es nannte: „Herr der Situation“ zu bleiben.

Wohl hatte bei der Lektüre der von einem Fachgelehrten entworfenen Flugschrift zuweilen ein überlegenes Lächeln den charaktervoll geschnittenen Mund des Herrn Kommerzienrats umspielt und insbesondere waren angesichts der hartnäckig wiederkehrenden Stellen: die Welt sei an sich nicht wirklich, sondern lediglich ein Gaukelspiel der Sinne, sarkastische Ausrufe, wie: „Nanu“ oder: die Indier sind 'n jutes, awah'n schlappes Volk“, seinen Lippen entflohen, aber schließlich machte sich der Herr Kommerzienrat, nachdem er mit der Hand unwillkürlich nach seinem Portefölch getastet, durch den halblaut gemurmelten Gedanken: „na, 'n Bankkonto is mal fraglos wirklich“, frei von dem Banne theoretischer Grübeleien und mit einem energischen Ruck wiederum zum „Herrn der Situation,“ indem er die Broschüre in die Tasche steckte.

Den Anhang des Heftes — eine Erzählung von einem indischen Büßer — hatte der Herr Kommerzienrat sozusagen nur mehr mit verglastem Auge zur gefälligen Kenntnis genommen, beziehungsweise lediglich seinem wertgeschätzten Unterbewußtsein zu-

kommen lassen, denn freundliche Reflexionen mannigfacher Art waren inzwischen in seiner Seele erwacht:

Fritz, sein Ältester, hatte aus Afrika telegraphiert: „Heute fumfzigsten Dickhäuter niedergeknallt," und — damit noch nicht genug der frohen Botschaften — war ein Geschäftsbrief aus der Filiale der „Allgemeinen Wohlfahrtswerke" in Südaustralien angelangt, des Inhalts, es sei nunmehr glücklich gelungen, einen Riesenkessel aufzustellen, der 10 000 Pinguine auf einmal fassen und binnen weniger Stunden in köstliches Schmierfett verwandeln könne.

Nach dem opulenten Diner, das der Herr Kommerzienrat in seinem Tusculum demzufolge in rosigster Stimmung eingenommen, hatte er die Flugschrift abermals hervorgeholt, um den überaus komischen Satz von der Unwirklichkeit der sichtbaren Welt seiner Gemahlin vorzulesen, da wurde er plötzlich ans Privattelephon gerufen und mußte aus der Fabrik die Schreckensbotschaft erfahren, daß ein untergeordneter Beamter, namens Meier, der Portokasse den Betrag von Mark 3,50 entnommen hatte, ohne sich über dessen rechtmäßige Verwendung genügend ausweisen zu können.

Was ihn aber weitaus mehr empörte als diese Tatsache an sich, war, daß der Disponent seiner

Firma unerhörterweise für den ertappten Defraudanten unter Hinweis auf dessen drückende Notlage ein gutes Wort einlegen zu wollen sich verstieg.

Wohl über nichts konnte der Herr Kommerzienrat, zumal er nebenbei die Stelle eines Vorstandes im Verein „Zur Besserung des Volkscharakters“ bekleidete, so außer sich geraten, wie über Diebstahl in irgend einer Form. Sein Gewissen war in dieser Hinsicht sozusagen in den weitesten Kreisen ein gegenständliches Symbol der Unbefleckbarkeit geworden.

Kein Wunder daher, daß er sich beim Vernehmen der telephonischen Hiobsbotschaft buchstäblich verfärbte und kaum hervorstoßen konnte: „Polizei! Meier muß auf die Stunde ins Loch.“ — — — —

Feurige Schlangen zuckten über den schwarzen Himmel, dräuend grollte bereits der Donner und mit finsterer Miene leerte demgemäß der Herr Kommerzienrat, um sein aufgewühltes Gemüt wenigstens einigermaßen zu beruhigen, ein Glas Brausepulverlösung, die ihm die Gattin mit eigener Hand bereitet und mit den schmeichelnden Worten: „Wohlfahrtswerk, bütte, bütte, — nur 'n Schlückchen; mir zu liebe!“ aufgedrängt hatte, ihn zärtlich mit seinem merkantilen Kosenamen anredend.

Dann drückte sie ihn sanft in den Lehnstuhl, schloß fürsorglich die Fenster und schob die reichgestickten

Stores vor, damit der Blitz nicht einschlagen könne, und verließ auf den Zehenspitzen das Zimmer.

Allmählich übte denn auch der sänftigende Trank seine Wirkung und Gott Morpheus nahm des Herrn Kommerzienrats wunde Seele in seine Arme.

Schon fielen die ersten schweren Tropfen und heulend rüttelten die Vorboten der nahenden Windsbraut an den kostbaren Rokokofensterläden, doch der Schläfer hörte es nicht mehr:

Wirre Sätze aus der gelesenen Broschüre führten einen respektlosen Reigen auf vor dem Auge seines Geistes und entführten ihn aus wohlfundierter Gegenwart ins schwankende Reich des Traumes. Was er mit halbem Bewußtsein überflogen in dem Anhang des Heftchens über die Geschichte von dem indischen Büßer wurde plötzlich inneres Erlebnis, und nicht ohne heimliches Mißtrauen sah sich der Herr Kommerzienrat im Handumdrehen in einen äußerst spärlich bekleideten, vermögenslosen Fakir verwandelt, der er war und dann doch wieder nicht war.

Keine Ringe mehr an den Fingern — von einer Busennadel nicht zu reden — nur einen Stab in der Hand und dort, wo sonst die dicke, ehrfurchtheischende, goldne Uhrkette zu baumeln pflegte: nichts als ein schäbiges Lendentuch.

So wankte er dahin, schwarzes Haar wirr auf die

Schultern herabhängend, in einer trostlosen sonnenversengten Wüste und spähte vergeblich nach seinem 60 HP Automobil aus. Hartes, verdorrtes Gras schnitt ihm grausam in die nackten Sohlen (automatisch streifte der Herr Kommerzienrat im Traume mit dem rechten Fuß seine linke Stiefelette ab) und mit jedem Schritt ging ein Stück seiner Würde als Chef der „Allgemeinen Wohlfartswerke" in die Binsen.

Statt dessen erfüllte ein neues unbekanntes, höchst niederträchtiges Gefühl seine Brust: ein seit Jahrzehnten ruheloser, plan- und zielloser Büßerwanderung durch öde einsame Steppen aufgespeicherter, geradezu perverser Durst nach geistiger Erkenntnis und dem wundersamen, geheimnisvollen Endziel des Einswerdens mit dem Gotte Shiva, dem Zerstörer irdischen Lebens.

Vergeblich mühte sich der Kommerzienrat-Fakir ab, durch innige Konzentration seiner Gedanken auf den famosen Kessel mit den 10000 Pinguinen in sein trautes Wachbewußtsein als Edelkaufmann zurückzufinden; — vergebens! Ein erbarmungsloser, unsichtbarer Stachel trieb ihn vorwärts, bis er sich bald nur mehr als indischen Büßer fühlte, in dessen armem, unfruchtbarem Hirn die sengende Sehnsucht nach Gott und ein lebenlanges zermürbendes Warten auf geistige Erlösung in die Tat eines blinden Wan-

derns und Wanderns umgesetzt war, das planlos Ort mit Ort vertauschte und gleich einem Uhrwerk die leer gewordene Zeit verschlang, auf daß das Wort des heiligen Veda zur Wahrheit werde:

„Wie das Rhinozeros schweift — einsam — so wandre allein.“

Stunde um Stunde hatte sich der Kommerzienrat-Fakir weitergeschleppt, einem blendend weißen Punkte zu, der langsam größer wurde beim Näherkommen und endlich dastand als eine baumumpflanzte Steinsäule neben plätschernden Quellen — einer jener verehrungswürdigen Lingams, von denen die Sage geht, daß sich die Körper der Asketen in sie verwandeln, wenn ihre Seele die letzte Stufe der Verzückung erklommen hat und aufgesogen worden ist vom Atem des Allgeistes.

Und als der Kommerzienrat-Fakir den Opferriten der Sannyassins gemäß einige Tropfen Wasser auf den Lingam gegossen, und in Nabel, Herz, Kehle und Stirne die mystischen Silben Bhur — Hamsa Bhur gemurmelt hatte, wurden Buchstaben zu Licht auf der Steinsäule und er erfuhr, daß jene früher der Leib des großen Yogalehrers Matsyendra Paramahamsa gewesen, den Gott Shiva einst selber von Mund zu Ohr in den Geheimnissen des „Tat twam asi“ — der Einswerdung — unterwiesen und aus einem stummen Fisch zu einem Menschen gemacht hatte.

Und der Lingam verwandelte sich in eine schilfgedeckte Hütte, daraus eine Stimme fragte: „Wer bist du und wie heißt du?“

„Ich suche den Weg zu Gott und bin der Büßer Lalaladschpat—Rai,“ antwortete der Fakir, noch ehe der Herr Kommerzienrat sagen konnte: „Hallo, hier, Allgemeine Wohlfahrtswerke.“

Auch, daß der Büßer sich vor dem hervortretenden Heiligen niederwarf und ihn anflehte, sein Guru — sein geistiger Lehrer — zu sein auf dem herzzerfleischenden Pfade zum Nirvana, konnte der Herr Kommerzienrat zu seinem Leidwesen nicht verhindern.

Der Guru Matsyendra aber berührte lächelnd mit dem Finger den Scheitel des Fakirs und sagte: „So bilde ich denn die Kette und gebe dir die Übung: Du sollst nicht stehlen,“ — ein Wort, dem der Herr Kommerzienrat mit wohlgefälligem Grunzen beipflichtete.

Wohl dachte der Büßer in seinem Innern, daß er auch bislang in seinem Leben noch niemals gestohlen habe, doch gehorsam entfernte er sich und kehrte erst nach vielen Tagen des Nachgrübelns und des Gebetes zurück.

Und als er auf die Frage des Gurus, wovon er gelebt hätte all die Zeit, zur Antwort gab: „von der Milch einer Kuh, die im Tale weidet,“ da

wurde ihm bedeutet, daß er gestohlen habe, denn die Kuh gehöre einem reichen Kaufmanne.

Unter normalen Umständen hätte dieser Hinweis für den Herrn Kommerzienrat natürlich genügt, sich von dem Fakir endgültig loszusagen, so war er aber leider in dem Netze des Traumes unentrinnbar verstrickt und an ihn gebunden.

Wiederum nach langer Zeit trat der Büßer Laladschpat—Rai, sich frei wähnend von der Sünde des Stehlens, vor seinen heiligen Guru und berichtete, er habe bloß noch den Milchschaum getrunken, der von dem Maule des säugenden Kalbes troff, doch abermals ward ihm die Kunde, daß er immer noch ein Dieb sei, denn er hätte den blinden Würmern der Erde die Nahrung geschmälert, die ihnen Vishnu, der große Erhalter allen Lebens gnädig darreiche in Form jener Tropfen.

So aß denn der Fakir fortan ohne Klage nur mehr von dem ringsum spärlich keimenden Gras wie ein Tier, aber selbst dies nannte der Heilige Diebstahl, da es das Futter der Kuh sei und dazu bestimmt, in ihrem Leibe zur nährenden Milch für ihr hilfloses Kind zu werden.

„Doll!" murmelte der Herr Kommerzienrat aus dem Traum und rekelte sich unbehaglich in seinem Lehnstuhl, der Büßer aber kauerte sich still zusammen vor dem steinernen Lingam und unsägliche Trauer

zog ein in sein Herz, darüber daß er unfähig sei: die Freiheit von der Sünde des Stehlens zu erringen und als Lebender rein hinzutreten vor das Angesicht des Erhabenen.

Die Augen starr vor sich hingerichtet von Morgen bis Abend, von Abend bis Morgen, wiederholte er leise das eine Wort: „Hari" — den heiligen Namen des Todesgottes Shiva — wie ein uferloses, demütiges Gebet: den Leib von ihm zu nehmen, den ewig dürstenden, hungernden, raubtiergleichen.

Und das zehrende Feuer in seinen Eingeweiden, seine Verzweiflung und seine Qual ein Mensch zu sein — alles drängte er zusammen in das eine Wort: „Hari", bis sein ganzer Leib, sein Blut und sein Gebein es mitsprachen, so daß es anwuchs zu einem einzigen ununterbrochenen Schrei um Erlösung und das unsichtbare Weltall auszufüllen schien.

Als am vierzigsten Tag wieder die Sonne blutrot inmitten der Himmel stand, fühlte der Fakir an dem Donnern in seinem Herzen und dem Sturm, der in seinem Hirn zu rasen begann, daß das Ende gekommen sei.

Seine Zunge wurde hart und konnte den Namen „Hari" nicht mehr sagen und in seine Augen trat der gräßliche Blick der Todesnot; — sein Körper begann zu schwanken und wollte vornüber fallen — da stand plötzlich vor ihm, riesengroß wie das Welt=

gebäude, mit tausend Gesichtern: Matsyendra, der Heilige und Vollkommene und die Milchstraße des Sternenraums war nur ein weißes Haar an seiner Schläfe.

Und labte ihn mit himmlischem Brot und Wein. Mit Brot für den Leib und mit Wein für den Geist.

Und trat in ihn ein und wurde: er selbst.

Und er sprach zu dem Büßer mit dessen Lippen: Hinfort kannst du nicht mehr stehlen und wenn du auch wolltest. Alles, was du siehst in dir und außer dir: Tat twam asi — das alles bist du selbst; die Welt ist dein Leib geworden: Tat twam asi — alles bist du selbst. Und wenn du deine Eltern erschlägst und issest vom Fleisch deiner eigenen Kinder, so mordest du nicht: Tat twam asi — du bist sie selbst. Wie kann einer morden und stehlen, der „Tat twam asi“ geworden ist? Dessen Leib die Welt geworden ist?

— — — — — — — — — — — — — —

Sanft von der Hand seiner Gemahlin, die ihm ein Telegramm hinreichte, geschüttelt, erwachte der Herr Kommerzienrat. Ein Griff an Hals und Stirne überzeugte ihn, daß er ganz ungebührlich transpirierte.

Draußen trommelten die Hagelschauer gegen die Scheiben und das Appartement war in tiefe Däm-

merung getaucht, die nur zuweilen durch den Schein schwefelgelber Blitze erhellt wurde.

Erwartungsvoll öffnete der Herr Kommerzienrat die Depesche, doch kaum hatte er einen Blick hineingeworfen, als fahle Blässe sein charaktervolles Antlitz überzog; und ein unartikuliertes Stöhnen, das aus seiner Brust emporquoll, verriet, daß er mit knapper Not einem Ohnmachtsanfall entronnen war, der für ihn angesichts seines stattlichen Embonpoints leicht verhängnisvolle Folgen hätte nach sich ziehen können.

Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte die prächtige Villa bis in ihre Grundfesten und „Pleite" war das einzige inhaltsschwere Wort, das sich den gequälten Lippen des Herrn Kommerzienrats entrang: das Telegramm besagte, daß eine Panik an der Effektenbörse fast sein ganzes Vermögen in wenigen Minuten aufgezehrt hatte.

Unfähig, ein Glied zu rühren, geschweige denn einen klaren Gedanken zu fassen, stierte der Herr Kommerzienrat vor sich hin, — da, oh Wunder, erschien plötzlich eine leuchtende Hand — offenbar seiner Seele angehörend, — schrieb, wie weiland vor dem König Belsazar in Babylon mit feurigen Buchstaben an die Wand:

„Tat twam asi — alles bist du! Allgemeine Wohlfahrtswerke, merken se was?" — und schwand.

Und mit einem Schlag überkam eine ungeheure Erleuchtung den Herrn Kommerzienrat:

In umfassendem Maße und mit Vollmachten jeglicher Art ausgestattet, war er seit Jahren unumschränkter Verwalter bedeutender Waisengelder und des Vermögens vertrauensseliger verwitweter Anverwandten, deren pekuniäre Beschirmung er sich seit Jahren instinktiv zur Gewohnheit gemacht hatte.

Es bedurfte daher nur einer kleinen Rückdatierung im Effektenkonto — eines harmlosen Buchungsmanövers — und der gesamte Schaden traf ausnahmslos — jene.

„'türlich! Klar wie Kloßbrühe: Tat twam asi — die ganze Bande bin ich doch!“ rief der Herr Kommerzienrat jubelnd ein übers andere mal, „und noch dazu ist die Welt ja gar nich wirklich! — Hätte doch nie gedacht, daß an der indischen Philosophie soviel Wahres sein könnte!“ setzte er händereibend hinzu, „speziell der Trick mit dem ‚Tat twam asi‘ is ne ganz famose Sache.“

Schnell, wie es gekommen, war das garstige Unwetter draußen vorübergezogen, lächelnd und golden brach die Sonne durch die letzten Wolkenschleier, ein strahlender Regenbogen verschönte die erfrischte Natur und vergnügt gab der Herr Kommerzienrat den herbeieilenden Dienern den Auftrag: „Auf das

Wohl des ollen Matsyendra 'ne Pulle Sekt einzukühlen."

— — — — — — — — — — — — — —

Und fortan war der Herr Kommerzienrat Kuno Hinrichsen selbst in den schwierigsten Lebenslagen „Herr der Situation" und bis an sein seliges Ende überzeugter Anhänger der indischen Vedânta-Lehre.

Anhang

Der heimliche Kaiser

Fragment

Geschrieben 1907. (Kapitel XII aus dem „Roman der XII“ [Verlag Konrad W. Mecklenburg, Berlin])

Gaston v. Dülfert erwachte nach einer in bleierner Bewußtlosigkeit durchschlafenen Nacht. Neben ihm auf dem Kopfkissen lag zerknittert das Extrablatt und zeigte die Sengspuren der Zigarette, die ihm, als er nachts in Schlummer gesunken, noch glimmend aus der Hand gefallen war.

Wieder und wieder überflog er die Zeilen und ein Gefühl unsäglichen Befreitseins zog abermals durch sein Herz. Es war nicht der Triumph über seine Todfeindin, nicht die Vorfreude winkenden Sieges über ein widriges Geschick, in dessen Steuerrad zu greifen die Poczerewska sich vermessen, die ihn erfüllten, es war das tiefe Aufatmen des Gefangenen, der jubelnd nach langer Kerkernacht das frische Himmelsblau wieder begrüßen darf. Ihm war, als hätte eine dunkle gespenstische Hand von seiner Kehle gelassen.

Jetzt erst wurde der dumpfe Druck in seinem Innern, der auf ihm heimlich gelastet die ganze Zeit hindurch, seitdem er mit dem verbrecherischen Italiener handelseins geworden, zur deutlichen Stimme.

Das bloße Leben eines Menschen wiegt so schwer

nicht, als gemeinhin der Spießer glaubt, aber das Heranziehen der finsteren Mächte des Übersinnlichen, das Hantieren mit dem Rüstzeug einer unsichtbaren Welt — und sei es auch nur das scheinbar Billigste, Simpelste, — die Hypnose, von der selbst der moderne Mediziner schon weiß — mit Gesetzen zu stümpern, die dem Menschentier des Heute verschlossen, das ist es, das an den Türen rüttelt, dahinter die Erinnyen wachen.

Satz um Satz fielen ihm die Abhandlungen des letzten Buches mit unendlicher Klarheit wieder ein, das er vor kurzem gelesen und das damals schon einen tiefen Eindruck in ihm hinterlassen: „Das zerstörende Prinzip in der Natur“ von Florence Huntley.

Die Frau, die hemmend in seine Pläne griff und ihn und seine Kinder hatte vernichten wollen — nur aus einem bornierten weiblichen Haßgefühl heraus — diese Frau durch Mord aus dem Wege zu räumen, wäre an allen Begriffen gemessen, die er sich über „erlaubt“ oder „verwerflich“ als glaubensloser „Kultur“mensch im Laufe eines im Grunde doch recht oberflächlichen Lebens zurecht gezimmert, vollständig vernünftig und gentlemanlike gewesen.

An s e i n e n inneren Maßstäben gemessen! Und was gingen ihn die Maßstäbe anderer an?! Oder

die zehn Gebote eines Moses, dem er niemals vorgestellt worden war!

Er hätte sich sogar ein Anrecht an die Sorte Empfindungen erworben, die den Jäger beseligen, wenn er den schädlichen Fuchs geschossen — auch die Poczerewska war ja rot und schädlich gewesen: Die Beruhigung, der fürsorgliche Schirmherr im geordneten Gänsestall zu sein!

Das kunstvollste Gefüge des Planeten jedoch, das die Natur in Milliarden Jahren aus der Turba der Lebenskeime durch die Retorte des Stoffes sublimiert, das unabhängig freie „Ichbewußtsein" — des Individuums immer wiederkehrende Wurzel — frecher-, dummer- und noch dazu überflüssigerweise niederreißen zu wollen, indem er sich Conte Carrares ekelhafter psychischer Einflüsse mitbediente, erschien ihm jetzt in einem Maße grauenhaft, daß er gar nicht fassen konnte, wie er je auf solchen Gedanken hatte verfallen können.

Gott sei Dank, die Sense des uralten Schnitters war sausend dazwischen gefahren. — —

Gaston v. Dülfert ließ den Faden seiner Gedanken fallen.

Er verfolgte eine Weile denkmüde mit den Augen die Schlangenmuster der Tapete und verglich ihre unregelmäßigen Abstände.

Das scharfe, rhythmische Hufklappern der

Droschkenpferde auf dem Straßenasphalt, das von unten emporschallte, hämmerte sich immer deutlicher und deutlicher in sein Bewußtsein und weckte vollends seine Erinnerung an das Tagesleben.

Es war wirklich unglaublich! Der alte Liebenberg sollte auf einmal sein Vater sein!

Gaston durchstöberte die Falten seines Ahnungsvermögens. Im Kampf mit dem Leben hatte er sich so nach und nach eine seltsame Methode zurecht gemacht, um, wenn es darauf ankam, eines Partners oder Gegners — Begriffe, die sich bei ihm immer deckten — Gedanken zu durchschauen, mitzufühlen. besser gesagt. Er brauchte nur im Geiste des anderen Gesichtszüge nachzuahmen, Blick, Haltung, Stimme, und mit erstaunlicher Sicherheit gesellten sich, wie etwas davon Untrennbares, ganz von selbst die geheimen Gedankengänge hinzu.

Gaston v. Dülfert hatte sich spielend, wie etwas Selbstverständliches, diese Methode, in anderer Hirnkasten hineinzusteigen, derart zu eigen gemacht, daß er die meisten seiner geschäftlichen Pläne auf solcher Grundlage aufbaute. Was er dabei aber als besonders auffallend herausgefunden, war, daß die arische Menschenrasse diesen Gefühlsschlüssel fast ausschließlich handhabte, während er der semitischen ganz abzugehen schien. — Wann immer er Bekannten oder Freunden, insofern es Juden waren, von

dieser Fähigkeit in offenherzigen Stunden erzählte, stets stieß er auf vollkommenes Unverständnis. — Besten Falles hatte man seine Erzählungen für oberflächliche Konversation genommen oder eingeworfen, man hätte doch auch seinen Edgar Allan Poe gelesen, der bereits über diesen Punkt der Psychologie erschöpfend geplaudert habe.

Nach und nach hatte sich so in Gaston v. Dülfert die Überzeugung eingewurzelt, daß die modernen Arier und Semiten in keinem Punkte so grundverschieden voneinander seien, als gerade in diesem. Die Juden zogen — vielleicht aus typischer Angst und Abneigung vor allem was irgendwie nach Metaphysik roch — immer nur den Verstand heran, sich den Sieg zu erklügeln, während die sogenannten Christen — meist unbewußt zwar und stets unsystematisch — ein Gefühl zum Ausgangspunkt für ihre Handlungsweise nahmen.

Gaston verglich. — Er besaß die Eigenschaft, Gedanken treffsicher zu erraten so vollkommen, wie der Kommerzienrat, sie logisch folgernd, herauszuklügeln. — Jeder von ihnen war ein Meister seiner eigenen Rassetümlichkeit.

Dülfert schloß die Lider und dachte sich ganz, ganz, ganz in Liebenberg hinein. Er schnitt des andern Gesicht in guter und schlechter Laune, bei dieser und jener möglichen Gelegenheit, ahmte den

kurzen zappeligen Schritt nach, sprach als buckliger kleiner Geheimer Kommerzienrat zu dem buckligen Gaston v. Dülfert mit den wasserhellen Zauberaugen. Er wurde förmlich plastisch in seinem Innern.

Er war drei Personen: Liebenberg, Dr. v. Dülfert und ein unsichtbarer gestaltloser Gestaltender.

Nichts! — Nichts Gemeinsames am Bodengrunde der Wesen, vollständig verschiedenes Blut. — Er fühlte, er wußte es: jenes Sohn war er nicht.

Und er war froh. So froh. Er hätte beinahe in die Hände geklatscht wie ein kleines Kind.

Warum denn eigentlich? Er verstand sich selbst nicht mehr. Es konnte ihm doch vollkommen gleichgültig sein, wer sein Vater war.

Wenn er wirklich Liebenbergs Sohn war, hätte ihm das, bei Licht besehen, keinerlei sonderlichen Vorteil gebracht. Erbberechtigt konnte er unter normalen Umständen niemals werden, und solange der Kommerzienrat lebte, würden sich durch dessen väterliche Neigung zu ihm — Gaston — die gegenseitigen geschäftlichen Beziehungen für den jüngeren Teil kaum gewinnbringender, als es bisher der Fall gewesen, gestaltet haben.

War sein Gefühl also nur eine Art unbewußter Prüderie seiner Eitelkeit? Wollte er mit dem Alten einfach nicht verwandt sein, vielleicht weil jeder

Gassenjunge in Berlin wußte, woher der Grundstein der siebzig Millionen stammte? Liebenberg hatte gewuchert bis die ersten zwei bis drei Millionen beisammen gewesen, — sechzig Prozent im Schatten hatte er genommen und wieviel gar erst in der Sonne! Gaston lachte laut auf. Was war da weiter! In welchem Verdachte hatte er sich da? Geld riecht doch bekanntlich aber auch ganz und gar nicht!

Das war es also nicht! Und was sonst konnte ihn denn so merkwürdig froh machen, wenn er sich dem Gefühl, jener sei doch wohl sein Vater nicht, ganz hingab? — Dr. v. Dülferts Blick fiel auf die Abendzeitung, die er gestern nachts nicht mehr zu Ende gelesen und die neben seinem Bette auf dem Boden lag.

Er beugte sich heraus, hob sie auf, blätterte sie schnell durch.

Was war das? Ein merkwürdiger Satz im Annonceteil sprang ihm förmlich in die Augen:

„Dein Vater ist nicht gestorben, Gaston, bald wirst du ihn wiedersehen."

Dr. v. Dülfert durchsuchte die Zeitung Zeile um Zeile, die Worte waren nicht mehr aufzufinden! Nichts dümmer und ärgerlicher als Halluzinationen! Natürlich hat sich beim raschen Umblättern aus vorhandenen Wörtern und Silben dieser idiotische Satz gebildet, — aus Gasthof wurde Gaston usw.

Merkwürdig ist es wohl, aber traurig, daß sogar die Natur schon in Kitsch arbeitet und solche sinn-gebärende Bleigießerei überhaupt zuläßt.

Ärgerlich griff Gaston nach seinem Zigarettenetui und zündete sich eine Cortesi an.

Wieder überkam ihn das Gefühl unbeschreiblichen Behagens. Er rekelte sich in den weichen Kissen zurecht und nahm sich vor, einmal so lange liegen zu bleiben wie nur irgend möglich und nichts anderes zu tun, als das frohmachende Licht, das durch die gelbseidenen Vorhänge wie Sonnenglanz gefärbt im Zimmer lag, zu genießen.

Jetzt konnte, ja, m u ß t e alles gut werden. Er brauchte nur die Augen hübsch offen zu halten, um rechtzeitig zufahren zu können und die Dinge reifen zu lassen wie Früchte.

Er kannte ja Anna, seine Frau; plötzlich würde es sie nach der Grafenkrone, und wäre es auch nur nach der polnischen der Poczerewskis, gelüsten. Ihr und diesem Edelmann die Kinder abzuhandeln, konnte dann kein Kunststück sein.

Ließ sich das aber wirklich nicht beschleunigen? Übers Knie brechen? Gaston v. Dülfert dachte nach. — Wenn er jetzt, in diesem Augenblick, unter einem listigen Vorwande in des Grafen Wohnung ein-dränge — wetten hätte er mögen, Anna in der kom-promittierendsten Situation vorzufinden — sie war

gewiß auf ein Telegramm des Grafen schon zurückgekommen!

Ja, es mußte schnell etwas geschehen, Karen hatte ganz recht! Es war eine Gewissenlosigkeit von ihm, seine Kinder auch nur eine Stunde länger Einflüssen ausgesetzt zu lassen, die für sie Gift sein mußten!

Dülfert staunte über sich selbst. Wie zart besaitet er heute nur war. Unerhört für seine ramponierten Ansichten über Moral. Sicherlich hatte dieser gräßliche Neander die ganze Nacht für sein Seelenheil gebetet und war erhört worden. Blondel, der Minstrel, hatte ja auch so lange gesungen, bis man Richard Löwenherz, seinen Herrn und Gebieter, aus dem Schlosse Dürnstein freigelassen.

Das Bild Karens drängte sich unvermittelt in Gastons Ideenflucht.

Warum mußte sie nur dieses alberne Ultimatum stellen: zweimal vierundzwanzig Stunden?!

Nein, nein, nichts konnte mehr gut werden; alles hätte er verwunden, dem Ärgsten, Erschütterndsten ins Auge gesehen, aber Karen, seine Karen, die er in seinen Träumen — wie schämte er sich jetzt dieser Träume — sich als Adlerweibchen ausgemalt, zum schnatternden Gänschen zusammengeschrumpft zu wissen — — — nein, nein, erst recht wollte er sich in einen Taumel wildester Ausschweifung stürzen,

in ein Auf und Ab, ein Gelderraffen, ein Geldvergeuden. Aber fort aus diesem Schnedderedeng-Berlin, dieser schicklosen, geistlosen, „äh-Sekt-Madame-Rémy-Atmosphäre“, wo selbst die Kokotten nichts anderes waren, als wider Willen aufgeputzte, von der Männerwelt mühselig dem häuslichen Hühnerstall entfremdete muckerische Puten, die — innerlich glattgescheitelte Hausmütterchen — dem trauten Stickrahmen heimlich nachtrauerten.

Paris, Moskau, Saigon, Benares, San Franzisko! Nur diesen Berlinerischen „Elejanzbetrieb mit Fixigkeit“ nicht mehr sehen müssen!

Wütend drückte Gaston auf die elektrische Klingel. Fast im selben Augenblick sprangen die Riegel der Zimmertüre zurück und Bortdiner, Dülferts Lakai trat herein.

Gaston sah sich ob dieser Schnelligkeit erstaunt um.

„Entschuldigen Herr Baron, ich war bereits unterwegs, diesen Brief vom Portier herauf zu bringen, da hörte ich eben vor der Tür Herrn Baron schellen.“

Dülfert nahm den Brief, der mit vielen Stempeln und blauen Strichen verschmiert war, in Empfang.

„Wünschen sonst noch, Herr Baron?“

„Ja, nehmen Sie aus meiner Ledertasche dort, Bortdiner, eine Visitenkarte und hundert Mark. Besorgen Sie rechtzeitig Blumen für das Begräbnis der Frau Gräfin Poczerewska.“

„Zu dienen, Herr Baron, und wünschen Herr Baron sogleich oder später rasiert zu werden?"

Gaston von Dülfert gab keine Antwort. Er hatte das Kuvert erbrochen und in seinen Mienen malte sich eine grenzenlose Verblüffung. Erst als der Diener seine Frage schüchtern ein zweites Mal wiederholte, winkte er ungeduldig mit der Hand ab.

Vortdiner klappte die Absätze zusammen und verließ auf den Zehenspitzen das Zimmer.

Dülfert hatte sich in den Kissen aufgerichtet und hielt sich mit beiden Händen den Kopf. „Um Himmels willen, bin ich denn heute wirklich wahnsinnig?" Mit einem Satz sprang er aus dem Bett, riß die Fenstervorhänge auseinander und buchstabierte nochmals und bei klarem Oktobersonnenlicht den Brief. Das Kuvert, vor einigen Wochen, nach dem Datumsstempel zu schließen, von Berlin nach München gegangen, trug die Aufschrift:

Seiner Hochwohlgeboren

Bemerkung für den Briefträger: Herrn Geheimen Medizinalrat

Dr. **Wilhelm August von Dülfert**

Unten hineinwerfen. **München**

Wenn nötig nachsenden! Berg am Laim Nr. 7

war von München in alle möglichen Städte und endlich nach Berlin zurückgewandert. Das Berliner Amt hatte den Brief geöffnet, in ihm vergeblich nach der Adresse des Absenders gefahndet und dann angeordnet, daß er in die ehemalige Wohnung des verstorbenen Medizinalrates „von der Heydtstraße Nr. 8" gesandt werde. Offenbar von dort war der Brief hierher ins Hotel Bristol gelangt.

Soweit begriff Gaston! Sein erster Gedanke war gewesen, irgendwer, ein Hochstapler, vielleicht ein Irrsinniger, hatte den Namen und die Titel des verstorbenen Medizinalrates aufgegriffen und hauste unter ihrem Schutze in München, Berg am Laim Nr. 7.

Der Inhalt des Briefes zerstörte diese Illusion bis auf den Grund.

I. Brief.

Berlin am 10. September.

Geliebter Bruder in auro potabile!

Vulgo lieber guter alter Wilhelm August!

Nicht länger will ich — Dich in banger Ungewißheit fühlend — Deine Sehnsucht auf die Folter spannen. Ja, ja, ja, Lob und Preis dem Höchsten, es ist alles wohl gelungen! — Wohl an

die 100 Quintlein jenes fürtrefflichen „roten Löwen“ (leonis rubri), nach dem unsere morschen Leiber dürsten von Aufgang zu Aufgang Solis sind gewonnen und harren fürsorglich lutiret ihres Zweckes, unser aller alte Herzen zu verjüngen.

Es war ein gar arg und häßlich Wagestück, es dem schlimmsten Gauch und Strauchdieb nachzutun und gleichsamb bei Nacht und Nebel in der greisen Frau Herzogin verstaubtem Ahnengemach unter allerley ehrwürdigem Gerümpel nach jenem unnachahmlichen leoni rubro zu (mit Verlaub) schnüfflen, malen erst ihn nach glücklicher Auffindung Phiole um Phiole in Sicherheit zu bringen ein ohngemein schwierig Unterfangen blieb. Wohl hatten die greise Dame in höchsteigener Person nächstgrauenden Morgens die Spuren frevelhaften Eingriffes bemerkt und hatten im ersten Schrecken der Domestiken herbeieilende Schar arg alarmieret, standen jedoch, — malen sich auch nicht an dem Kleinsten (unseren — der Philosophen — leonem rubrum achten sie für ein gar wertlos und verächtlich Ding und wissen kaum um sein Bestehen) ein Abgang erwies, fernerhin auf mein — Dero altvertrautem Leibarzte gütlich Zureden (oh, über die Bosheit des menschlichen Herzens), es sei wohl der pfauchenden Kater Getrapp gewesen, das nächtens den

Lärm und die frevelhafte Unruhe unter dem kostbaren Gerümpel verursacht, überdies ein herzzerbrechender Gestank in dem Ahnengemach meiner listigen Rede günstigen Vorschub leisten zu wollen schien — von weiteren inquisitionibus ab.

Doch stille jetzt von all jener im Grunde des Herzens doch verabscheuungswürdigen Heimblichkeit. Oh, wie ich aufatme, meine schwere Aufgab mit Hilfe des Höchsten so glücklich absolvieret zu sehen.

Es genüge jetzt, den köstlichen liquorem bei Verfassung dieses Scripti ohnzweifel wohlbehalten beim Großmeister unseres uralten Ordens angelangt zu wissen.

Wollst es mir, lieber Bruder in auro vivo, nicht verübeln, wenn ich ohn jede Umbstände — quasi ohnvermittelt von unser aller Herzenssach abschweifend — nunmehr auf ein gar unerquicklich Ding diei griseae — des grauen Alltags — einzugehen mich füglich genötiget erachte. Doch besser noch lasse ich in dieser Sach den Griffel sinken und beiliegend Handschreiben, so an mich gelangte am verflossenen Tage Genovevae, für sich selber reden.

In brüderlicher Umarmung verbleibe ich in mercurii et solis spiritu allzeit

getreuer

Philaleta philosophus.

Merke wohl:

Beigefüget ein Handschreiben deiner simplen aber herzensguten alten Dienerin.

nochmalen Philaleta philosophus.

II. Brief.

Hochgeöhrter Herr Herzoglicher Leibrad!

Hochgeöhrter Herr Herzoglicher werden mir gewiß nicht vorn übel nemmen wan ich an Ihna heude die Pfeder zur Hand nemme. Ich sags wiesis. Wann es auch in Berlin nicht Sidde is aber ich hab mich niemals nicht an keine fremde Sidde nicht gewöhnen kenna ich sags wiesis. Die Gnäfrau Doktor Anna von Dülfert is Herr Leibrad entschuldinga, aber die Gnäfrau is eine solchene! Ich bin fro das es heraußen is. Der Herr Dokter Gastong von Dülfert kümmert sich auch nicht einen Schmarrn, ieberhaubd die Knäfrau sagt es iberal laud heraus, Entschuldinga, der Herr Dokder is ein Hallodri. Diesesmal is der Apfi aber weid vom Schdam gefalen wie es in der Bredigd heist und der godselige Herr Medinalrad mecht sich im Grab umdrehchen, wan er kennt. Was er fier einen Sohn had ich sags wiesis. Weil der herzogliche Herr Leibrad imer so ein guds Herz am rechten Flegg kappt ham wans mit der Famülie des Herrn Medinalrades

selig von Dülfert is allaweil bergab ganga so mus ich dem Gnäherrn die Kinder ans Herz legen.

Die alde Dahme fom Nordbohl was die Kinder so gern kapt ham, had geweint iber die Bolizei. Es muß etwas schnelles gescheh, sonzt gschicht was. Es wird aus dem Mäderl eine Sumbfblume und der Bub dritt in seines Vaders Dabfen weil sie bei der loggeren Gnäfrau Anna von Dülfert keinen Reschbegd nicht ham kinna und der Hallodri fon einen Baba is auf nächdigen Abendeyer. Underwegs. Hochgeöhrder Herr Herzoglicher Leibrad! Ich weis es. Gnäher Herzoglicher Leibrad sin Freymeurer! ich bin fro daz es heraußen is. Ich hab es geschbannd, wie ich bei Jhna den alden Schrang imer aufkramt hab, friehere Zeiden an den schwarzen Dalahr. Ich bin nur eine Frau aus dem Volge und eine katholische Christin ich habe den gresden Reschbegd for den Freymeurern. Sie stegen um 6 Uur in der Friehe auf um Gudes zu duhn. sie nemen ein Wingeleisen und die Bolizei sind die Geschlenkten. Herr Herzoglicher nemma Sie Jhnar Winggeleisen und duhn Sie einen Schridt.

Entschuldinga der Knäher meine Freyheid und herzlich gegriest von der friehere Haushälderin

Crescens.

Nodapene wans nach dem Geseze habert die Kins=

frau von der Gnäfrau von Dülfert schbehb den ganzen lieben Dag beim 11. Monumang im Dirgarden mit die Kinder. Wann ein Mann komb, die Kinder (raum) raupen, der Bolizei schaugb weg, wan er das Winggeleisen riechb, ich sags wie sies.

Gaston war zumute, als fiele er mit immer wachsender Geschwindigkeit in ein riesiges gähnendes Loch. Er war doch persönlich beim Begräbnis seines Vaters dabei gewesen — —!! Die phantastische Historie von dem Pariser Alchimisten Nicolas Flamel, der sein Leben durch geheime Tränke verjüngt, sich dann als scheinbar tot hatte begraben lassen, um unauffällig aus der Menge zu verschwinden und erst ein Jahrhundert später in Kleinasien als Jünger einer kuriosen Sekte vorübergehend wieder aufzutauchen, fuhr ihm durch den Kopf.

Einen Augenblick lang wankte alles in ihm, was er seit seiner Kindheit eingesogen an Begriffen über die „Realität" seiner Umgebung.

Jener ganz offenkundig im reinsten Alchimistenstil gehaltene Brief dieses geheimnisvollen alten herzoglichen Leibarztes mit seiner altfränkischen Schnörkelschrift — das zweite schauderhafte, aber so ganz und gar nicht auf Irrsinn deutende Schreiben

der Haushälterin! Ja, bei Gott, es blieb kein anderer Ausweg — —: der Medizinalrat, sein Vater, lebte — war ausgegraben worden — sein Sarg war leer, der Grabstein: „Hier ruht usw.“ ein dummer Witz! Und — und — eine geheime Brüderschaft existierte in Wirklichkeit? Eine Reihe gespenstischer uralter herzoglicher Leibärzte und modriger Ratsherren mit gepuderten Perücken lachte sich den Buckel voll über die Toren, die rings um sie herum ins Gras bissen, einer nach dem andern. Um Gottes willen, es gab also in Wirklichkeit trotz Obertimpfler, Häckel, Biederkopf, Klempke und Albert Zimmermann eine verborgene Wissenschaft?!

Ein Tohuwabohu herrschte in Gastons Schädel. Stimmen aus den Märchenbüchern, — das Glasmännchen, Jack Mondorn der Spinnenneger, der dicke Ezechiel mit dem steinernen Herzen, Fortunat mit dem Säckel — meckerten durcheinander; — der grausige Klub Amanita, dessen Herren scheintot in Schubladen schlafen bis der Vollmond kommt, Hoffmanns Pater Medardus und der irrsinnige Dr. Cinderella stiegen aus der Vergangenheit empor.

Wie von einem Blitzstrahl beleuchtet sah Gaston plötzlich wieder die Bibliothek seines Vaters vor sich, die langen Bücherreihen der Alchimisten, die dieser so gerne gelesen, ohne je über sie ein Wort zu äußern, — die Abhandlungen über das weiße und

rote Salz der Vollkommenheit, den „weißen" und „roten Löwen der Philosophen", — die dunklen, schweren Worte der Maria Prophetissa, die aurea catena Homeri, den Grafen Onuphrius de Marsiano, die Pantakel Herrmann Fictulds, Adamah Boz und Alexanders von Suchten. — Die Gestalten der Adepten, von denen die Rede ging, daß sie den Tod des irdischen Leibes überwanden, reichten einander die Hände zur Kette: Hu—tsu, der Mandschure, Elias, Henoch, Mani, Apollonius, Johannes der Evangelist, Chaitanya, Bab, Nostradamus, Mejnour, Christian Rosenkreutz, Nicolas Flamel, Gulap Singh, Hilarion, Koot-Humi — und der große Theosoph Dr. Rudolf Schwätzer. — — — —

Ein lauter Wortwechsel draußen im Korridor brachte Gaston wieder zu sich. Er hörte, wie Bortdiners ewiges: „Aber ich bitt schön, es geht beim besten Willen nöt, es geht halt nöt, bitt schön!" von einer rasch näher kommenden gellenden Frauenstimme erbarmungslos über den Haufen geschrien wurde. Im nächsten Augenblick wurde die Tür heftig aufgerissen und in ein brustzuckerrosa Tailormade geknallt, einen krepierten Pfau auf dem Haupte, sauste Anna von Dülfert — den paffroten Sonnenschirm gefällt — hinein.

Gaston retirierte wehenden Hemdes hinter das Nachtkastel.

„Wo sind die Kinder? Das ist ungesetzlich, o das wird dir schlecht bekommen! Gemeiner Kerl, wohin hast du die Kinder gebracht?“ schrie die Frau.

Gaston starrte sie entgeistert an: „Die Kin — — — — ja fehlen sie denn?“

„Ja ja, verstell' dich auch noch, du — du — gestern abends im Tiergarten,“ — die Stimme schlug ihr um, — „per Automobil — frech entführt — —“

In Gaston dämmerte eine Ahnung: Tiergarten! Monument Nr. 11! Ha! der „Freymeurer mit dem Winggeleisen!“

„Gib die Kinder heraus,“ gellte Anna mit frisch geholtem Atem, „aberrr warrte nurr, du — du —, ich weiß doch, wohin sie sind, gestern abends im Schnellzug nach München, man hat sie gut gesehen! — warte nurr, du buckliger Kerl — du — du“ — —

Die Ahnung wurde Gaston zur lebendigen Gewißheit: die Adepten! Die Adepten! Also doch!! Er stieß einen wilden Triumphschrei aus.

Seine Frau stürzte sich stumm auf ihn.

Mit einem Satz war Gaston beim Waschtisch, hatte mit Blitzesschnelle seine Hände in eine große Schale mit Vaseline getaucht und erwartete, die Finger gespreizt, die Arme halb gebeugt, in Ringkämpferstellung den Angriff.

Anna von Dülfert kreischte auf und stob kreidebleich von dannen: „Mein Kleid! Das Scheusal, mein Kleid, Bortbiner Hilf, zu Hilfe!"

Noch lange stand Gaston unbeweglich mit von Fett triefenden Händen und starrte sinnend vor sich hin.

München, die Kunststadt mit Hirschhornknöpfen, fiebert. Vorgestern Wedekind vom Jünglingsverein durchgeprügelt, die Frau Kommerzienrat Zettelhuber im neuen Weißwurstgown auf die Theresienwiese geritten, — gestern Denkmalsenthüllung von Obermayer und Niederhuber! — Bayerns berühmteste Ärzte Hand in Hand wie Goethe und Schiller! Der unsterbliche Obermayer, der die „Eiweißernährung" als dem menschlichen Organismus Zuträglichstes erschaut und eingeführt, der nicht minder geniale Niederhuber, der die Eiweißtheorie wieder umgestürzt und ihre Schädlichkeit bewiesen, in Bronze friedvoll ins Weite blickend.

Und Gärung allüberall! Umsturz in der Malerei! Die ersten Pinsel der Stadt, raunt man, haben sich von der alten Schule losgesagt, — die Rettige auf den Bierkrügeln werden von nun an verkehrt gemalt — mit der Wurzel nach oben. Und neuer Villenstil mit tief über die Ohren herabhängenden

Dächern und maulartig verschlossenen Holzbalkons: Typus Cléo de Mérode mit Automobilbrille.

Über all dem das Oktoberfest! Sportwoche! Um 1 Uhr mittags großes internationales Wettpeitschenknallen; wer wird siegen, Oberbayern, Niederbayern oder die Pfalz? Bei der Tombola großer Tag; wer ein Sonntagskind ist, kann um zwanzig Pfennig eine blauweißgescheckte Leibschüssel mit Sinnspruch gewinnen. — Bloß im östlichen Teil Andacht und Totenstille; die Menge kaut die Kokosnuß und die treffliche Schmalznudel, — hie und da nur knallt eine Zündkapsel, wenn ein rhachitischer Bajuvarenschlot erfolggekrönt auf die Kraftmaschine gehauen hat.

Um 2 Uhr Preisknödelwettessen. Der bayrische Courier wird feilgeboten, — geht reißend ab, jeder erwirbt ein Blatt, den duftenden Steckelfisch zu bergen. — Der Motor des Wachsfigurenkabinetts schlappst den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin: die „geheimen Krankheiten" beginnen! Aus Wachs, in Überlebensgröße, von der Wiege bis zum Grabe, — zur Vertiefung des Volkswissens! Gymnasiasten umkreisen wie Schakale die Bude — mit glühenden Augen: sie dürfen nicht hinein!

Leer nur und verlassen das „Kalifornische Wunderzelt" der Aztekenkönigin Huitzilopochtla: — alles ist herausgekommen und der Bayer läßt nicht mit sich spaßen. Zwar ist der Seehund echt in der Bade-

wanne, aber die Aztekenkönigin ist nur eine Frau Sonnenschein aus der Schmilesgasse in Prag, Mitbesitzerin des Hotels „Gänsebristel“, die sich zur Rolle der Huitzilopochtla herabgelassen, um sich einen Gratisausflug nach München herauszuschlagen. — Und sinkt die Nacht: Hoftheater! — Unsterbliche klassische Kunst: „Das Lied vom braven Mann“, für die Bühne bearbeitet von Engelmann, dem berühmten Autor der lateinischen Schulgrammatik. Und morgen zum hundertsten Male mit neuer Besatzung: „Harras, der kühne Springer“. Toilettezwang, Frack, Chapeau claque mit Gemsbart. — —

Gaston von Dülfert — im Reiseanzug und hellgrauen Glacéhandschuhen — hatte sich entschlossen, zu Fuß das Haus seines Vaters aufzusuchen; es kam ihm unehrerbietig und würdelos vor, sich anders dem Heim eines Adepten zu nähern.

Jeder, den er unterwegs nach dem „Berg am Laim“ gefragt, hatte mit einer wilden Armbewegung wortlos nach Osten gewiesen, und die Gegend war immer schofler geworden.

Endlich stand er vor einem anscheinend fensterlosen Würfel mit speckgleißendem Rundbogentor, der so gestellt war, daß er sich von den Kleine-Leut-häusern kaltschnauzig abwandte. Kein Namensschild! Nur ein großer, auffälliger Klingeldrücker wie ein Zyklopennabel mitten auf der Türe. Dar-

unter fletschte ein Briefkastenschlitz mit überhängender Oberlippe seine Zähne. Gaston wartete einen Augenblick, um sein heftig klopfendes Herz ein wenig zu beruhigen, und drückte dann fest auf den Klingelknopf.

Mit einem Schmerzensruf zuckte er zurück: eine Nähnadel war giftig aus dem Drücker herausgefahren und hatte ihn gräßlich unter den Nagel gestochen. Ein zweiter, vorsichtiger Versuch ergab den Augenschein, daß der Apparat immer so funktionierte. Verwirrt schüttelte Gaston den Kopf und beschloß, stark zu klopfen.

Im nächsten Augenblick klebte seine Faust mit dem grauen Handschuh zäh an der Türe fest und das fettglänzende Holz gab keinen Hall. Das ganze Portal war von oben bis unten liebevoll und dick mit Vogelleim bestrichen!

Gaston grübelte nach und kam zu der Ansicht, sein Vater sei wohl länger schon verreist und ein Spaßvogel habe sich all diesen Unfug erdacht.

In Gedanken zog er eine Visitenkarte und warf sie in den Schlitz. Wohl bedauerte er es sofort heftig, denn er hatte doch vorgehabt, den Medizinalrat zu überrumpeln, da fesselte ein höchst befremdendes Phänomen seine Aufmerksamkeit.

Ein dumpfes Röcheln hob hinter der Tür an, wurde laut und lauter, wuchs zu beängstigendem

Gurgeln an und entartete dann in ein Schreckensgetöse, als ob einer starken Maschine furchtbar übel geworden sei.

Das Geräusch des Erbrechens pflanzte sich heulend nach abwärts fort, lief zu Dülferts Füßen unter dem Pflaster hin und löste sich schließlich in helles Plätschern auf.

Gaston sah sich um. Da! Da schwamm seine Visitenkarte in trüben Fluten hurtig den Rinnstein hinab.

„Aha! Also ein Briefkasten mit Wasserspülung!" Der Maschinerie war hörbar wieder wohler geworden, wie ein melodisches Tröpfeln verriet.

Gaston verstand plötzlich den geheimen Sinn des „Vermerkes für den Briefträger: Unten hineinwerfen," der auf dem Kuvert des gespenstischen Leibarztes gestanden! Er bückte sich. Richtig, tief unten, sinnreich im Arabeskenmuster versteckt, war ein zweiter Briefkasten und — ein zweiter Klingelknopf!

Ein Druck! Knallend sprang die Tür auf.

* *
*

„Gaston!" rief ein alter Mann.

„Papa!" antwortete Gaston.

Unfähig mehr zu sagen, starrten sich Vater und Sohn in die Augen.

Der Medizinalrat war uralt geworden und kahl wie ein Lämmergeier.

Er saß auf einem Drehstuhl im Zentrum eines ungeheueren schwarzen kreisförmigen Schreibtisches. An Gummischnüren hingen, genau in äußerster Griffhöhe: Bleistifte, Tintenfässer, Tabakspfeifen, Flaschen, Gläser und andere Gebrauchsgegenstände von der Decke herab.

Die Peripherie der kreisförmigen Tischplatte entlang standen auf Schienen, die sämtlich radial dem Loch in der Mitte — worin der Medizinalrat saß — zuliefen, eine Menge von Miniatureisenbahnwagen, mit Büchern vollgepackt. — Durch Hebel konnten sie — jeder für sich — ins Rollen gebracht werden.

„Gaston!"

Der Alte erholte sich zuerst. Geräuschlos schob sich die Tischplatte an vier senkrechten Leitstäben aufwärts und blieb dann wie das Dach eines Riesenpilzes oben hängen.

Die beiden umarmten sich in echter Gefühlswallung. Der alte Herr drückte seinen Sohn sanft in einen federleichten Lehnstuhl, der noch eine Sekunde vorher ebenfalls von der Decke herabgehangen hatte, und drängte ihn, zu erzählen, — ihm liebevoll von Zeit zu Zeit das Knie streichelnd.

Gaston floß das Herz über, er erzählte in Abrissen sein Leben, sprach von seiner leichtfertigen Ehe, seinen kühnen Geschäften, von Karen, von Re-

ander, dem grauenhaften Ende des alten Maßmann, von dem Geheimen Kommerzienrat Liebenberg, dem heimlichen Kaiser mit seinen siebzig Millionen, von Ginsterling, Jakob Quaste, vom Albatros des Amerikaners Wisconsin, dem jähen Ende der „Mama“ und dem Verschwinden seiner Kinder, die wiederzufinden er jetzt bemüht sei.

Bei dem Kapitel Albatros hatte der Alte ein Gesicht geschnitten und ärgerlich gemurmelt: „Wie der kleine Moritz sich eine Flugmaschine vorstellt“ — er mochte die Sache nicht recht glauben.

Der Tod seiner ehemaligen Gattin schien ihm vollständig gleichgültig zu sein.

Nachdem Gaston noch das sonderbare Schreiben des herzoglichen Leibarztes gestreift und abgegeben hatte, taktvoll jedoch den Umstand, daß der Medizinalrat von Rechts wegen eigentlich gar nicht mehr am Leben sei, übergehend, schloß er seinen Bericht und blickte seinen Vater in fieberhafter Erwartung an.

„Und wie ist es denn dir die ganze lange Zeit über ergangen, Vater?“

„Ich danke dir, mein Sohn, wie du siehst, recht gut.“ Der alte Herr war leutselig, aber was seinen Tod betraf, offenbar wenig mitteilsam. „Apropos, du, das Schreiben meines alten Freundes Pistorius besitze ich bereits in duplo, und was deine Kinder

betrifft, sind es recht liebe Fratzen, nur müssen sie gründlich entberlinisiert werden!"

Gaston sprang auf und fragte erstaunt: „Die Kinder sind bei dir?!"

Der alte Herr winkte ab: „Laß mich ausreden! Wenn das unabwendbare Schicksal einmal über sie hereinbricht und sie Geographie lernen müssen, kannst du ja darauf hinwirken, daß der Länderstrich an der Spree aus dem Programm wegbleibt, oder besser noch, du radierst einfach den Fleck aus dem Atlas heraus. Als Vater ist man für die Seele seines Kindes denn doch verantwortlich! — — Aber du rauchst vielleicht?! Veronika, Ve-ro-ni-ka!"

Ein ausgewachsenes Orang-Utangweibchen erschien in der Türe.

„Zigarren, Veronika."

„Sie trägt sonst Dirndlkostüm, z. B. wenn sie einkaufen geht," erläuterte der alte Herr, „da fällt sie nicht so auf unter der Münchener Weiblichkeit. — Meine frühere Dienerin, eine Frau Huber aus Niederbayern, habe ich dem neuen zoologischen Garten geschenkt — sie haben nichts gemerkt — ebenso einen alten Dachshund und drei eigenhändig erwürgte Bettvorleger. — — — Ja, ja, als ich vor 20 Jahren in Wien für Uneingeweihte starb, hätte ich mir auch nicht träumen lassen, daß die Dienstbotenfrage so leicht zu lösen sei!"

Gaston packte die günstige Gelegenheit beim Schopfe: „Sag mal, Papa, das heißt, wenn du es gerne tust — ich möchte nicht um alles in der Welt in deine alchimistischen Geheimnisse frech eindringen — wie ging das eigentlich damals zu mit deinem Tode und deinem Begräbnis?“

„Ach Gott,“ meinte der alte Herr ein wenig verdrießlich, „die Sache wäre bald erzählt. Die innern Erlebnisse, weißt du, sind zu subtil und zu verwickelt, als daß sie überhaupt zu berichten wären, und die äußern wieder zu kurz, zu trivial, zu vergänglich, als daß ein Mensch von Geschmack ihretwegen den Mund aufmachen sollte. Aber meinetwegen, wenn's dich interessiert.“ Er dachte eine Weile nach. „Weißt du, es gab in meinem Leben eine Zeit, wo ich die Weiber ernst nahm. Wenn ich auch wähnte, daß dem nicht so sei, so irrte ich darin gründlich. — Wie hätte ich sonst das kindische Testament damals schreiben können, aus dem doch deutlich hervorgeht, wie ernst ich die Weiber nahm — weil ich mich eben über sie ärgerte. Der Mann ist ein Adler!! Hm! Bitte, wo ist der Adler? Eine krumme Nase genügt noch nicht zum Adler. Ja, Napoleon war ein Adler! — Wenn er einmal klingelte, wünschte er ein gebratenes Huhn, bei zweimal eine ausgezogene Frau, bei dreimal einen angezogenen General. Der blinde Torquemada, der an

einem Tage hunderttausend baumwollene Protestanten verbrannte, war' ein Adler! Ein Mensch, der philosophische Sätze über die Außenwelt, die Welt der sich unfrei ableiernden Wirkung aufstellt, ist ein Rindvieh, mein lieber Sohn. Und die Innenwelt ist, Gott sei dank, heute unbekannt. — Das fehlte noch, daß die Kommis auch schon zaubern könnten. Und was eine ‚Ehe' ist, nämlich das christliche Mysterium, das ist gänzlich begraben, seit die theosophischen Quasselfritzen öffentlich herumlabbern."

Gaston lief es sonderbar kalt über den Rücken, er starrte seinen Vater an, in dessen Augen plötzlich ein fanatischer Glanz lag. — Er hörte ihn die kuriosen Worte wie im Traume murmeln:

„This day, this day, this, this,
The Royal wedding is."

Er fühlte, daß sein Vater an Dinge dachte, die jenseits von Verwesung lagen!

Einige Minuten herrschte Totenstille in dem sonderbaren Raum; — dann draußen im Gange ein leises Knipsen: die Affin drehte das elektrische Licht an. — Vier runde gläserne Scheinwerfer in den vier Ecken der Zimmerdecke flammten auf wie gigantische Stieraugen, glotzten eine Weile bösartig suchend umher und stellten sich dann so ein, daß die beiden Männer im Brennpunkt ihrer Lichter saßen.

Der Medizinalrat kam zu sich. „Ja, was ich sagen wollte: Ich war damals in meiner Seele des Grauens voll und fing an zu trinken. Burgunder. Burgunder! (Er lachte grimmig auf.) Burgunder von Koofmir & Co.! Das verwirrte mich noch mehr. — In vino veritas! Ganz recht — wenn's nur ‚vinum' gewesen wäre! — Es hätte wahrscheinlich mit mir ein trübes Ende genommen, wenn mich mein alter Freund, der Herzogliche Leibarzt von Pistorius nicht aus Erbarmen in seinen geheimen Orden aufgenommen hätte."

Gaston horchte auf. Jetzt kam's!

„— aufgenommen hätte! — Da gab man mir etwas zu trinken. — Eine rote, herrlich — aber ganz unbekannt schmeckende Flüssigkeit. Rotwein. Nämlich wirklichen Rotwein! — Es gibt bekanntlich" (er sah seinen Sohn durchbohrend an, jede Widerrede im Keim erstickend) „keinen wirklichen Wein heute, den man sich anders als durch Diebstahl in Museen, alten Gräbern, Ahnenschlössern usw. oder aber durch Raubmord verschaffen könnte. Sonst: Fuchsin mit Bleizucker! Hä! ‚Chateau d'Odol grand vin, Wutausbruch!' Hä! Verstehst du was von Chemie? Ja? Na also, dann steck mal einen Streifen Zinkblech ins ‚Rebenblut', da wirst du was erleben. Hurra, die Koofmich-Brüder! Jetzt ist es ihrem Gewerbsfleiß, ihrer Tüch-

tichkeit endlich gelungen, Wasserrüben in Ananasform zu züchten! Hast du schon mal Ananas gegessen? — Ja? Na also!“

Der Medizinalrat machte erregt ein paar Schritte im Zimmer auf und ab. „Als ich dann diesen ‚roten Löwen‘ getrunken, hatte ich — einen Rausch! Nach e i n e r Flasche. Aber ich war hellsichtig. Ich sah das Leben in neuen Perspektiven und beschloß — zu sterben. Das heißt — ja, ganz gut: zu sterben. Ich fuhr nach Wien, schickte nach einem beliebigen Herrn Kollegen von der medizinischen Fakultät, legte mich ins Hotelbett, machte die Augen zu und rührte mich nicht mehr. Wie ich richtig vorausgesehen, traf alles genau ein. Der Gelehrte kam und konnte nur noch den bereits eingetretenen Tod konstatieren. Eine Weile zögerte er, ob er mir nicht geschwind den Blinddarm herausschneiden sollte, sah aber davon ab, als man in meinen Kleidern nicht genügend Geld vorfand, um seine Anschauungen über Blinddarmoperation und Finanzoperation zur gegenseitigen Deckung zu bringen.

Statt meiner Leiche kamen, wie in England längst Sitte, wenn sich jemand dauernd aus dem Familienleben zurückziehen will, Pflastersteine in den Sarg, ehe er verlötet wurde. — Die Überführung nach Berlin ging glatt vor sich, nachdem beide Grenzstaaten die nötigen Zollschwierigkeiten erhoben hat-

ten und die üblichen Reblausatteste getauscht waren. — So, das wäre eigentlich alles! — Ich lebe seitdem unbehelligt in München. Die Behörden haben schrankenloses Vertrauen zu mir, da ich nie ohne gemslederne Hosen, nackte Knie und grüne Wadenstutzen ausgehe."

Der Geheime Medizinalrat zündete sich eine Zigarre an.

Gaston war sehr ernüchtert. Er fühlte genau heraus, daß sein Vater das Geheimfach seiner Seele vor ihm niemals verraten würde, — ihn dessen nicht für würdig hielt. — Er hatte den tödlichen Ernst zu gut bemerkt, als jener vorhin das Wort „Mysterium" ausgesprochen! Der Alltag tauchte wieder auf und mit ihm die Frage: „Wo sind denn also die Kinder, hier im Haus oder wo sonst?"

Das Thema war noch nicht reif. Der alte Herr gab Gaston gute Lehren, — sprach von diesem und jenem. — Von der Blindheit der modernen Statistik, die da genau ausrechne, wieviel Menschen dem Schlangenbiß zum Opfer fielen, aber der Unzähligen nicht gedenke, die dem Familienleben erlägen! Von der Unsitte des Gastmahls, die nicht sterben zu können scheine usw. — „Sag mal, Gaston, was denken sich eigentlich die Menschen, wenn sie sich schwarz anziehen, beziehungsweise halbnackt ausziehen, um sich dann — zum gemeinsamen —

Fressen zu begeben? — Zum gemeinsamen — sagen wir mal — Zähneputzen oder Hühneraugenschneiden hat sich noch niemand begeben. — Gerade das Fressen muß es sein? Als ob das poetischer wäre! Ich kann den Verdacht nicht los werden, als ob das — Überbleibsel aus der Antike des Orients seien. Apropos Orient —, sag' mal, Gaston, zum Thema Liebenberg, wie kommst du nur auf die Idee, sowas einen heimlichen Kaiser zu nennen? Den Kerl haben doch, wie du selbst sagtest, siebzig Millionen. Wenn einer siebzigmal mehr Privatpomade zum Beispiel besitzt, als er verschmieren kann, ist er doch offenkundig ein Unglücklicher! Aber doch kein Kaiser! Oder sind in letzter Zeit die Kaiser so unglücklich? Ich weiß das natürlich nicht, ich verfolge die Politik nicht! Weißt du, Gaston, wer zum Beispiel ein heimlicher Kaiser ist? — Ich bin ein heimlicher Kaiser! — Ich bin schon tot und jenseits von Neunzig-Pfennig-Bazar-Kultur. Mich hat auch einmal ein dreistöckiges Eckhaus gehabt — Gott sei Dank, voriges Jahr ist das Ding eingestürzt! Ich hänge die Dinge, die an die Decke gehören, an die Decke, wo sie mich nicht stören, statt sie auf den Boden oder auf den Tisch zu stellen, — mein Briefkasten arbeitet tadellos; nicht einmal die Post kann ihm etwas anhaben, meine Öfen sind glatt und sie heizen, kein Majolikafrosch sitzt auf ihnen und —

nicht ein Füllhorn ist im Hause zu sehen. — Die einzige Verzierung ist das Bild von pp. Rubens: die ‚sieben Spanferkelmenschen mit dem Früchtekranz' — aber es hängt in der Küche in einem Rahmen von Meerrettigstrünken, wie sich's gehört!"

Der alte Herr blies den Havannarauch von sich. Er blickte seinen Sohn treuherzig an, legte ihm die Hand aufs Knie und sagte warm:

„Komm, Gaston, komm! — Stirb auch!"

Gaston lächelte fürchterlich verlegen. — Er fühlte, er war nicht reif. — Karen! — Mit ungeheurer Deutlichkeit fühlte er, daß er niemals von ihr lassen könnte. Mochte sie sein, wie sie wollte, — auch sogar zänkisch, albern, — ein Gänschen vielleicht — er konnte, wollte nicht von ihr lassen. Er wollte kein Adler sein. — Er war kein Napoleon und kein Torquemada. — Um seine Verlegenheit zu verbergen und sich um die Antwort herumzudrücken, wollte er rasch dem Gespräch eine andere Wendung geben.

„Noch eins, Vater," fragte er. „Wer ist denn die brave Kreszenz die den schönen Brief an deinen Freund schrieb?"

„Eine alte Dienerin," antwortete der Geheimrat, „die in Berlin das kleine Ruhegehalt verzehrt, das ich ihr ausgesetzt habe. Sie hat dich — und das, was dich angeht — ein wenig beobachtet, wie du

siehst. Übrigens war sie nicht die einzige, ich habe noch einige Leute, die einen Bericht gaben über dein Leben — — es scheint, daß ich doch nicht alles Interesse für meinen Sohn verloren habe! Ich habe auch hier noch eine kleine Überraschung für dich —"

Er unterbrach sich, ein leiser Schrei drang herein, er schien von der Straße zu kommen.

Der Medizinalrat horchte, die Augen zugedrückt, den linken Mundwinkel hochgezogen, eine Weile angestrengt hinaus. „Ah! Die Frauenzimmer haben schon wieder auf die falsche Glocke gedrückt. — Daß sie sich das nicht merken können! — Da muß ich doch gleich — He, Veronika, Ve—ro—ni—kaa! Mach' den Damen auf und leiste ihnen einen Augenblick Gesellschaft!"

Damen?! Gaston war aufs unangenehmste berührt. Jetzt eine Störung — und er hätte noch so viel und wichtiges zu fragen gehabt! — Er faßte des alten Herrn welke Hände. „Papa, bitte, bitte, noch eins. Verzeih, — es fällt mir so schwer, — verzeih, — aber ist es g a n z ausgeschlossen, daß ich nicht doch der Sohn jenes — Liebenberg bin?! Ich fühle mich so, so, so — — — deiner nicht wert, kann deinem Adlerflug nicht folgen!"

Der Greis lächelte unsäglich mild. „Sei ruhig, mein Kind. — Auch ich zweifelte einst. Da wurde eines Tages der Geheime Kommerzienrat Lieben=

berg mein Patient. Ich darf dir zwar nichts verraten, es ist ärztliches Geheimnis, aber sei ruhig, mein Kind, es ist — — — ausgeschlossen!"

„Papa! Mein lieber, guter, alter Papa," schrie Gaston auf — — Da! — Die Türe wurde aufgerissen. Kinderjauchzen! — „Papa! Großpapa, Rita, Gastchen. -- Und — — —"

„Karen, Karen!"

„Gaston, mein gelieb — —"

Karen hatte sich verschnappt. Blutesröte färbte ihr Gesichtchen. In unsäglicher Verwirrung suchten ihre Blicke den Boden.

Ein Augenblick schwankendes Zögern noch — wie ein unsichtbares Hemmnis in der Luft — und Karens Köpfchen in seiner leuchtenden, flutenden Haarpracht ruhte an der mächtigen Brust Gastons.

„O Karen, meine Karen!"

„Gaston, Gaston!"

Hand in Hand, stumm, feuchten Blicks standen Veronika und die gute alte Frau Aamundsen in der Türe.

„Gud bevares," knurrte die treue Äffin Veronika, denn auch sie hatte sich das Norwegische rasch und mühelos angeeignet.

Tiefseefische

Fragment

Geschrieben 1908. (War anfänglich als Kapitel V für den „Roman der XII" [Verlag Konrad W. Mecklenburg, Berlin] bestimmt)

Ein leiser Pfiff und der Fiaker hielt mitten in der dunkeln Straße. Aus dem Häuserschatten trat vorsichtig ein vierschrötiger Mann an den Wagen heran und spähte durch die Scheibe.

Im nächsten Augenblick öffnete er, ein Aufleuchten der Befriedigung in der gemeinen Visage, den Schlag.

Umständlich quoll die Baronin Poczerewska heraus.

Man konnte ihr sulzweiches Bein im rosa Strumpf bis zum Knie sehen, wie sie vorsichtig mit der Fußspitze nach dem Trottoirrand tastete.

Endlich war auch die Frisur mit dem riesigen Hut, auf dem das ausgestopfte Vorderteil eines wirklichen Pfaues hockte, gerettet und der Vierschrötige nickte dem Kutscher zu, fortzufahren.

Die Baronin war dicht verschleiert. Wortlos hastete sie neben ihrem Begleiter in die schmale winkelige Quergasse, die in nächster Nähe aus der Straße abbog. Ein Wachmann stand unter der halb rot halb weißen Ecklaterne und musterte aufmerksam die beiden.

Diskret wandte er sich ab und zog sich aus dem Lichtschein in das Dunkel zurück, als er die plumpe Gestalt des Vierschrötigen erkannte.

„Küß' die Hand, Frau Baronin," brach der Vierschrötige das Schweigen, als sie außer Hörweite waren, „bitt' um Verzeihung, daß ich mei Hut nicht aufhab, aber als wir den Fiaker rollen heerten, bin ich gleich raus. — — — Meine Frau hat alles vorbereintet."

Sie waren vor einem Tor angelangt, das bisher nur angelehnt gewesen, sich jetzt weit nach innen öffnete und eine lichtbestrahlte Treppe sehen ließ, die, mit einem geblumten Sammetläufer bespannt, wie eine breite rote Zunge im Innern des Hauses herabhing und bis dicht an den Eingang reichte.

Stimmen kreischten oben auf, und im lachsrosa Seidenschlafrock, die Speckhand mit den edelsteinüberladenen Wurstfingern ängstlich auf das Geländer gestützt, mühte sich die feiste Madame des Hauses ungeschickt die Stufen herab, vor geheuchelter Freude nach Worten ringend.

„Jä, jä, die Frau Baronin jä, jä aus Berlin, jä, jä das sind mir Gäste! Schifferes, hat er auch den Wagen in der Straß' gut abgefangen? Aber so komm' doch 'erein, du werst dich verkühlen. Nu — und das Gepäck bringt wohl unser Dienstmann? Elis', nimm' sie doch der Frau Baronin die Pompa=

dour ab. — Jä, jä, die Frau Baronin! Willkommen, willkommen in Prag! Jä, jä, das sind mir Gäste."

„Guten Abend, Frau Schifferes," wehrte die Poczerewska kühl ab, „kann ich ein Bad haben? Man ist so verstaubt auf Reisen. — Ach, und der gräßliche Lokomotivgestank! — — — Das ist Ihr jetziger Mann, Frau Schifferes?"

Der Vierschrötige zupfte seine Manschetten aus den Ärmeln und grinste verbindlich. „Zu dienen, schöne Frau!"

Der Madame Schifferes blieb der Mund offen stehen vor Stolz und Erstaunen ob dieser weltmännisch galanten Phrase ihres Gatten. „Was sagt man!" fuhr es ihr heraus.

Die Baronin musterte ihren Begleiter. Ein Birnenschädel ohne Halsansatz auf dem robbenähnlichen Körper, das Verbrechergesicht mit den tiefstehenden Ohren und dem gemeinen, fettgepolsterten Unterkiefer, — grausame, schiefe Baschkirenaugen, Arme und Beine kurz und dick wie Stumpfe, — und die Hände von grauenhafter Ausdrucksfähigkeit — wie unvermittelt aus dem Triebe zum Erwürgen gesprossene Organe. — Der ganze Mensch von innen bis außen das Sinnbild Fleischklumpen gewordener, selbstverständlicher Erbarmungslosigkeit.

Schifferes trug eine Uhrkette aus schuppenförmig

übereinandergefädelten Fünfdukatenstücken und Armbänder an beiden Handgelenken. Er lächelte geschmeichelt in sich hinein, als er wahrnahm, daß die Baronin ihn musterte.

Oben trat jetzt etwas weiß Schimmerndes an das Treppengeländer. Ein etwa 18jähriges, geschminktes Mädchen mit blondem Zopf, in hemdartigem Bébékleid lehnte sich vornüber und blickte neugierig auf die Heraufkommenden.

„Fritzka,“ kreischte die Madame wütend hinauf und nahm einen schwerfälligen Anlauf über die nächsten drei Stufen, „was erlaubt sie sich das! Fritzka! Kusch! Fritz — — Mist — —,“ sie wollte noch etwas sagen, aber die Atemnot verschlug ihr die Stimme.

Man hörte leichte Schritte weglaufen, die Klänge eines Klaviers tönten auf und verstummten von einer sich öffnenden und schließenden Tür befreit und wieder erstickt.

„Seien Frau Baronin unbesorgt,“ entschuldigte sich Schifferes, „Sie werden nicht gesehen. Mir haben erst halber zehn, es sind noch gor kane Gäste da.“

— — — — — — — — — — — — — —

Es war fast Mitternacht. Die Poczerewska hatte das Souper abgelehnt und ein heißes Bad genommen. Ihr weißer, wanstiger Körper dampfte noch, wie sie ganz nackt in dem mattbelichteten, mit Gold-

geschnörkel übersäten Boudoir stand und ihr rotes Haar aufsteckte.

Sie schien sich für unendlich schön zu halten und blickte wohlgefällig auf ihr Bild, das ihr die mit Spiegeln statt Tapeten bedeckten Wände und Plafondfacetten zurückwarfen. Plötzlich hielt sie inne und lauschte.

Sie glaubte ein Schloß zufallen und Schritte kommen gehört zu haben, und es erweckte ihr einen aufregenden Kitzel, sich so splitternackt an die Türe zu stellen, eine Ritze weit zu öffnen und hinab in das hellbeleuchtete Stiegenhaus zu horchen, wo ganz ganz von weitem in den untern Zimmern sich Walzertöne in leises Brummen von Männerstimmen mischten.

Ein merkwürdiges mattes Geruchgemisch wie von Ailanthus, Puder, Schminke lag im ganzen Haus, schien aus jeder Wand, aus jedem Möbel zu dringen. So völlig verschieden von dem Geruch, der Zimmern und Räumen, in denen viel und ungeniert geraucht wird, sonst anzuhaften pflegt. Die Baronin sog den erregenden Duft, der das Stiegenhaus noch viel stärker als die Zimmer zu durchströmen schien, mit begehrlichen Nüstern ein. In dieser Atmosphäre fühlte sie sich wahrhaft glücklich.

Da, — wieder ein Geräusch! — Im dritten Stock. — — Ein leises Sporenklirren, verhaltene Worte, — Kratzen an einer Zündholzschachtel.

Schritte kamen die Stufen herab und machten dicht vor der Türe der Baronin Halt.

Der Poczerewska schlug das Herz bis zum Halse hinauf.

Das bloße Gefühl, sich als Dame, die sonst in guter Gesellschaft zu leben pflegte, in diesem Hause zu befinden, vollkommen nackt hier etwas zu belauschen mit angehaltenem Atem, etwas versteckt mit anhören zu können, sei es was immer, — wenn es nur Heimlichkeit in irgend einem Sinne bedeutete —, versetzte sie in einen neuartigen, lang entbehrten Rausch, — so daß ihr die Knie zitterten. Die Zeiträume genossener unbehinderter Ausschweifung in ihrem Leben waren vergessen, aus ihrer Seele wie ausgestrichen. An ihrer Stelle bäumte sich voll übermächtiger Deutlichkeit und Gegenwart das Gefühl der würgenden, lähmenden Sinnlichkeit der Jahre vom vierzehnten bis sechzehnten auf.

Die Baronin sah durch die Türritze draußen einen jungen Reitlehrer stehen, — an den Aufschlägen mit Firmabuchstaben als solcher kenntlich, — den Mantel berechnet malerisch über die Schultern geworfen, die pomadisierten Sechser sorgfältig von den Schläfen ins Gesicht gekämmt.

Ein schmächtiges, junges Mädchen in tiefem Negligé hatte die Arme leidenschaftlich um seinen Nacken geschlungen.

Die großen blauen Augen in dem süßen unschuldigen Madonnengesichtchen glänzten tränenfeucht.

Sie flüsterten miteinander.

„Ba! Schatz! — und komm' bald wieder und grüß mir den Rudi."

„Servus Ida! und daß du mir treu bleibst, hörst?! Und morgen schreibst' mir fein ein rosa Brieferl! Unter Chiffre ‚flotter Reiter', hörst! Und jetzt ba!"

Sie küßten sich wieder und wieder.

Endlich riß sich der Stallmeister los und schritt männlich mit Sporengeklirr die Treppe hinab.

Ida sah ihm nach. Plötzlich schien ihr etwas durch den Kopf zu schießen. — Sie bückte sich, nestelte an ihrem Strumpfband und zog eine klein zusammengefaltete Fünfkronennote hervor.

Mit einem Satz war sie wieder bei ihm. „Bubi, da, — nimm! — — — Geh' sei net fad." Sein schwaches Sträuben war bald besiegt. „Es sieht's doch niemand; — — ein Reitlehrer hat nie kein Geld nicht." — — —

Die Baronin warf in fieberhafter Hast ihren Spitzenschlafrock über und zog sich an, so schnell es gehen wollte. — Nicht eine Minute mehr versäumen; — — hinunter in den „Salon" und aus nächster Nähe die magnetische Ausstrahlung dieses Lebens trinken. — — — — — — — — — —

Das Zimmerchen, in dem Schifferes und seine Frau, die Poczerewska und Ella, die geschminkte Haushälterin mit den Mandelaugen und dem großen Schlüsselbund, bei offener Türe und doch durch Rollwände vor den Blicken der Vorübergehenden verborgen, saßen, stieß im rechten Winkel an den großen Salon.

Durch einen Blick in den langen Wandspiegel war nebenan alles leicht zu übersehen. Rote Sofas an den Wänden, Plüschfauteuils, runde Tische mit Marmorplatten, ein Salonflügel, ein Lüster mit Prismen, — das war im großen Ganzen die Fülle des Saales.

Ein Gemälde in Goldrahmen, der Gründer des städtischen Versatzamtes in Lebensgröße, — im Jubiläumsornat, — die herrschgewohnte Rechte auf eine Lehne gestützt, die durchgeistigten Züge in überraschender Lebenswahrheit geradeaussehend, — daneben ein kleinerer Öldruck, den leider allzu früh dahingegangenen unvergeßlichen Schätzer des Amtes mit der charakteristischen, in die Stirn herabgekämmten Frisur darstellend, verrieten die unwandelbare Hochachtung vor Finanzgenies, die in dem Hause eingeführt war.

Etwa fünfzehn junge Mädchen in Bébékleidchen oder in großer Toilette gingen auf und ab oder tranken in Gesellschaft der anwesenden Gäste Weißwein und Himbeerlimonade an den Tischchen.

An dem Flügel im Eck des Salons lehnte ein uralter Mann mit ehrwürdigem Silberbarte. — Ein Patriarch in Haltung und Gebärde.

Die weißen toten Augen, weit aufgerissen auf den Prismenlüster gerichtet, starrten zufällig und ahnungslos gerade auf den glitzerndsten Punkt im Zimmer und verrieten durch ihre Empfindungslosigkeit jene furchtbare Blindheit, die die Nerven auch den grellsten Lichtschein nicht einmal mehr ahnen läßt.

Die blondzöpfige „Fritzka“ hüpfte zu dem Greise hin und legte eine Münze aufs Klavier.

„Gengan's Herr Schaffranek, spülln S' — Heut' is mein Namenstag wissen S', und mein Bräutigam, der Herr Doktor, zahlt alles;“ — mit einem Glutblick sah sie sich nach einem englisch karrierten Kommis um.

In den Patriarchen kam Leben. Zoll für Zoll schoben sich seine Plattfüße um den Flügel herum, bis er den Sessel gefunden hatte.

Der schnellfüßige Nephtali wurde er genannt von einer pietätlosen Jugend.

„Dö Deutschmeister,“ rief befehlend der Kommis, und schon donnerten die Tasten.

„Die Deutschmeist—eer,
Die Deutschmeisteer,
Ja die Deutsch—mei—steer san do
Halloh!“

sang man allgemein. Rhythmik schwang in aller Herzen.

Märsche und Walzer wechselten mit Niggersongs und Csardas, — routiniert braute Nephtali Schaffranek sein Liedgemengsel.

Gäste kamen und gingen wie schwärmende Bienen; — mit glühendem Interesse beobachtete die Baronin in dem Wandspiegel jede Kleinigkeit. — Von Zeit zu Zeit zählte sie, wieviel Mädchen noch im Salon anwesend seien, und wenn es nur sehr wenige mehr waren, bemächtigte sich ihrer wieder die gewisse würgende Erregung.

Und es gab Viertelstunden, wo der Salon fast leer stand, — wo die einzig Zurückgebliebene immer und immer wieder dieselbe alternde geschminkte, im rotseidenen schäbigen Kostüm einer Fastnachtszigeunerin ruhelos auf- und abschreitende Kroatin war, — der den ganzen Abend noch kein Gast Aufmerksamkeit geschenkt hatte, — und deren kranke ausgemergelten Züge von Stunde zu Stunde sorgengequälter schienen.

Am Klavier lehnte dann wiederum unbeweglich der Patriarch, starrte zur Decke und ließ an seiner Seele die Bilder seines versunkenen Lebens vorbeischleichen, wo er selbst ein solches Institut sein eigen genannt, — herrlicher und schöner noch als dieses — und in frohem Erwerbsfleiß, stets im Einklang mit

der Sittenpolizei, Gold gehäuft hatte. Im Geiste lebte er die Zeit wieder durch, wo das neidische Schicksal — seiner Verdienste spottend, die er als Konfident und allzeit getreu den strengen Vorschriften geleistet, trotzdem keiner ihm je etwas hätte beweisen können, trotzdem sein Detektiveid, wenn nötig, vor Gericht als zwei Eide galt, — mit tückischer Hand sein Leben vernichtete.

Unmerklich ankriechend, nächtlich still, unaufhaltsam, wachsend wie der weißliche, zerstörende Rasen des Hausschwammes hatte damals eine unbegreifliche, krüppelhafte Leidenschaft sein Hirn befallen, hatte sich in sein Wesen eingefressen wie eine Zecke.

Erst in Kreuzern, Sechsern und Gulden, dann in Hunderter- und Tausender-Banknoten hatte er sein in gewissenhaft kaufmännischer Obsorge Erworbenes in das „kleine Lotto" getragen.

Als ob alles, was er berühre, Quecksilber werden müsse, war es zugegangen! Wie unter einem klebrigen Belag von dunkelgrauer, fettiger Salbe erschien ihm jetzt alles, was mit dem Damals zusammenhing.

Und dann! — Dann, als all das herrliche Geld zerronnen war, hatte sich der stinkende Aasgeier der Liebespest auf seinen plichttreuen Leib niedergelassen, hatte seine grausamen Fänge eingeschlagen da und dort und ihm beide Augen ausgehackt!

Was war er jetzt? — Er, Nephtali Schaffranek, der einst in der Gemeinde angesehene Realitätenbesitzer: ein simpler Klavierspieler im Hause — — eines andern! Ein alter Mann bereits mußte er sich noch zur — Kunst erniedrigen, bloß um das nackte Leben zu fristen! Bloß um das nackte Leben zu fristen!!

— — Die Kroatin hatte sich erschöpft auf das Sofa gesetzt, ein kleines Kartenspiel aus dem Strumpfe gezogen und legte sich eine Patience. — Jetzt war alles still und tot im Salon.

Das pulsierende Leben schien sich auf die übrigen Zimmer des Hauses verteilt zu haben. Elektrisches leises Klingeln zirpte bald oben, bald unten in den Stockwerken aus allen Gemächern wie eine rätselhafte, wortlose Verständigung.

— — — — „Gnädigste Frau Baronin," sprach Schifferes treuherzig und wies mit dem zerbissenen Zeigefingernagel auf eine Zahlenreihe in dem Hauptbuche, das er vor die Poczerewska hingelegt hatte, „Sie kennen mich doch, ich bin e ehrlicher Mensch und kenn' mich in den Geschäft, wahrhaftigen Gott, aus, aber die Spesen sind heinte kaum mehr zun derschwingen. Was soll ich Ihnen sagen, der Herr Sittendoktor allein hat heier zehntausend Gulden mehr bezogen als im vorigen, und dabei is der Export um geschlagene dreißig Prozent zurück-

gegangen! Ich hab die stärksten Befürchtungen, Frau Baronin, ich sag's wie es is, Ihr werter Geschäftsanteil wird diesmal mit ein bedeintend geringern Gewinnsaldo abschließen. Ihnen gesagt, es war ein Pechjahr! — Was die schwitzigen Monate z. B. waren, — bitte, überzeungen Sie sich selbst — — —"

Die Baronin schnitt ein gereiztes Gesicht und stieß das Buch heftig zurück. „Das schrieben Sie uns bisher jedes Jahr, — immer dieselbe Litanei. Der Sittenarzt müßte doch schon Großgrundbesitzer sein — —." „Is er auch," warf Schifferes ein — —. „Kommen Sie uns nur ja nicht etwa mit der faulen Ausrede, die ‚Liga zur Bekämpfung usw.' gäbe so viel zu schaffen oder hätte hemmend auf das Geschäft gewirkt; jetzt, wo ich selbst Komiteedame bin, lasse ich mir keine Bären mehr aufbinden. — Übrigens, lassen wir das, soll sich mein Mann selbst um die Abrechnung kümmern; — deswegen bin ich auch nicht hergekommen; sagen Sie mir lieber, wie steht die Angelegenheit mit der Karen Holmsen!?"

Schifferes kämpfte den Glanz triumphierender Befriedigung in seinen Mienen nieder. Selbstgefällig warf er sich in die Brust. „Sie kennen doch Schifferes! Gnädigste werden zufrieden sein. Alles ist aufs beste vorbereintet."

Er sah sich scheu um, beugte sich nieder und flüsterte der Poczerewska ins Ohr: „Der Herr Sittenarzt hat sich selbst bemüht!"

Madame Schifferes nickte bestätigend und erging sich in einem Schwall von Beteuerungen, wie unendlich schwer und vor allem kostspielig es diesmal gewesen sei, den heiklen Auftrag gefahrlos durchzuführen.

Die Baronin hörte nur mit halbem Ohr hin. Ihre Aufmerksamkeit war wieder auf den Wandspiegel gerichtet, in dem sie einen Vorgang nebenan neugierig verfolgte.

Mehrere der Damen waren bereits wieder in den Salon zurückgekehrt und Ella, die Haushälterin, hatte alle Hände voll zu tun, Getränke für die neuen Besucher zu bringen und auf die Tische zu stellen. Es ging jetzt weniger steif zu und die meisten Mädchen — die Kroatin hatte sich kummervoll in die Ecke gedrückt — saßen in fröhlicher Laune den Gästen auf dem Schoß — in allen Ehren natürlich —, tranken Limonade und rauchten Zigaretten.

Aller Blicke hingen heimlich an einem dicken Viehhändler, der in ordinärem Landanzug, ein silbernes Pferd und einen baumelnden Klumpen Schweinszähne an der Weste, breit hingeflackt in einem der Sammetfauteuils saß und mit seinen haarigen

Fäusten bestrebt war, die zarte Ida mit dem schmachtenden Madonnengesichtchen an sich zu ziehen.

Sein rotes, finniges Gesicht schwitzte vor Eifer und über den schmalen, schmierigen Kragen mit dem spitzigen Beinknopf quoll in Speckfalten der feiste Nacken.

Endlich hatte er das Mädchen an den Handgelenken erwischt und zog die sich heftig Sträubende auf seine Kniee, gereizt und halblaut in sie hinein schimpfend.

Verhaltenes Kichern tönte vom Sofa her. Mit einem Satz war Fritzka bei dem Patriarchen und flüsterte ihm etwas ins Ohr; — sofort schlug der Rakoczimarsch in ein bekanntes Couplet um und anzüglich fiel die ganze Mädchenschar in den Refrain ein:

„Der Herr Sim—pli—zi, der liebt in—nig
Die schöne Ida vom Bal—lett,
Dododoch sie war ei—gen—sin—nig,
Denn ihr ist lie—ber ein Ka—dett.“

Voll Zorn riß sich Ida los und lief hinaus. Ein ungeheures Gelächter brach los. Der Viehhändler wurde dunkelblau im Gesicht, — wutentbrannt stürzte er hinter dem Mädchen her und brüllte nach der Madame.

Ehe er noch die Türe erreichen konnte, hörte man

bereits draußen das Klatschen von Ohrfeigen, das Wimmern Idas und die schrillende Stimme der Schifferes.

„Mistviech verfluchtes. Natürlich grad was die nobelsten Stammgäste sind, möcht' sie mir vertreiben." — Wieder klatschte eine Ohrfeige. — „Einen Geliebten haben, einen Gigerl, das passet ihr so! Was ein ordentliches G'schäftsmädel bei mir is, hat keinen Geliebten nicht! — Verstanden! Aber so eine Dürne, so eine elendige, hat halt kein Schamgefühl nicht — —"

Das donnernde Geräusch im Carrière über das Straßenpflaster jagender Pferdehufe erscholl von unten her und schnitt ihr Gekeif ab.

„Eine Equipasch'," stieß Schifferes erregt hervor und stürzte aus dem kleinen Zimmer.

Wie Schafe zusammengedrängt standen im Augenblick die Mädchen in der offenen Salontüre und horchten mit vorgestreckten Hälsen ebenfalls die Treppe hinab.

Richtig, der Wagen hielt vor dem Tore.

Ein heftiges Klingelreißen.

Das Knallen zurückfahrender Riegel.

Schifferes beugte sich weit über das Stiegengeländer und — zuckte zusammen.

„Der Herr Zentralgüterdirektor," zischte er, „haltet's die Tür zu, daß kei' Gast 'rausschaut."

Lähmendes Entsetzen malte sich plötzlich in den Gesichtern der Mädchen; instinktiv machten einige den Versuch, zurück in den Salon zu fliehen, andere lehnten sich zitternd, — halb ohnmächtig — an die Wand.

Unten hörte man jetzt eine schnarrende Männerstimme halblaut Worte mit der Türsteherin wechseln, dann gellte „Elis'" hinauf:

„Sletschna*) Viktora, Sletschna Viktora!"

— — — „Eiskugerl," rang sich ein Stoßseufzer der Erleichterung von den Lippen der Mädchen, — „Eiskugerl!"

Eiskugerl — der Spitzname der Kroatin!

Im Nu waren alle in den Salon zurückgefahren, die Türe vor der in Entsetzen aufstöhnenden „Viktora" erbarmungslos zudrückend.

Verzweifelt, die Lippen fahl wie eine Leiche, zerkratzte sich die Unglückliche die Finger an dem Holz, fuhr dann plötzlich mit den Armen in der Luft herum, als wolle sie — von Sinnen wie ein gemartertes Tier — die Wand hinaufklettern, um zu entkommen.

Dann warf sie sich vor Schifferes auf die Kniee. Die Augen standen ihr vor namenlosem Grauen weit offen, und unfähig, auch nur eine Silbe hervorzu-

*) Sletschna (böhmisch) = Fräulein.

bringen, stieß sie ein röchelndes Gurgeln aus, die Hände flehentlich gefaltet.

Schifferes riß sie — außer sich vor Wut — an einem Arm in die Höhe und schleuderte sie stumm an die Wand. Blitzschnell verschwand er in dem Schatten einer Seitentür und tauchte im nächsten Augenblick, — wohl mit dem ersten besten Gegenstand, der ihm in die Hand gefallen: — einer ungeheuren Beißzange — wieder auf.

— — — Den Mantelkragen hochgeschlagen, das Taschentuch, um nicht erkannt zu werden vor dem Mund, wurde der Besuch soeben an dem Geländer sichtbar.

Die Kroatin wehrte sich nicht mehr, — mit schlotternden Knieen wankte sie, dem „Gast" voraus — die Treppe in das zweite Stockwerk hinauf.

Schifferes stand wie erstarrt in tiefster Verbeugung. Erst als die Schritte oben verhallten, richtete er sich mit verklärter Miene auf.

Die Beißzange warf er befriedigt in die Kammer zurück und wollte in das kleine Beobachtungszimmer zurückkehren, da kam ihm schon die Baronin entgegen.

Sie war ängstlich und erregt.

„Schifferes, was ist hier vorgegangen?! Ich habe jemand stöhnen hören! — Was ist geschehen?! Ihre Frau und die Haushälterin wollen nicht mit der

Sprache heraus. — — Sie haben die Kroatin geschlagen! — Sagen Sie es! Ich will es wissen. Hören Sie?! — Ich sehe es Ihnen an, es ist etwas vorgefallen!"

Schifferes drängte sich barsch in das Zimmer zurück.

„Das verstehen Sie nicht! Das sind so Sachen!" Seine Stimme bebte ein wenig. Er sah seine Frau an und setzte stolz hinzu: „Kühn muß man sein!"

Madame Schifferes zuckte die Achseln.

„Ich seh' gar nicht ein, weshalb es so einem kroatischen Bauermensch nicht auch einmal gut gehen soll," meinte sie unsicher. „Übrigens, wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen; — — barmherzige Rasеure machen faule Wunden."

Die Baronin überfiel es mit einem Schlage wie Furcht und Alpdrücken. — Wohl ahnte sie gut, was sich soeben draußen mochte abgespielt haben, Sentimentalität aber war ihre schwache Seite nicht. Sie hatte sich im Leben zuviel Übung angeeignet, um nicht der eigenen Nervenschonung wegen im richtigen Moment wegsehen, die Augen schließen oder schnell an etwas anderes denken zu können.

Tatsachen allein konnten es also nicht sein, die plötzlich diese schreckhafte angstempfindende Stelle in ihrem Innern bloßgelegt hatten!

Sie fühlte dumpf, daß das Grauenhafte, das sie jetzt umfing, mit den Sprichworten des Ehepaares Schifferes seinen Eingang gefunden hatte, — vielleicht schon eine Sekunde früher aus den Abgründen des Unwägbaren, Unbestimmten emporgestiegen war.

Es lag etwas in der Luft wie die stumme Anwesenheit eines gespenstischen Geschöpfes voll lauernder, todbringender Bosheit. Jenes Wehen einer lautlosen Grausamkeit, die sich nicht mehr in die Gußformen des Gedankens zwängen läßt, — erfüllt ist von den Zeichen des Raubfischartigen, Mongolenhaften einer unsichtbaren Welt.

Schärfer kam der Poczerewska wieder der Hausgeruch nach Puder und Ailanthus zum Bewußtsein. Umsonst bemühte sie sich aus ihm, wie früher, wollüstige Erregung zu ziehen und den Alpdruck noch als Steigerungsmittel zu verwerten.

Ihre oft erprobte alchimistische Kunst im Umformen von Seelenvorgängen ließ sie im Stich.

Die schreckhafte Stelle in ihrem Innern wuchs wie zu einem Munde, der eine Flut drosselnder Ahnungen voll Hoffnungslosigkeit aushauchte.

Das Gefühl des Näher-und-näher-Schleichens eines Würgengels, eines unentrinnbaren Verhängnisses lähmte sie. — — —

Jetzt, jetzt mußte es hereintreten, — körperlich

werden! Der anwesende Unsichtbare ist nur sein Vorbote, fühlte sie den Mund raunen. —

— Da! — Was war das! Mit einem Ruck schüttelte die Poczerewska ihren Schwächezustand ab und starrte entsetzt an die Wand.

Die große chinesische Porzellanpagode gegenüber auf dem Bort wackelte plötzlich heftig mit dem Kopf und bewegte Zunge und Augen; — ein Glöckchen begann silbern zu läuten.

Schifferes sprang auf: „Der Herr Sittenarzt!"

Die Baronin atmete erleichtert auf. Sie verstand: — ein elektrisches Uhrwerk meldete nur jemandes Kommen, der einen andern Weg in das Haus nahm, als gewöhnliche Besucher. Trotzdem kam keine Ruhe in ihrem Innern auf.

Ein Bild, das falsches Papiergeld aller Zeiten hinter Glas zu einem Stern geordnet zeigte, wurde zur Seite geschoben; — eine Tapetentür öffnete sich.

Der Herr Sittenarzt trat ein.

Er machte der Baronin eine tiefe Verbeugung, ohne sich vorzustellen.

Die Madame brach in Schnattern aus, wollte Champagner holen, einen Sessel herbeiziehen, ihm den Mantel abnehmen. Der Herr Sittenarzt wich schnell zurück, wichtig- und besorgttuend, wie jemand, der stets ein Attentat abzuwehren gewärtig ist.

Er mußte dabei irgend ein Zeichen gegeben haben,

denn Schifferes und seine Frau verließen sofort und unvermittelt das Zimmer, die Türe hinter sich schließend.

Der Sittenarzt zwickte die Lider zusammen und zog die Oberlippe hoch. — Sein graues Gesicht bekam dadurch einen erschreckenden, drohenden Ausdruck.

Er setzte sich dicht vor die Poczerewska und starrte ihr in die Augen.

Zärtlich legte er dann seine Hand auf die ihre. Seine Stimme klang fast liebevoll, wie die eines milden Arztes.

„Das Mutterherz scheut keinen Weg, — Frau Baronin haben eine beschwerliche Reise unternommen. — Haben Sie mir auch ihr Bild mitgebracht, das Ihr Herr Gemahl mir längst versprochen?“

Die Poczerewska fühlte ein eisiges Unbehagen und wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie hatte keine Waffe und kannte kein System der Abwehr gegenüber diesem fremdartigen, absichtlich komödiantenhaften Benehmen, das jede Fassung und jeglichen natürlichen Instinkt mit einem Schlage im Keime erstickte.

Der Sittenarzt änderte wieder sein Mienenspiel. Er wurde sachlich.

„Ihrem Wunsche gemäß habe ich alles veranlaßt und die Angelegenheit bis heute persönlich geleitet.

— Fräulein Karen Holmsen ist in Gesellschaft von Tatjana Lewska, vulgo Regina Lewi, bereits im Automobil unterwegs und wird morgen in Prag eintreffen."

Die Baronin sah ihn verständnislos an:

„Und dann?"

„Nun, dann wird sie sofort verhaftet."

„Ja, auf Grund welcher Beschuldigung denn?"

„Nun, auf Grund irgend einer anonymen Anzeige, wegen unsittlichen Lebenswandels zum Beispiel."

„Und das wird genügen, sie hierher zu schaffen? — wird man sie hier auch festhalten können?"

Der Sittenarzt lächelte zerstreut:

„Sie wird gern und freudig hier bleiben, — Schifferes wird ihr anfangs an die Hand gehen und überhaupt ihre Erziehung leiten."

Er starrte plötzlich wieder der Poczerewska in die Augen und zog die Oberlippe empor. — Seine Worte klangen drohend und gefährlich:

„Sie wird ohne Widerrede nach und nach tun, was ihr gesagt wird, — lieber, als nach — — Rußland gehen."

Die Baronin fuhr zusammen.

„Nach Rußland? — Wie kann sie denn gegen ihren Willen als Ausländerin nach Rußland geschickt werden; — — und — und was hätte sie in Rußland zu fürchten?"

— „Nun, kann sie denn bei einer Ausweisung von hier nicht — — irrtümlicherweise statt nach Deutschland nach — Rußland unter Bedeckung begleitet werden? — — Sie hat keine Papiere bei sich, — man kann sie leicht mit der Lewska vertauschen, die ja Polin ist. — — Und was dann geschieht? Drüben? — — Seit gestern ist sie doch — ‚M i t g l i e d'; — die Lewska hat sie dazu verleitet. Verstehen Sie?: ‚Mitglied'; — sie a u c h!"

Die Baronin war weiß bis in die Lippen geworden. Nur Ruhe, nur Ruhe, sagte sie sich vor bei jedem Herzschlag. Er weiß es nicht, er kann es doch nicht wissen.

Der Sittenarzt legte ihr wieder liebevoll die Hand auf den Arm.

„Haben Sie keine Angst, Frau Baronin, ich weiß offiziell nichts von I h n e n. — Es war aber sehr sehr unvorsichtig von Ihnen, jemals ‚Mitglied' zu werden. Gut. — Daran ist nichts mehr zu ändern. — — Sehen Sie nun ein, daß ich Ihr väterlicher Freund bin?" —

Er stand auf und verbiß ein Lachen.

„Und in den nächsten Tagen auf Wiedersehen!"

Die Poczerewska machte eine nervöse abwehrende Bewegung mit den Händen. Sie war einer Ohnmacht nahe.

„Nein, nein, Baronin, abreisen dürfen Sie jetzt

nicht, — nicht einmal das Haus verlassen. Denken Sie nur, was geschähe, wenn es herauskäme, daß Sie auch russisches ‚Mitglied‘ sind und Sie wären nicht in Sicherheit! — Das könnte ich vor meinem Gewissen und Ihrem Gatten niemals verantworten. Und hier *sind* Sie in Sicherheit! — *In vollkommener* Sicherheit! — Ich werde Schifferes noch dringendst ans Herz legen, daß er Sie gegen Ihren eigenen unvorbedachten Willen in Schutz nimmt und *Sie mit keinem Schritt vors Tor läßt.* — Das anstoßende kleine Nebenhaus hat einen Flügel, den Sie von diesem Zimmer aus betreten können und der den Ansprüchen auch des verwöhntesten Geschmackes entspricht." — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Der Herr Sittenarzt war lange gegangen und noch immer saß die Poczerewska wie gelähmt in ihrem Sessel.

Wie im Traume hörte sie nebenan den Patriarchen spielen:

„Sah ein Knahab ein Röslein stehen," —

hörte die schweren Tritte des Viehhändlers aus dem zweiten Stock herabkommen und die Stimme der Madame Schifferes ihn flötend umschmeicheln: „Nu, Herr Baron, wie hat Ihnen gefallen die Erregung des schönen Kindes?"

Fakire

Veröffentlicht 1907 im „März"

„Und sie bewegt sich doch"

Ist jemand unvorsichtig genug, in einer Gesellschaft das Wort „Fakir" fallen zu lassen, so entsteht sofort ein wildes Durcheinander, und alles ist emsig bemüht, die bekannte dumme Geschichte von dem indischen Yogi zu erzählen, der ein Seil gen Himmel geworfen habe und daran emporgeklettert sei.

Natürlich weiß jeder längst, was dann folgte: drei Forscher hätten nämlich das Phänomen beobachtet und geprüft, der eine als Photograph, der zweite als Stenograph, der dritte als Zeichner, und obwohl der Augenschein bei allen dreien der gleiche gewesen, so hätten doch die lichtempfindlichen Platten des ersten weder ein Seil noch einen Kletterer, vielmehr nichts als einen teilnahmslos auf dem Boden hockenden Fakir gezeigt.

Alle kennen, wie gesagt, die Geschichte und haben sie selber xmal erzählt, aber niemand würde es riskieren, den selbstgefälligen Sprecher zu unterbrechen.

Ist der Redner am Schlusse angelangt, wickelt er — wie aus einem Knallbonbon den trefflichen Sinn-

spruch — aus seiner Erzählung die geistreiche Pointe: „Suggestion“.

Ein Fakir, der, durch langjähriges Fasten und Betteln wohl trainiert, so etwas natürlich leicht vermag, suggeriere nämlich einer Reihe von Menschen bei wachem Bewußtsein und am hellichten Tage beliebige Vorgänge, die in „Wirklichkeit“ — die photographische Platte ist Zeuge — gar nicht stattfinden. — Das ist doch „ebenso einfach wie natürlich und überdies ungemein klar.“

Überhaupt sind alle sogenannten „übersinnlichen“ Begebnisse „leicht“ erklärlich.

Italienische, französische, englische Gelehrte ersten Ranges, deren Namen aufzuzählen es an Raum gebricht, mußten sich (und standen darin isoliert) jahrelang abmühen, derartige Phänomene, soweit sie in gleicher Form in unseren Breitegraden auftreten, zu prüfen und ihre Echtheit unumstößlich festzustellen; denn von dem „Volke der Denker“ konnte man eine Mithilfe billig nicht verlangen. — Es hatte in den letzten letzten Jahrzehnten so unvergleichlich wichtigere Dinge als die, die an den verborgenen Quellen des Lebens schlummern, zu besprechen und zu behandeln, als daß ihm auch nur eine Stunde freie Zeit übrig geblieben wäre.

Man denke doch nur, Politik —, noch einmal Politik, das Einführen und Wiederabschaffen der Anti=

sepsis, das Einführen und Wiederabschaffen der Eiweißernährung, das Einführen und Immernochnichtabschaffen des Impfzwanges, die Erfindung der Argosy-Hosenträger und des Grammophons, Schmücke-dein-Heim, Chinafeldzug, Algier, neue Uniformen äh cetera, Hilligenlei und das Herausschälen ethischer Kerne aus der Bibel, der Einsturz des Hotels in Nagold, das Steigen der Bierpreise und — heureka: — das langersehnte Gelingen, die Syphilis auf die Affen zu übertragen!

Wie kann ein Volk, das Angelegenheiten von so unerhörter Tragweite zu erledigen hat, da noch Zeit für so läppische Dinge, wie es die übersinnlichen Erscheinungen sind, übrigbehalten!

Wenden daher auch wir uns von dem so sehr beschäftigten deutschen Volke ab und jenen tiefstehenden Wesen zu, die an den schmutzigen Wurzeln des Daseins wühlen und die erhabenen Güter der Nation nicht zu schätzen wissen.

Oh über diese Trüffelhunde!

Um übrigens auf die Geschichte von dem Fakir mit dem Seil zurückzukommen: sie ist einfach unwahr und ist niemals vorgefallen, — ist rein erfunden —, von einem amerikanischen Journalisten, — und sie hat sich wie eine unverwüstliche Zecke in dem Gehirn kritikloser Europäer festgesogen.

Gibt es nun überhaupt Phänomene ähnlicher Art,

— Phänomene, die zuweilen die bekannten Naturgesetze durch unbekannte ersetzen? —

Jawohl, es gibt solche. — Selbst auf die Gefahr hin, anderer Meinung zu sein als zum Beispiel jener wackere Reiter, der kürzlich mit seiner Frau auf dem Pamirplateau und in Tibet herumgaloppierte, ohne daß es ihm viel genützt hätte, — selbst auf diese schreckliche Gefahr hin kann man voll Seelenruhe sagen: jawohl, es gibt solche. Sogar in Asien, nicht nur bei uns.

Allerdings selten und mit dem unwesentlichen Unterschied gegenüber dem erfundenen Experimente mit dem Seile, daß man sie ebensogut photographieren kann wie irgendein anderes Begebnis. Denn nur Hypnotisierte oder Geisteskranke „sehen" Dinge, die — vorläufig noch nicht photographierbar sind. —

Hie und da taucht wohl in Europa ein „echter" Fakir, Derwisch, Yogi oder dergleichen auf, aber meistens kann er nichts, wie zum Beispiel vor ein paar Jahren der unverwundbare Oberkellner „Hadji Soliman ben Aissa" aus Lyon, dessen Freundschaft ich mir einstens zugezogen und mit dem ich stundenlang gelacht habe, als berühmte Ärzte seine harmlosen Würfelnattern, das Stück zu zwanzig Pfennigen, für Giftschlangen hielten und um sein Leben besorgt waren, wenn er sich hatte in die Zunge beißen lassen.

Hie und da tritt auch der bayrische Alpenländler, — des Jodelns überdrüssig — abwechslungshalber als schweigsamer Orientale auf und bremst seinen Herzschlag, indem er sich den Biceps heimlich mit einer Drahtschlinge abschnürt.

Aber auch das ist die wahre Liebe nicht.

Ein wirklicher Yogi ist unzugänglich und öffentlichen Schaustellungen abgeneigt, wie beispielsweise folgender Bericht der „Civil and Military Gazette“ aus Lahore beleuchten mag:

„Vor einigen Tagen starb in Trevendrum ein Yogi (Sekte der Sanyasis), der unter den orthodoxen Hindus den Ruf hoher Heiligkeit genoß. Vor ungefähr drei Jahren war er erschienen, — niemand wußte, woher er stamme und zu welcher Kaste er gehöre, — und hatte sich unter einem Baume niedergelassen, um seinen religiösen Meditationen obzuliegen. Anfangs genoß er zwei- bis dreimal in der Woche etwas Milch oder Reis, bald aber stellte er auch diese Mahlzeiten ein und lebte sodann drei lange Jahre ohne eine Spur von Nahrung. — Während der ganzen Zeit saß er, ohne zu schlafen, Tag und Nacht vor einem Feuer, in sein Inneres versenkt, gab keinen Laut von sich und sah niemand ins Gesicht. Selbst dem Maharadjah von Travancore, der ihn aufsuchte und Fragen an ihn richtete, gab er keine Antwort.“

Wenn die Fähigkeiten der Yogis sich nun auf weiter nichts erstreckten als auf Wachen, Beten und Fasten, so würde wahrscheinlich mancher die affenartige Erregtheit eines Börsenkulissiers, dem schon der israelitische „Lange Tag“ eine lästige Feier scheint, höher schätzen.

Die Sache hat zum Glück aber noch eine zweite, weniger offen zutage tretende Seite, nämlich die, daß sich einem solchen wie „geistesabwesend“ dasitzenden Menschen als Folge seiner fortgesetzten Gedankenkonzentration ein Reich innerlicher Wahrnehmungen voll unbeschreiblichem Glanz und Reichtum erschließt, dem gegenüber alles Äußerliche verblaßt. — Ein Reich voll ununterbrochener Verzückungen, die — wie die Yogis bestätigen — weder von äußeren Mißhandlungen des Leibes, noch von Schlaf, Traum, Ohnmacht oder sogar vom Tode des Körpers auch nur im geringsten beeinflußt werden können.

Einigen Wißbegierigen, die durch irgendwelche Schicksalsfügungen mit echten Yogis in Sympathie zu treten vermochten, wurden Aufklärungen und Beweise zuteil, aus denen hervorging, daß tatsächlich diese Fakire nicht nur die merkwürdigsten Fähigkeiten inneren Wahrnehmens, sondern auch unerhörte Kräfte außerkörperlichen Wirkens besaßen.

Nach den früheren Berichten eines gewissen

Dr. Honigberger, die nach und nach in weitere Kreise drangen, ließ sich einmal ein Hindu-Yogi namens Hari-Das für die Dauer von mehreren Monaten begraben, um dann wieder lebendig zu werden. —

Auch ein indischer Brahmane (Agamya) brachte vor zwei Jahren in Berlin und Wien den Schlag seines Herzens und zugleich auch die Logik und Wahrheitsliebe der Zeitungsberichterstatter zum Stillstand. (Ersteres durch ungefähr eine Minute.) Doch dieses Können beweist, wenn es überhaupt eine Yogifähigkeit ist und nicht vielleicht auf die Rechnung der Giftwirkung gewisser eifersüchtig geheim gehaltener Pflanzen gesetzt werden muß, — an sich nichts als das Vorhandensein mehr oder wenig tiefer Katalepsie. — So merkwürdig Hari-Das' Fähigkeit — im großen — und die Agamyas — im kleinen — auch sein mag, — solange sie nicht von bewußtem (vorhergesagtem) außerkörperlichem Wirken begleitet ist, beweist sie nichts, was nicht sogar unserer „Wissenschaft" bekannt oder vielmehr geläufig wäre.

Nächstes Jahr wird Europa übrigens wieder der Ehre teilhaftig werden, „Seine Heiligkeit", den Brahmanen Agamya, der sich schwindelhafterweise die Ehrentitel „Guru" und „Paramahamsa" beilegt, abermals anstaunen zu dürfen. — Agamya

wird nach Europa reisen, um noch einige Schüler für seine „Geheimschule“ zu suchen. — Und schon dieser Umstand allein verrät jedem, der nur ein wenig in derlei Dingen bewandert ist, zur Genüge, daß auch „Seine Heiligkeit“ zu jenen Individuen gehören muß, die von Habsucht oder Eitelkeit getrieben umherziehen, Vorträge halten, okkulte Bücher schreiben und so tun, als seien sie Initiierte, besäßen die Mysterien oder stünden unter einer Mission, während sie in Wirklichkeit vollständig unwissend sind.

Besonders viele Europäer zählen jetzt zu dieser Klasse von Prophetchen, — sie machen sich interessant, gründen überflüssige „Brüderschaften“ oder „Logen“ und verzapfen — Weisheit. — Eine dünnbeinige Philosophie, die nicht einmal der ersten Attacke eines Stirner oder Nietzsche standhalten kann und aus Schriften von Böhme, Giechtel, Molinos, Jane Leade, Saint Martin und vielen anderen willkürlich und schlecht zusammengestoppelt ist.

Besonders in Deutschland ist diese „Bewegung“ nachgerade unerträglich geworden.

Daß unter solchen Auspizien die wahre Yogalehre, von der man bei uns noch immer keine Ahnung hat, nicht festen Fuß fassen kann und den Phänomenen des Mediumismus den Platz räumen muß, darf einen nicht wundernehmen.

Das Jahrhundert ist eben noch nicht gekommen, wo die Menschheit für den Einfluß der antiken großen Yogalehrer Hu-tsu, Chuang-tsu und Patanjali reif sein wird.

Die inneren Wahrnehmungen, sowie die verschiedenen Methoden, die man anwendet, um sich den „Siddhis" (die hohen Yogakräfte, die durch Innervierung der psychomotorischen Zentren im Menschen ausgelöst werden können) schrittweise zu näheren — der Weg zur vollkommenen Beherrschung dieser Fähigkeiten fällt nicht innerhalb unserer Willensgrenze und ist von vielen Faktoren abhängig —, werden in einem späteren Artikel (siehe den folgenden Artikel: „Fakirpfade") genauer geschildert werden; — vorläufig sollen nur einige Berichte über die Art, wie sich die merkwürdigen Kräfte kundgeben, in knappen Auszügen folgen.

Zu den interessantesten Beobachtungen (schon deshalb, weil die Phänomene sich aufs Haar mit jenen decken, welche in den letzten Jahrzehnten bei den genialen Experimenten moderner Naturforscher von Weltruf an den europäischen Versuchspersonen D. D. Home, Cook, Palladino, Politi usw. usw. zutage traten) sind die des ehemaligen französischen Oberrichters L. Jacolliot in Chandernagore zu zählen. Obwohl dieser in der Öffentlichkeit als „diskreditiert" gilt.

Aus Gründen, die hier zu weit führen würden, konnte seiner Zeit Jacolliot mit einem tamulischen Fakir namens Govinda-Swami frei experimentieren, und die erzielten Resultate waren erstaunlich.

Ich lasse Jacolliot selber sprechen und will nur bemerken, daß die Kräfte des Fakirs Govinda, von denen die Rede sein wird, trotzdem sie sich sehr intensiv äußerten, dennoch einen niedrigstehenden Charakter tragen und an Wert nicht an die der hochentwickelten Yogis (sogenannten Rajah-Yogis, die außerordentlich selten sind, und zu denen vielleicht momentan mehr vornehme Chinesen und sogar Europäer als Inder zählen), im entferntesten heranreichen.

— — — — — — — — — — — — — —

„Ich fragte den Fakir, ob er einen besonderen Platz einnehmen wolle. Er antwortete, es sei gleichgültig, und ich ging hierauf mit ihm auf die Terrasse meines Hauses, die heller war als das Zimmer und zu scharfer Beobachtung besser geeignet.

Auf meine Frage, ob er (der Fakir) etwas Näheres über die Kraft wisse, die sich in ihm offenbare und die Phänomene erzeuge, und ob er sich dabei gewisser Veränderungen im Gehirn oder in den Muskeln bewußt sei, antwortete er: ‚Es ist keine gewöhnliche Naturkraft, die dann wirkt. — Ich bin nur das Instrument, ich rufe die . . . an, und da-

durch kommt diese Kraft in Tätigkeit.' (Hierdurch dokumentiert Govinda-Swami, daß er kein hochstehender Yogi ist.)

Ich habe eine Menge Fakire ausgefragt und immer dieselbe Antwort erhalten. — Ich forderte nun Govinda-Swami auf, zu beginnen. Er streckte seine Hände gegen eine ungeheure Bronzevase aus, die mit Wasser gefüllt und viele Zentner schwer war, und innerhalb fünf Minuten begann diese sich zu bewegen und sich dem Fakir in langsamem, regelmäßigem Tempo zu nähern. — Wie die Entfernung kleiner wurde, gab sie laute metallische Klänge von sich, wie wenn jemand mit einem Eisenstab daran schlüge, und manchmal wurde das Geräusch so dicht und stark wie das Aufprasseln eines Hagelschauers.—

Ich verlangte das Stillstehen, Weitergehen und abermalige Stillstehen der Vase, und es geschah, wie ich befahl. Dann forderte ich, daß die Metalltöne nach genau zehn Sekunden wieder erklingen sollten, und überzeugte mich nach der Taschenuhr von der Präzision des Phänomens, — meinem Wunsch, daß die Schläge sich nach dem Takte einer Musikdose, die ich zu diesem Zwecke aufzog, richten sollten, wurde ebenfalls Folge geleistet, kurz, ich unterließ nichts, um die Überzeugung zu gewinnen, daß Govinda-Swami vollkommen Herr über die Äußerungen der sonderbaren Kraft war. — Dreimal erhob sich die

enorm schwere Vase einige Zoll über den Boden und fiel lautlos wieder zurück, — und das Wasser darin schwankte niemals, so sehr das Gefäß auch schaukelte. Alles in hellem Tageslicht!"

— — — — — Andere Versuche:

„Wir schütteten feinen Sand auf den Fußboden und gaben ihm eine möglichst ebene Oberfläche, dann setzte ich mich mit Papier und Bleistift versehen an meinen Tisch. Der Fakir nahm ein Stück Holz und legte es vorsichtig auf den Sand. —

‚Gib Acht!' sagte er, ‚wenn das Holz sich von selber aufrichtet und du beschreibst sodann mit dem Bleistift auf dem Papier beliebige Figuren und Arabesken, so wird es unten auf dem Sand genau dieselben Bewegungen machen.' — Hierauf streckte er wieder seine Hände aus, und nach wenigen Minuten schon richtete sich das Holz, wie er gesagt hatte, auf. Jede Figur, mochte sie noch so wirr und verzwickt sein, die ich nun auf mein Papier zeichnete, wurde in demselben Augenblick unten auf dem Fußboden von dem Holzstab in den Sand gegraben. — Hielt ich still, — so hielt auch der Stab inne. Der Fakir stand währenddessen weit davon entfernt an der Wand, und wenn ich auch die Figuren, die ich zeichnete, sorgfältig mit der Hand verbarg, so störte das das Phänomen dennoch nicht im geringsten.

Schließlich forderte mich Govinda auf, irgendwelche Worte in Sanskrit zu d e n k e n, und sofort schrieb das Holz: Adicete Veikountam Haris (Wischnu schläft auf dem Berge Eikonta), genau, wie ich es mir gedacht hatte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vor dem Ausgang lag ein Garten, in dessen Mitte ein Hinduwasserträger vermittels eines über eine Rolle laufenden Seiles Wasser aus dem Brunnen schöpfte. — Govinda streckte, ohne daß ihn der Hindu sehen konnte, seine Hände aus, und die Folge war, daß der Wasserträger das Seil nicht mehr bewegen konnte, trotzdem er alle seine Kraft aufbot. Wie die abergläubischen Hindu stets in Situationen, die ihnen auffallend scheinen, zu tun pflegen, so begann auch dieser sofort die volkstümlichen Formeln gegen die bösen Geister herzusagen, kaum aber hatte er den Mund geöffnet, als ihm auch schon die Worte in der Kehle stecken blieben und er keinen Ton herausbrachte. Erst als Govinda die Hände sinken ließ, drehte sich auch die Wasserrolle wieder."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ferner: „Der Fakir stellte den kleinen Kupferherd (solche sind oft in Indien in Gebrauch und dienen zum Verbrennen von Räucherwerk) in die Mitte der Terrasse und legte das Räucherwerk

darauf. Dann nahm er seine gewöhnliche Stellung ein und begann seine Anrufungen. Als er damit zu Ende war, verharrte er in seiner Stellung, die linke Hand auf dem Herzen, die rechte auf seinen Bambusstock mit den sieben Knoten gestützt. Ich dachte, er werde wie früher einmal in kataleptischen Schlaf verfallen, aber es war nicht der Fall. Von Zeit zu Zeit drückte er seine Hand an die Stirne. Plötzlich gab es mir einen Ruck. Eine phosphoreszierende Wolke schien sich inmitten des Zimmers gebildet zu haben, und mit großer Schnelligkeit zuckten menschenähnliche Hände aus ihr hervor. — In einigen Minuten wurden diese Hände weniger dampfähnlich und gewannen an Deutlichkeit. Manche waren leuchtend und durchscheinend, sodaß man durch sie hindurch die Gegenstände sehen konnte, — andere wieder waren dicht und warfen Schatten, wie gewöhnliche materielle Dinge. Ich zählte ihrer sechzehn. Ich wollte den Fakir fragen, ob ich die Hände berühren könne, da trennte sich eine von ihnen los und drückte meine ausgestreckten Finger; — sie war klein und weich, wie die eines jungen Weibes. — Derlei Erscheinungen dauerten fast zwei Stunden an; eine Hand brach Blumen ab und warf sie mir zu, eine andere fuhr mir übers Gesicht, wieder andere schrieben Sätze, die einen Moment aufleuchteten und dann verschwanden, an

die Wand. — Einige der Worte notierte ich schnell mit Bleistift, zum Beispiel: Dioyavapour gatwâ (Sanskrit: „Ich habe mich mit einem fluidischen Körper bekleidet').“

— — — — — — — — — — — — — —

Interessant ist auch folgende Erzählung des Mr. John Campbell Oman, ehemaligen Professors der Naturwissenschaften am Government College in Lahore:

„Vor ungefähr dreißig Jahren stand ein gewisser Hassan Khan im Geruche eines großen Wundertäters, obwohl seine Fähigkeiten sehr einseitiger Natur und banalen Charakters waren. Obwohl Mohammedaner, soll ihn, wie er angab, dennoch ein Hindu-Sadhu (eine Art Yogi) in diese Künste eingeweiht haben. Ich erhielt die Details seiner Geschichte von verschiedenen meiner europäischen Freunde, die ihn persönlich gekannt und seine Fähigkeiten in ihren eigenen Häusern geprüft hatten. — Er zeigte sein Können nur ungern und nahm nie Geld dafür. — Seine Kraft äußerte sich darin, daß er jederzeit imstande war, Gegenstände, besonders Wein und Lebensmitel, deren Art und Sorte man selbst bestimmen konnte, herbei zu ‚zaubern'. Unter vielen Fällen hier nur folgender:

Einer meiner europäischen Freunde saß zufällig einmal mit Hassan Khan in der Eisenbahn und

verlangte plötzlich als Beweis der merkwürdigen Kraft Hassans (psychischer Apport) eine Flasche Wein.

‚Strecke deine Hand aus dem Coupéfenster,‘ sagte sofort der Moslim, während der Zug in voller Fahrt war, und kaum war es geschehen, als meinem Freunde auch schon eine Flasche exquisiten Weines in die ausgestreckte Hand flog. — Gelegentlich ließ sich Hassan Khan herbei, darüber zu sprechen, wie er zu seinen Fähigkeiten gekommen.

‚Als ich noch ein junger Bursche war,‘ erzählte er, ‚kam eines Tages durch unser Dorf ein von Schmutz starrender Sadhu. — Die Jungen umringten und verhöhnten ihn, bis ich sie auseinanderjagte und ihnen vorhielt, daß jener Sadhu immerhin ein heiliger Mann, wenn auch ein Andersgläubiger sei. Der Sadhu sah mich daraufhin scharf an; und später, als er sich in der Nähe des Dorfes niedergelassen, trafen wir uns öfter, und er bot mir an, mir eine geheime Kraft zu übertragen, wenn ich seine Anordnungen strikt befolgen wolle, was ich denn auch tat. —

Es begann nun unter seiner Leitung ein System von Fast- und anderen Übungen durch ungefähr vierzig Tage, dann hieß er mich in eine finstere Grotte in der Nähe des Dorfhügels gehen und ihm berichten, was ich darin erblickt. — Mit großer Angst gehorchte ich und kam mit der Nachricht zurück, ein

grauenhaftes riesiges Auge darin gesehen zu haben. — ‚Es ist gut so, der Erfolg ist eingetreten,' war die Antwort des Sadhu, und ich war sehr neugierig, welche Kraft ich nun wohl bekommen werde. — Der Sadhu wies auf einige umherliegende Steine und befahl mir, mit dem Finger ein gewisses Zeichen darauf zu machen. Ich tat es, und nun wurde mir aufgetragen, nach Hause zu gehen und meinem ‚Djinn' (= abgespaltene psychische Kraft, wörtlich Dämon) zu befehlen, daß er die Steine herbeibringe. — Kaum hatte ich das getan, als zu meinem Entsetzen mir auch schon die Steine vor die Füße fielen. Ich lief zurück und berichtete dem Sadhu von dem Erfolg. ‚Jetzt besitzest du,' sagte er, ‚eine Kraft, die du jederzeit und an allen jenen Dingen, über die du das gewisse Zeichen gemacht hast, anwenden kannst. Wähle aber womöglich nur Dinge, die du in kurzer Zeit selber aufbrauchen kannst, und gehe mit großer Vorsicht zu Werke, denn alles, was der ‚Djinn' bringt, bleibt nicht lange.' Des Sadhus Worte haben sich oft bewahrheitet, und oft schwebte ich in großer Gefahr, wenn die Kraft sich gegen mich selber wandte." — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Alle solche und ähnliche Berichte klingen natürlich unglaublich und lächerlich, bis man sich selbst einmal gründlich überzeugt hat. Dann aber vergeht

einem gar bald das Lachen, wie es Professor Lombroso vergangen ist, als er sich die ersten unanfechtbaren Beweise verschafft hatte. — Seine eigenen Worte: „Ich habe mich überzeugt, daß diese Phänomene kaum anders erklärbar sind als durch die Existenz außerirdischer Intelligenzen, die im Besitze von Kräften sind, für die etwa die Eigenschaften des Radiums eine Analogie bieten. — Die Lösung dieses Problems wird eines der gewaltigsten Ereignisse des Jahrhunderts sein," — sprechen eine deutliche Sprache.

Vor ungefähr sechzig Jahren hat die Bewegung, die sich mit den Fragen des Okkultismus befaßt, ihren Anfang genommen und ist seitdem unaufhaltsam im Steigen begriffen.

Die Zahl derer, die ihre ganze Lebensführung völlig anderen Anschauungen praktisch anzupassen jeden Augenblick bereit sind, wächst von Stunde zu Stunde, und fast unabsehbar breit ist der Strom schon geworden, von dem ich in vorstehenden Zeilen nur einen winzigen Nebenarm zeigen konnte.

Wer tieferen Einblick in diese Bewegung gewonnen, der sieht mit Schrecken — vielleicht auch mit ein wenig Schadenfreude über die Blindheit der Schulweisheit: daß eine geistige Epidemie dicht vor den Toren steht und über Nacht mit einer Gewalt hereinbrechen kann, — daß man dann glauben wird,

die Zeiten der Kinder-Kreuzzüge, der Camisarden und Wiedertäufer seien neu aufgewacht.

In den Zeitungen faseln sie von der glücklichen Überwindung der Hexenjahrhunderte und ahnen nicht, daß es heute vielleicht hundertmal mehr Hexengläubige gibt als je im Mittelalter.

Der Himmel ist schwarz von Wolken, und auf den Zacken der Herrscherkronen flammt das Sankt-Elmsfeuer. Und sie sehen es nicht!

Fakire über uns!

Der Rattenfänger von Hameln spielt bereits höhnisch die ersten Takte auf seiner Pfeife, und sie lachen dazu und meinen: einer blase auf einem hohlen Schlüssel. — Fakire über uns!

Schon hat die katholische Kirche mit Seherblick das kommende Gewitter erspäht und baut den ersten Blitzableiter. — Medien im Vatikan! —

Nur der protestantische Papst schläft noch den Schlaf der Aufklärung und quäkt aus dem Dusel:

Erstens gibt es keine mediumistische Phänomene,
zweitens sind sie schädlich, und
drittens vertragen sie sich nicht mit unserer Lehre.

Fakirpfade

Erschienen 1907 im „März"

„Wohl dir, steht ein Berater an deinem Bette"

Die Alchimisten im Mittelalter zerbrachen sich den Kopf, wie man aus dem trüben Blei des Erdendaseins die Tinktur des ewigen Lebens gewinnen könne, — die Heutigen sind über so etwas längst hinaus. — Die trachten, das Gold der Unsterblichkeit in schmierige Banknoten zu verwandeln.

In den Schaufenstern der Buchläden und den Annoncen der Tagesblätter prangen bereits als Wahrzeichen die Anleitungen, wie man in fünf Minuten für nur eine Mark — auf okkultem Wege ein vollendeter Verbrecher werden könne.

Wie lange noch, und die Herren Lebensversicherungsagenten werden die heiligen Schriften des Vedânta studieren, um kraft magischer Atemübungen die werte Kundschaft besser hineinlegen zu können.

Ist man also endlich doch so weit, und hat den Yogis, Fakiren und Derwischen ihr Zauberwissen abgelauscht?

O nein. Heute weniger als je! Das fehlte gerade noch!

Wohl stehen in unseren Zeitläuften die Sterne

günstig für Kunz und Stoffel, Kohl und Kraut werden zärtlich begossen, dieweil die Edelrauten verdursten, und ein Kubikkilometer faules Manna in Form theosophischer Literatur ist vom Himmel gefallen. — Und alles steht in diesen „mystischen" modernen Büchern: — wo die verschwundenen Weltteile Lemuria und Atlantis liegen, aus wieviel Seelenprinzipien der Mensch besteht (wenn er sich's gefallen läßt), auch die frohe Botschaft, daß sich in Deutschland endlich unter dem geistigen Schutze einiger semmelblonder Adepten eine ganz selbständige reformierte vaterländisch-theosophische Riege gebildet habe, dringt ans Ohr — bloß über den Anfang des wirklichen W e g e s , der, wie es im Märchen von der Prinzessin Parisade heißt, zum redenden Vogel, zum singenden Baum und zur Quelle der Auferstehung führen soll, gibt keiner wahre Kunde.

Mehr Wahrheit als in diesen — „Erkenntnis"-schriften liegt, weiß Gott, in jedem Volksmärchen. Nur glauben die Leute, sie müßten tief nach Wasser graben in solchen Sagen, und sehen darum das Geheimnis des glitzernden Taues nicht, der obenauf liegt.

Wohl gibt die viele tausend Jahre alte indische Lehre vom Yoga mit kalten dürren Worten scheinbar Aufschluß über die Methoden, die wunderbaren Kräfte der Fakire (siehe den vorhergehenden Artikel:

„Fakire") sich zu eigen zu machen, aber man versuche einmal, sie zu befolgen!

Lauter asketische Übungen!: „Lebe in der Einsamkeit. Iß nur fünf Bissen täglich. Nimm gewisse Körperstellungen ein, die bloß ein Schlangenmensch erzwingen kann. Halte den Atem an, erst fünf Minuten lang, dann zehn, zwanzig, dreißig und so fort bis zu zwei Stunden, und wenn du all das gelernt hast und außerdem noch deine Gedanken auf die Zauberworte Bhur und Hamsa zu konzentrieren, bis jede Zelle deines Körpers mitschreit, so kannst du nach weiteren Spezialübungen zur Herrschaft über die Siddhis (Wunderkräfte) gelangen."

Diese Vorschriften sind nun für jedermann vollständig dunkel, wenn man nicht weiß — und unsere theosophischen und mystischen Herren Lehrer wissen es *nicht* —, daß alle diese körperlichen Vorgänge (Mudras, Asanas) usw. *Wirkungen* und nicht Ursachen sind, — daß ihnen ein ganz bestimmter Zustand vorhergehen muß, in dem diese Atemeinstellungen, Herzstillstand usw. *ganz von selbst auftreten*, — (ähnlich wie bei Epilepsie) — nämlich eine Art Scheintod.

Kann man nun diesen Zustand, der zur Pforte des Yoga führt, selber herbeiführen? Etwa durch Konzentration der Gedanken auf einen Punkt?

In der Lehre heißt es ausdrücklich, ein Guru oder

„Führer“ sei unerläßlich, und in diesen Worten liegt der Schlüssel zum Verständnis. —

Seit dieser unverstandene Satz in unsere Öffentlichkeit gedrungen ist, wimmelt es bei uns von Gurus, Geheimlehrern und „Führern“, — absichtlichen und unabsichtlichen Betrügern.

Alle Augenblicke taucht inner- oder außerhalb der theosophischen, „talmirosenkreuzerischen“ und anderen okkulten Brüderschaften ein neuer Fatzke auf und gibt sich für einen Initiierten aus, der im „Astralreich“ lesen kann und Übungen zum Erwecken magischer Fähigkeiten zu vergeben hat.

Der wahre Guru, der gemeint ist, kann nun aber kein gewöhnlicher Mensch sein, der ißt, trinkt und verdaut und einen Beruf hat, — etwa der Herr Emil Kulike aus Kyritz an der Knatter oder sonst wer, — es ist darunter vielmehr ein ganz Anderer zu verstehen, und selbst die indischen Schriften sind in diesem Punkt eher verwirrend als offenherzig.

Auch wäre ein Ratschlag, eine Anweisung selbst eines echten Guru völlig unnütz und unzulänglich, denn es kommt darauf an, daß die ersten Male der Schüler in den erwähnten Scheintod direkt vom „Führer“ versetzt werden muß, indem dieser durch Willensfernwirkung und auf eine nur dem vollendeten Yogi bekannte und mögliche Weise, — ungefähr nach der Idee der antiken böotischen

„Psychagogen" — den Zustand so oft und so lange einleitet, bis ihn der Schüler von selber an sich hervorrufen kann.

Nach und nach wird dann die Dauer des Scheintodes immer kürzer (bis zum Bruchteil einer Sekunde), und für den Beobachter ist der Vorgang schließlich nicht mehr wahrzunehmen. Dann fallen auch die äußerlich sichtbaren Asanas und Mudras und anderen Yoga„übungen." weg.

Eine Abart dieses Scheintodes, die sogenannte Trance, tritt bei den (wenigen echten) spiritistischen Medien auf. — Auch diese besitzen alle einen „Führer" — einen Kontrollgeist, wie es in der Fachsprache heißt — aber ihre „Trance" beruht nicht auf Yoga, sondern verhält sich dazu wie Geisteskrankheit zu Genie, — ist auch nicht die Folge sorgfältiger Erziehung, sondern eine angeborene rein körperliche Disposition.

Ein weiterer Unterschied ist, daß das Medium in tiefe Bewußtlosigkeit verfällt und immer der Trance bedarf, um die psychischen Phänomene zu ermöglichen, wogegen der Yogaschüler den Scheintod mit seinen Begleiterscheinungen (genannte Atemhemmungen usw.) nur anfangs und nur so lange durchzumachen hat, bis ihm die Kräfte und ihre Handhabung vom Guru endgültig übertragen worden sind. — Und selbst während dieses Beginnens

geht nie das Bewußtsein verloren; das Gegenteil — selbst wenn es bei einem Fakir oder einem Derwisch auftritt — ist stets das Merkmal des Mediumismus und als solches das Zeichen, daß die psychischen Fähigkeiten nicht bleibender Natur und überdies an eine Reihe von Vorbedingungen, die beim Yogi wegfallen, geknüpft sind.

Die Technik der Kunst ist konform der Lehre nun folgendermaßen zu denken:

Durch den „Scheintod" wie durch die Trance wird der Mensch quasi in zwei Teile zerlegt, in einen rein körperlichen Organismus und eine gestaltlose Kraft. —

Der gewöhnliche Mensch ist immerwährend von einer Kette (unsichtbarer) typischer Wesen, — die im Laufe seines Lebens teils absterben, teils neu hinzukommen, umgeben oder behaftet. Irrtümlich werden sie meist für „Seelen Verstorbener" gehalten. — Wird nun die gewisse Kraft oder ein Teil davon auf irgendeine Art frei, so werden diese Wesen von ihr seltsam belebt und selbständig — in ähnlicher nur weit komplizierterer Weise wie der bekannte tote Frosch Galvanis unter dem Einfluß der Elektrizität. — Die „spiritistischen Kundgebungen" in ihrer vollen die Naturgesetze scheinbar umstoßenden Seltsamkeit sind die notwendige Folge.

Beim Yogaschüler steht die Sache aber anders.

In seiner Psyche sind keine solchen „Wesen“ mehr; durch einen langen Abtötungsprozeß sind sie zugrunde gegangen, vernichtet wie von Herkules die tausend Köpfe der Hydra, und umgeben ihren Herrn als leblose Körper und zu seiner Verwendung stehende geheimnisvolle Instrumente, kreisen um ihn wie der ausgebrannte Mond um die lebendige Erde kreist.

Die im Yogascheintod freiwerdende Kraft bleibt auch nicht formlos wie beim Medium, sondern gerinnt allmählich zu einer Gestalt — dem ewig unzerstörbaren Träger des immerwachen Bewußtseins des Yogis über Schlaf, Ohnmacht und Tod hinaus — zu einem Doppelgänger, der nicht mehr verwesen kann.

Über die Beschaffenheit dieser Kraft, die in sich alles aufzulösen vermag — des „philosophischen Merkurius“ der hermetischen Alchimisten —, über ihre Wirkungen, die Gesetze, die sie schafft und von denen sie gehemmt wird, läßt sich hier nicht reden, es muß genügen, zu sagen, daß vermittels ihrer das trivialste wie das sublimste ausgedachte, das heißt gedanklich geformte Vorhaben mit allen jenen äußeren Eigenschaften ausgestattet und umkleidet werden kann, die wir Greifbarkeit, Sichtbarkeit, Wägbarkeit usw. nennen und über deren „Realität“ oder „Unrealität“ unsere moderne Wissenschaft bereits zu unumstößlich präzisen Sätzen gekommen ist. Ernst Mach, zum Beispiel.

Erst wenn in der Psyche die gewissen „Begleitwesen“ abgestorben sind, kann der Mensch Yoga betreiben oder richtiger: e r l e b e n , und in diesem Zeitpunkt erst kommt der „Guru“ zu ihm, — gleichgültig, ob am Nordpol, im Himalaja, im Gefängnis oder wie bei Sankt Hubertus inmitten der Hirschjagd.

Der Prozeß, die „Begleitwesen“ auszubrennen, kann Jahrtausende dauern (nach der Lehre verkörpert sich die Psyche immer wieder) und darf mit „Yoga“ nicht verwechselt werden. Bei wem er einmal einzusetzen begonnen hat, — wen die Uräusschlange des Paradieses einmal gebissen, dessen Wege biegen scharf ab von denen seiner Brüder, und mag er auch scheinbar mitten unter ihnen weilen, in Wahrheit ist er ihnen viel, viel weiter entrückt, als räumliche Strecken zu trennen vermögen. —

Menschen aller Völker und Jahrhunderte tragen die Wunde vom Biß dieser Schlange, und aus ihren Scharen — die unabsehbar geworden sind im Lauf der Zeiten — ist jene vom Durste nach dem Metaphysischen gefolterte Armee angewachsen, die sich dunklen Zielen, — den übrigen eine unfaßbares Rätsel — zuwälzt.

„Entartete“ nennt Max Nordau jene Gebissenen, Jesus Christus nennt sie das Salz der Erde..

Bei dem einen zeigt sich das Gift der Schlange

in seiner Wirkung als dunkler, unbegreiflicher Trieb zur Selbstqual und Askese, bei dem anderen als verzehrende Sehnsucht nach überirdischer Macht, nach Wissen und metaphysischer Erkenntnis oder als religiöser Durst nach der Gottheit.

„Wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit, so rufet meine Seele, Gott, nach dir," heißt es in der Bibel.

Griffe man etliche heraus aus den Scharen jener — „Pilger" will ich sie nennen, ob sie nun nackt und einsam in Wäldern wie indische Sannyassins oder kultiviert, als europäische Mystiker, unter den Menschen leben, und forschte nach ihrem Sinnen und Trachten, nach dem Ziel ihres Weges und was ihres Fußes Leuchte ist, man stieße auf unendliche Widersprüche.

Die Wunderkräfte, die der eine erstrebt, erscheinen dem anderen wie giftige Beeren am Wege, — die Wonnen und Verzückungen jenes, diesem als Laster! Swedenborg schüttelt den Kopf über Gautama Buddhas Wahnversiegung und sehnt sich nach dem Himmel, und der chinesische Asket Hu-tzu verlängert sein physisches Leben um tausend Jahre.

Und wem es nicht gelingt, tiefer in das Chaos zu blicken, der glaubt, vor einem Kapitel der Geschichte menschlicher Narrheit zu stehen.

Und doch liegt die Geschichte menschlicher Narr-

heit auf einem ganz anderen Gebiete! Man betrachte doch einmal in einem Museum zum Beispiel eine Sammlung von Schuhen und Stiefeln aus den verschiedenen Jahrhunderten oder lese die Annalen — — — der internationalen Ruhmesgeschichte!

Erst klärt sich der Blick, wenn man versteht, daß jeder „Pilger“ zum Ziele seiner — — Sehnsucht geht, und daß der mystische „Weg“ zur Pforte des Yoga — das Ausbrennen der Hydraköpfe, — nichts als die Opfer sind, die er dieser Sehnsucht darzubringen versteht. — — — — — — — —

Von jenen, die dem königlichen Pfade zustreben, dem Pfade der Macht und Allwissenheit, den die chinesischen Übermenschen Hu-tzu und Chuang-tzu gegangen sein mögen, vernimmt die Öffentlichkeit wohl nie, — nur von jenen, deren Sehnsucht nach der Glückseligkeit „immerwährender Anschauung Gottes“ und innerer Erleuchtung steht und die die (Wunderkräfte) Siddhis und alles, was zur Außenwelt in Beziehung, für Schranken auf ihrem Wege halten.

Jakob Böhme, Jane Leade, Mothe-Guyon sind von Europäern mit die bekanntesten unter ihnen, von Indern unserer Zeit Bhaskarananda aus der Sekte der Sannyassins, besonders aber Sri Ramakrishna Paramahamsa.

Einige Worte hier über deren Leben!

Bhaskarananda, 1833 in einer vornehmen Brahmanenfamilie geboren, studierte mit glühendem Eifer vom achten Jahre an Sanskrit und die Philosophie der Veden. — Als ihm in seinem achtzehnten Jahre ein Sohn geboren wurde, betrachtete er gemäß der Gesetzvorschriften des Manu seine Beziehungen zu den Menschen für erfüllt und wurde, um seine bisher nur theoretisch empfundene Anschauung von der „Unwirklichkeit der Außenwelt zur Tat zu machen" (das heißt den geheimen Prozeß des Abtötens der gewissen „Begleitwesen" praktisch vorzunehmen) zuvörderst ein wandernder Asket.

Immer mehr vertiefte er seine Studien des Vedânta, und um zur Fähigkeit des inneren Schauens zu gelangen, trat er der Sekte der Sannyassins bei.

Nach und nach erlebte er jene Bewußtseinsverschiebungen und polarischen Veränderungen des Körpers, die die Grundlage bilden zu der praktischen (nicht nur theoretischen) Erkenntnis: „daß die Außenwelt nichts Reales ist, niemals in Wirklichkeit existierte, nicht existiert, noch auch jemals existieren wird." „So, wie wir im Schlafe träumen, das Geträumte für wirklich halten, beim Erwachen aber über jeden Zweifel erhaben einsehen müssen, daß wir uns geirrt, — so können wir eine andere Art

Erwachen erlangen, in der auch die Außenwelt mit all ihren gegenseitigen Beziehungen und relativen Gesetzen als substanzlos, als Schatten und Traumgebild durchschaut und erkannt wird."

Nach dreizehnjähriger Askese hatte Bhaskarananda diejenige Erkenntnis erlangt, die er ersehnt, und blieb für den Rest seines Lebens in der Nähe von Benares. Er war den Hindus Gegenstand höchster Verehrung, und selbst Europäer, die ihn aufsuchten, waren der Bewunderung über die enorme Tiefe seines Wissens voll.

Wundertaten aller Art, besonders Heilungen, werden über ihn berichtet. —

Sri Ramakrishnas Paramahamsa Lebensgeschichte — von dem Oxforder Professor Max Müller*) als Denkmal für die Nachwelt niederlegt — ist das Ergreifendste, Merkwürdigste und zugleich Lehrreichste auf diesem Gebiet, das sich überhaupt finden läßt.

Ebenfalls im Jahre 1833 geboren, war Ramakrishna von Kindheit an von einem unaufhörlichen, verzweiflungsvollen Durste, die Gottheit (die er sich bildlich mit Vorliebe als die indische symbolische Göttin Kali vergegenwärtigte) zu schauen und sich mit ihr zu vereinigen, geradezu besessen.

Eine ganze Reihe wunderbarer Zustände trat bei

---

*) „The Life and sayings of Sri Rama Krishna" by Professor Max Müller, London, Longmans, Green & Co.

Ramakrishna auf, und keiner der europäischen Ärzte und Gelehrten, die zahlreich zu Ramakrishna wie zu einem medizinischen Kuriosum gezogen kamen, verstand sie zu deuten.

Oft verfiel er in tagelangen Scheintod, und immer zog gerade irgendein nackter, schweigsamer Sannyassin des Weges, wie von einer geheimen Macht gesandt, nahm sonderbare Manipulationen an ihm vor und brachte ihn dadurch wieder zum Leben zurück.

Später wieder befiel ihn eine zwölf volle Jahre dauernde Unfähigkeit, zu schlafen oder die Augen zu schließen, und viel Ähnliches der Art. Alles aus der verzweifelten Sehnsucht, Gott zu finden, heraus.

Ein grelles Streiflicht auf diese Art physischer Begleiterscheinungen wirft der Umstand, daß dieselben Vorgänge in gleicher Intensität und Reihenfolge laut den heiligen Büchern der „Vaishnava"-sekte schon einmal — vor vierhundert Jahren — bei dem religiösen Reformator von Bengalen Sri Chaitanya stattfanden, also typisch sind.

Allmählich erloschen bei Ramakrishna diese stürmischen Absterbesymptome und machten einem seiner Schilderung nach unbeschreiblichen Glückseligkeits- und Wonnegefühle Platz, das ihn den Rest seines Lebens hindurch keine Stunde mehr verließ.

Und im selben Maße wuchs in ihm, ohne daß er

je irgendwelche Studien betrieben hätte, wie aus dem Nichts heraus eine so profunde Weisheit und alles umfassende philosophische Erkenntnis, daß sich bald ein Kreis indischer (auch europäischer und amerikanischer) Gelehrter um ihn scharte und erschüttert seinen Lehren lauschte.

Zuweilen ging von ihm eine so starke „magnetische" Ausstrahlung aus, daß viele seiner Besucher in Bewußtlosigkeit und Starrsucht verfielen.

Wie gering er „Wunderkräfte" schätzte, geht aus einer Bemerkung hervor, die er machte, als ihm jemand von einem in der Nähe weilenden Yogi berichtete, der die Schwerkraft überwunden hatte und zuzeiten auf dem Wasser ging. — Er schüttelte nur mitleidig den Kopf und sagte: „Wie weit muß dieser Erbarmungswürdige noch in der wahren Erkenntnis zurückstehen!"

Mit Recht kann Ramakrishna als der bedeutendste indische Prophet der letzten Jahrhunderte gelten, und er ist der einzige der Weltgeschichte, der nicht nur die praktischen Mysterien seiner eigenen Religion, sondern auch die der anderen an sich erfuhr, wie die des Islams und des Christentums (wie Christus sagt: Es sei denn einer von neuem geboren, kann er das Reich Gottes nicht schauen).

— — — — — — — — — — — — — —

Gehören nun alle jene sonderbaren Heiligen, von

denen wir hören, die heulenden oder kettenbeladenen wandernden Derwische, die Hindu-Asketen, die ihren Leib foltern, in die Sonne starren, sich an den Füßen aufhängen oder zwischen fünf Feuern sitzen, die bengalischen Aghorpantis, die menschliche Leichen ausscharren und verzehren, — alle in dieselbe Klasse wie Ramakrishna, Jakob Böhme oder Swedenborg? —

Sie sind dasselbe! — Nur auf verschiedenen Stufen, und die Prozesse des Absterbens der „Begleitwesen" äußern sich bei jedem anders oder werden bewußt nach den unzähligen geheimgehaltenen Vorschriften der diversen Orden, Brüderschaften und Sekten verschieden angestrebt.

Handeln manche auch bloß nach inneren Eingebungen, nach Winken und Befehlen, die sie im Traume erhalten, nach dem christlichen „inneren Wort" oder nur einem dunkeln Triebe folgend, das Resultat und das Ziel ist immer dasselbe: der Yoga, der Hochpfad des wahren Übermenschen.

Denn Yoga ist eben das Ende und nicht der Anfang des „Weges", wie heute fast alle wähnen.

Wohl kommt es vor, daß bei dem „Pilger" plötzlich niedrigere Wunderkräfte ganz von selbst sich zeigen, wenn vorübergehend ein kleiner Teil der erwähnten „formlosen Ausstrahlung" frei wird, aber sie sind nicht von Bestand, sie sind wie die Fata mor-

gana der Wüste, und nur der Schatten, den große Ereignisse vorauswerfen.

Besonders bei allen jenen treten sie ein, die die physischen Begleiterscheinungen bei den Heiligen und fast vollendeten Yogis, wie sie im Volksmunde überliefert oder in den Schriften des indischen sogenannten Hatha-Yoga-Pradipika als Mudras usw. aufgezeichnet sind, irrtümlich für Rezepte halten und sie nachzuahmen sich bemühen, Ursache und Wirkung verwechselnd. Statt bleibende Kräfte zu erwerben, bilden diese Unglücklichen sich aber nur zu Geschöpfen aus, die zwischen Mediumismus und wahrem Yogitum stehen, und gehen schließlich in Irrsinn (meist Verfolgungswahnsinn) unter. — — — —

Vor einigen Dezennien wurde die Bewegung des „Spiritismus" lebendig und gewann eine Ausdehnung, die noch heute niemand ahnt, und kurz darauf konnte es durch die herostratische Tat einer Russin namens H. P. Blavatsky geschehen, daß aus dem geistigen Spülwasser — angesammelt während Jahrhunderten — in den Ländern der Bleichgesichter die Schmutzwasserhose des heutigen theosophischen Okkultismus sich emporquirlen konnte.

Vielleicht wird es einmal unserer Wissenschaft gelingen, die beiden Salze, die in dieser ersten und der zweiten Bewegung gelöst enthalten sind, herauszufällen; dann wäre auch die Formel schnell gefunden,

die den kürzesten Weg zum Yoga weist und die Umwege abschneidet. —

Die Erkenntnis eines klaren, allen Rankenwerkes entkleideten Prozesses — wie die erwähnten „Begleitwesen“, diese Schmarotzer an der menschlichen Psyche, von deren bloßen Existenz die heutige große Menschheit noch keine blasse Ahnung hat, auf die zweckmäßigste Art zum Absterben gebracht werden können, — wäre der Gewinn.

Vor dieser Springwurzel hielte kein Schloß mehr stand, auch das der Pforte nicht, die uns das Reich des Unsichtbaren, des „Fabellandes“, der „Trugbilder“ und der — — „albernen Hirngespinste“ verschließt.

Und wenn dann auch manches Bestehende seinem Untergang entgegenschritte, was nützte es, man müßte es hinnehmen, müßte es geduldig hinnehmen, und wenn es selbst — — — eine „Neuausgabe“ von Häckels „Welträtseln“ wesentlich erweitert und umgestaltet zur unangenehmen Folge hätte. —

Zu Gustav Meyrinks Werken

Niemand bisher schrieb die Geschichte der phantastischen Kunst. Wer sie schreiben wollte, müßte weitschauenden Auges die gesamte Kunst von den ersten Betätigungen menschlichen Geistes, vom Mythos und Fetischismus der primitiven Völker an, analysierend durchforschen. Er würde keine Epoche finden, aus der nicht jene an Form, Farbe, Duft so absonderlichen Blüten emporgesprossen wären, die den Menschen in gleichem Maße locken und schrecken, beglücken und verwirren. Er wird die Wurzeln dieser Blüten entdecken in religiöser Schwärmerei, in Mystik, Magie und Okkultismus, in der Lust an Grausamkeit und Grauen, in überreizter, ausschweifender Erotik, in der Sehnsucht nach dem Unbekannten, in der Furcht vor dem, was uns unheimlich ist, und in der Begierde nach dem Unerreichbaren, das wir erwünschen. Dieser Geschichtsschreiber wird schließlich enden bei den Zeichnungen Rops', Beardsleys, Kubins und bei einer in den letzten Jahrzehnten immer üppiger emporwuchernden Kunst unheimlich-phantastischer Erzählungen, deren vorläufiger Schlußpunkt Gustav Meyrink sein würde.

Aber es sei von vornherein gesagt: es wäre falsch, Meyrink für nichts anderes als für einen phan=

tastischen Erzähler zu halten und jenes Urteil nachzusprechen, Meyrink wäre ein Virtuos in der Erfindung unheimlicher Geschichten. Die Fähigkeit, phantastische Geschichten zu schreiben, ist nur ein mehr äußerliches Element seiner Kunst, deren Ursprung in tieferen Tiefen sich gebar.

Wer die Minderwertigkeit und Unzulänglichkeit dessen erkennt, was wir Realität nennen, also dessen, was dem Menschen entweder von außen her durch die Sinne aufgezwungen ist oder von ihm selbst im Laufe der Jahrtausende geschaffen wurde, wer das Elend des Menschen fühlt, der im Labyrinth dieser Wirklichkeit verzweifelt umherirrt, unter ihrer Last ohnmächtig seufzt, dem bieten sich zwei Wege, dem Menschen zu helfen, daß er die Realität überwinde. Entweder der Menschheitsführer befeuert den Menschen, die Wirklichkeit nach Maßgabe seiner Erkenntnis, geführt von der Vernunft, durch Willen und Tat zu ändern, umzuformen: sie sich zu unterjochen. Oder er zeigt dem Leidenden, daß die Wirklichkeit immer unzulänglich bleiben muß, weil sie gar nicht die eigentliche Wirklichkeit ist, daß aber in uns selbst die Keime zu jenem wirklichen Leben ruhen, das ein vollkommenes, höheres, überirdisches ist. Der Führer entwickelt diese Keime, enthüllt unbekannte oder verschüttete Fähigkeiten und führt den Menschen empor den Pfad zu der wirklichen geistigen

Realität, in der unsere reale Welt nur ein unwirklicher Traum ist.

Die Führer zu beiden Zielen also wollen den Menschen von der Wirklichkeit erlösen. Voraussetzung ist, daß beide Führer nicht simpel die Welt als ein Gegebenes hinnehmen, das sie schlechthin bejahen, also in ihrer Kunst einfach besingen, schildern, nachahmen, sondern daß sie als Erkennende, Urteilende, Befreiende der Welt sich entgegenstellen. In ihnen müssen deshalb kritische, negierende, umstürzende Elemente vorhanden sein, durch die das Schöpferische erzeugt, das Schaffen bewirkt wird.

Meyrink ist den zweiten Weg gegangen. Den Weg nach innen. Den Weg von der kritischen Erkenntnis der unzulänglichen Realität zum höheren, übersinnlichen Leben.

Der Sohn der berühmten Schauspielerin und des württembergischen Aristokraten, in Hamburg, Prag und München aufgewachsen, erfuhr frühes Leid, sobald er in einen verhaßten Beruf gezwungen ward. Zu Prag lebte er als Bankier zwischen Hausse und Baisse hin- und hergeworfen, aus den Schauern der Spekulationen und Finanzoperationen in oesterreichisches Genießertum und Sensationsaffären geschleudert, während schon Sehnsucht nach den Geheimnissen des Geistes ihn zerwühlte. Als phantastische Abenteuer des Le-

bens und praktische Erfindungen, deren Erfolge andere ihm aus den Händen nahmen, ihn umspannen, Not des Daseins und Krankheit sein Herz zerfraß, suchte er durch fanatische Übungen östlicher Lehren und durch okkulte Experimente in das Reich des Unbekannten einzudringen. Je begieriger er aber in die Bezirke der höheren Welt strebte, um so mehr überschwemmte ihn das Leben des Alltags mit Leid . . . Bis er als Dreißigjähriger in seine ersten Skizzen leidvolle Stimmungen zu ergießen begann, bis er die ihm feindlichen Gestalten und Gewalten eines Lebens, dessen Höhen und Abgründe er durchwandert hatte, mit Satiren und Grotesken verspottete, und das grausige Spiel seiner entzündeten Phantasie in jene Novellen bannte, die seinen ersten Ruhm begründeten.

Man wird sich erinnern, wie erregend und berückend diese (zunächst im „Simplizissimus" veröffentlichten) witzigen und unheimlichen Geschichten im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts selbst auf abgebrühte Gemüter wirkten. Auch wer später von seiner Kunst sich entfernte, wird ihm noch jetzt dankbar sein für das Lachen, das Städtebilder, wie „Montreux" und „Prag" oder die weisen und gleichnisreichen Tierfabeln von dem vornehmen Kamel Tschitrakarna und dem Löwen Alois in ihm erweckte, und für das Grausen, mit dem das „Wachs-

figurenkabinett", „Der Mann auf der Flasche" oder „Die Pflanzen des Dr. Cinderella" sein Bewußtsein zersprengte.

Dies halbe Hundert Novellen sind zusammengehalten durch den unsterblichen Titel „Des deutschen Spießers Wunderhorn". Als Meyrink den berühmten Namen der romantischen Volksliedersammlung ironisierte, bezeichnete er mehr, als vielleicht er selbst ahnte, das Wesen seines Werkes und die Wirkung auf den Leser. In diesem Titel klingt alles Wunderbare und Satirische, alles Geheimnisvolle und Groteske ineinander, dessen seltsame Mischung für Meyrinks Erzählkunst charakteristisch ist. Der Spießer lauscht verwundert und erschreckt dem Tönen dieses Horns, das mit lustigen Klängen Hohn über seine Traditionen und Untaten in verblüffte Ohren bläst und mit unheimlichen Kadenzen grausige Motive ihm ins Herz schmettert.

Mag das Gedankliche und Ideelle in Meyrinks späteren Romanen bedeutsamer und folgenreicher sein, — diese Novellen, durch leidvolles Erleben, kritisches Erkennen und sehnsüchtiges Suchen nach dem Übernatürlichen erzeugt, bedeuten sicherlich die künstlerisch wertvollsten, konzentriertesten, mit Raffiniertheit und sorgfältigster Sauberkeit gefügten Gebilde Meyrinks. Phantasie, die den gefährlichen Kopfsprung in die tiefsten Meere des Un-

heimlichen wagt, Hirn, dessen Windungen von üppig emporschießenden Erfindungen und Verknüpfungen in grellem Leuchten erschimmern, Witz, der das gesuchte Ziel trifft und vernichtend enthüllt, formen mit einer gewissen Anmut und scheinbar mit spielerischer Leichtigkeit ungeheuerliche und kaum darstellbare Stoffmassen.

Eine lange Reihe düsterer und seltsamer Ahnen schreitet Meyrink voran. Während im 18. Jahrhundert noch die geheimnisvollen Gestalten und Motive uralter Sagen entweder dazu dienten, suchender Weltanschauung und metaphysischen Problemen in anschaulicher Form Ausdruck zu geben oder, zu Gespenster- und Schauergeschichten verarbeitet, die niederen Unterhaltungsbedürfnisse des großen Publikums anzureizen, begannen um das Jahr 1800 die Dichter, die man als Romantiker bezeichnet, mit bewußter Kunst die Bereiche des Wirklichen und Unwirklichen, Traum und Alltag zu vermischen. Die Romantiker dachten mit angespanntester Intensität über die Probleme des Übersinnlichen nach und formten in unerschöpflichem Reichtum, besonders in Romanen und Novellen ihre Erkenntnisse und Erscheinungen. Ganz klar und sachlich sprach Achim von Arnim das Grundmotiv der phantastischen Erzählung in der Novelle „Die Majoratsherren“ aus (die einzige Stelle, die er als Zeichen ihrer Wich-

tigkeit gesperrt drucken ließ): „Es erschien überall durch den Bau dieser Welt eine höhere (Welt), welche den Sinnen nur in der Phantasie erkenntlich wird: in der Phantasie, die zwischen beiden Welten als Vermittlerin steht, und immer nur den toten Stoff der Umhüllung zu lebender Gestaltung vergeistigt, indem sie das Höhere verkörpert." Man wird sehen, wie nahe diese romantische Formulierung den Anschauungen und Lehren in Meyrinks Romanen steht.

Die grandiose Gestalt E. T. A. Hoffmanns, Universalgenie und Säufer, selbst nur halb in der irdischen, halb bereits im Bereich der übersinnlichen Welt und der geheimnisvollen Phänomene lebend, bannte eine Unzahl unheimlicher Gestalten und wunderbarer Geschehnisse in seine Erzählungen, für die er als Klassiker der unheimlichen Geschichten geehrt wurde. Mit Hoffmann verbindet Meyrink nicht nur die Unerschöpflichkeit der quellenden Erfindung, der wild ineinander versponnenen, durch unerkennbare Zusammenhänge unentrinnbar zusammengefügten Ereignisse und die Sicherheit, Gestalten anderer Welten als wirklich und selbstverständlich darzustellen, sondern auch gegen den Spießbürger jener Haß, der noch die schauerlichsten Erzählungen grotesk durchpoltert und mit den beschränkt-verderbten Mitmenschen Schabernack treibt.

Das Vorbild Hoffmanns erweckte in England und Frankreich zahlreichere und bedeutendere Nachahmer als in Deutschland, und selbst Victor Hugo und Balzac lassen erkennen, wie sehr sie seine Verehrer waren. Aber an Hoffmanns Seite stellte sich bald die ebenbürtige amerikanische Brudergestalt E. A. Poes, der allerdings sich mehr in die psychologischen Probleme des Grauens und des Phantastischen einwühlte. Hoffmann und Poe blieben Vorbilder auch noch für die phantastischen Erzähler in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Franzosen verknüpften allmählich mit dem Grauen die Raffinements des Genusses; als ihre drei besten Meister können Villiers de L'Isle Adam, Barbey d'Aurevilly und Huysmans gelten. In den unheimlichen Geschichten der Engländer überwiegt das Spukhafte und das Austüfteln seltsamer Erfindungen und Reiseabenteuer. Reihen von Namen sollen hier nicht zusammengestellt werden; aber es sei noch gesagt, daß in Deutschland während des letzten Jahrzehnts Erzähler wie Strobl, Ewers, Eßwein, Schmitz, Frey mit bald robusteren, bald feineren Mitteln unheimliche Erzählungen schrieben.

Was aber Meyrink von fast allen seinen Vorläufern scheidet, ist erstens die leidenschaftliche Versenkung in mystisch-okkulte Lehren und zweitens in den Novellen das Emporschießen des

Witzes und der Satire. Vorurteilsvolle Narren versuchen, Meyrink wegen dieser satirischen Opposition als Volksverderber und Schmähbold zu brandmarken, und selbst seine Verehrer fragen: weshalb streicht Meyrink eine kunstvoll aufgebaute Stimmung, geheimnisvolle Verknüpfungen und Situationen durch einen Witz, ein groteskes Finale plötzlich selbst wieder aus? Weshalb gebärdet sich der Mystiker als Clown . . . stürzt sich der Weisheitsuchende selbst in den Wirbel des Gelächters hinab?

Zunächst mag Meyrink sich mit eigenen Worten verteidigen. In „Walpurgisnacht" entspinnt sich zwischen dem pedantischen Leibarzt und der geheimnisreichsten Gestalt Zrcadlo dieser Dialog: „Will er mich frozzeln? . . . Wenn er ein Weiser ist, warum redet er so burschikos?" — „Feierlich ist bekanntlich nur ein Tropf. Wer im Humor nicht fähig ist, den Ernst zu fühlen, der ist auch nicht fähig, den falschen „Ernst", den ein Mucker für das Um und Auf des Lebens hält, humoristisch zu finden, und ein solcher wird ein Opfer der verlogenen Begeisterungen, — der sogenannten ‚Lebensideale'. Die allerhöchste Weisheit wandelt im Narrenkleid! — Warum? Weil alles, was einmal als Kleid und nur als ‚Kleid' erkannt und durchschaut ist, — auch der Leib — notgedrungen nur ein Narrenkleid sein kann. — — Für jeden, der das wahre ‚Ich' sein

eigen nennt, ist der eigene Leib so wie auch der anderen: ein Narrenkleid, nichts weiter. — Glauben Sie, das Ich könnte es in der Welt aushalten, wenn die Welt wirklich so wäre, wie sie der Menschheit auszuschauen scheint?"

Das Entsetzensgeschrei der Angegriffenen zeigt, wie sicher der Hohn Meyrinks traf, was er haßte. Die Antipathie des Süddeutschen gegen den Norddeutschen erzeugte den Kampf gegen fade und dünkelhafte Menschheitstypen. Der in den unendlichen Gebieten des Geistes Schweifende mußte alles Beschränkte und Beschränkende, alles Engeingezirkte und Verkrüppelte in der Lebensbetätigung und Kunst hassen. Persönliche Erlebnisse befeuerten diesen lodernden Haß zu tatsächlichem Angriff: er ließ seine grausamen Pamphlete (deren Abdruck jetzt der Krieg verbietet) gegen den Militarismus und gegen korrupte Offiziersgestalten los, er karikierte in erschütternden Bildern jene Mucker und Spießer, deren Treiben das geistige Licht der Menschheit verdunkelt, er parodierte die schalen Erzeugnisse einer rationalistischen Theologie und einer Erzählungsgattung, die man begeistert als Heimatskunst ausschrie, obwohl das Heimatliche in ihr verfälscht und Kunst in ihr nicht zu finden war. Sein Witz ist erzeugt von der Leidenschaft, mit der er am liebsten der Stadt Prag, die er liebte, und deren

Menschen er haßte und höhnte, sein Monogramm G. M. wie der schlaue George Macintosh eingebrannt hätte. — Der Irrweg, zu dem nicht Unwissen, sondern bewußte Verbohrtheit und Abkehr vom Reich des Geistes führt, muß durch die Blöcke des Hohns, Witzes und Spottes verschüttet werden. Freilich riechen diese Blöcke manchmal nach scharfem Schwefel und werden aus Bezirken geschleudert, in denen man Schonung und Milde mit dem Opfer nicht kennt.

Milder und mehr durch Humor als durch Witz wirken seine Verspottungen der Dünkelhaftigkeit von Gelehrten und Ärzten wie in der unglaublichen Geschichte vom „Heißen Soldaten" oder im „Automobil", dessen Bewegungsfähigkeit der Professor auf Grund der Formeln verneint. Noch sanfter, aber um so mehr anschaulich als Symbol, wird die Satire in den grotesken Tierfabeln, mit denen Meyrink an die Seite Christian Morgensterns tritt (wenn es auch Morgenstern mehr auf die Stimmung, Meyrink mehr auf satirische Weisheit ankommt) oder in den kosmischen Phantasieen, an denen Scheerbart seine Freude haben würde.

Die Satiren wurden nicht etwa nur durch die Empfindlichkeit eines Weltmannes gegen die Unarten einer verbildeten Menschheit veranlaßt, sondern dem von der Unendlichkeit und Allmacht des Geistes

Überzeugten muß doppelt verwerflich und frevelhaft alles erscheinen, was die Entfaltung des Geistes hindert. So erkennt im „Grünen Gesicht" eine Frau: „Der Sinn für alles Große ist uns Frauen abhanden gekommen, wir haben es in den süßlichen Großmutterzeiten hineingehäkelt in verächtliche Handarbeit."

Aber es ist nicht nötig, die Unendlichkeit des Geistes zu zitieren, und das Ewige ist eine zu erhabene Sache, als daß es gerufen werden braucht gegen verblendete Mucker, die sich die Augen verhüllen, um ihre eigenen Schwächen nicht zu sehen, und statt ihre Fehler abzulegen, ein Wutgeschrei erheben, um nicht die Spötter zu hören, die ihnen diese Fehler nennen.

Man kann sagen, es ist die Antipathie gegen alles Oberlehrerhafte, Professorale und zugleich die Freude am Spiel des Geistes, was Meyrink hindert, dauernd mit der feierlichen und eindringlichen Stimme des Propheten und Phantasten zu sprechen. Eine Weisheit, die der Witz imstande ist zu vernichten, ist keine Weisheit; und jede wirkliche Weisheit erscheint durch die groteske Wirkung ihrer Umkehrung oder ihres Mißverständnisses um so plausibler. Erfanden nicht auch die Romantiker im Mühen um die Geheimnisse des Lebens und der Kunst als unentbehrliches Heilmittel gegen allen Überschwang, jene

„romantische Ironie“, durch die sie plötzlich die Wirklichkeit zerrissen und deren Vernichtbarkeit darlegten, die Souveränität des Geistes erwiesen und sich selbst hinderten, nach Art schwacher Geister in unbekannten Gefilden sich zu verlieren! Es ist leicht, das Fortleben dieser romantischen Ironie bei Meyrink festzustellen.

Die ins Groteske ausmündenden unheimlichen Geschichten werden nicht etwa durch den Witz ihres Abschlusses zerstört, denn die Kontrastwirkung des Witzes zum vorangehenden Grauen wirkt um so eindringlicher, und das Gelächter kann eine tiefere Erkenntnis wecken als nüchterne Gelehrsamkeit. Als Beispiel diene „die Weisheit des Brahmanen“. Freilich läßt sich sagen: diese grausige Geschichte von dem furchtbaren, unendlichen Schrei in der indischen Wüste, dessen Ursache niemand ergründen kann, löst sich in einen Spaß auf, als der uralte Brahmane einen Büßer findet, dem die sich in die Hand einbohrenden Stacheln einer mit ausgestrecktem Arm gehaltenen Kugel das Geschrei des Schmerzes entlocken; und der Brahmane sagt zum Büßer: „Lassen Sie die Kugel fallen, mein Herr“; der Büßer tut's und hört auf zu schreien. Wie aber — wenn die stachliche Kugel die Welt bedeutet, von deren Leid der Mensch erlöst ist, sobald er sie fallen läßt? Wäre nicht in diesem scherzhaften Gleichnis

der Kern der indischen Philosophie enthalten? — Ist nicht im „Fluch der Kröte", nachdem eine geheimnisvolle Stimmung erregt ist durch das dauernde monotone Wiederholen der letzten Satzworte, die Frage, woher der Tausendfüßler wisse, in welcher Reihenfolge er seine Füße niederzusetzen habe, ein Problem, über das Philosophen und Mathematiker sich vergeblich den Kopf zerbrechen würden! Und birgt die Geschichte vom „Kommerzienrat Kuno Hinrichsen und dem Büßer Lalaládschpat-Rai" nicht ein Kompendium der indischen Philosophie mit ihren Lehren von dem Nichtvorhandensein der realen Welt, vom geistigen Führer, vom Gesetz des Nichtstehlendürfens, von den magischen Worten und schließlich der hohen Erkentnis des Tat-twam-asi: der Erkenntnis: das bist du, du bist die Welt und tust alles dir selbst, was du andern tust, — und enthält sie nicht zugleich in witziger Form eine furchtbare Kritik dieser Lehre, wenn der Kommerzienrat, als er die Konten der Witwen und Waisen angreift, sich rechtfertigt, er schädige ja damit — Tat-twam-asi — sich selbst!

Literarhistoriker könnten Meyrink als romantischen Dichter bezeichnen. Denn romantisch sind nicht nur die Verwendung des Unheimlichen in der Erzählung, die Manifestationen des Übersinnlichen und die Ironie, sondern auch die Mittel, durch die das Grauen im Leser erweckt und ihm die Existenz

einer übersinnlichen Welt fühlbar gemacht wird. Allerdings ist Meyrinks Gehirn, das sich in die Geheimlehren vergangener Zeit hineinwühlte, zugleich mit den Kenntnissen modernster Chemie, Technik und Welterfahrung erfüllt.

Meyrink verpflanzt Experimente und Phänomene uralter Geheimwissenschaften in die Gegenwart, in das alltägliche oder abenteuerliche Geschehen von Menschen, unter denen wir selbst leben. Die alten Motive der Transfusion und Transplantation werden in unser Zeitalter übersetzt. Arnim bereits läßt in den „Kronenwächtern" an Berthold durch Dr. Faust eine Transfusion vornehmen, sodaß er sein „zweites Leben" lebt, und in unseren Tagen wandte Renard das Motiv ins Groteske, als er in „Doktor Lerne" die Hirne eines Menschen und eines Ochsen ausgetauscht werden läßt. Meyrinks orientalische Verbrecher und ihre Schüler präparieren Leichenteile, die weiter leben müssen, nehmen Veränderungen in Blut und Gehirnrinde vor, spalten Kinder in Intellekt und Körper, sodaß unmenschliche Wesen entstehen, die Grauen und Verderbnis ausstrahlen.

Alle Erzählungen Meyrinks spielen in unserer Zeit; aber gerade weil die zeitlosen, übersinnlichen Phänomene allenthalben in den uns so bekannten Häusern, Straßen, Menschen, Reisen, Geselligkeiten,

freundschaftlichen Zirkeln hervorzucken, wirkt sie viel entrückter, fremdartiger und unheimlicher als die Schilderung historischer Epochen. Die angewandten Kenntnisse östlicher Magie schleudern Entsetzen und Zusammenbruch unter die Europäer; geheimnisvolle Zusammenhänge sonderbarer Geschehnisse, die unerklärt bleiben oder plötzlich klar vor Augen liegen, verwirren den Geist des Uneingeweihten und erwecken die Auserwählten plötzlich zu höherem Leben. Wieviel Grausiges muß Pernath im Golem erleben, bis er selbst das Symbol der Gestalt auf der einst gefundenen Spielkarte erfüllt, und welchen Weg des Schreckens wandert der Erzähler der „Pflanzen des Dr. Cinderella", dessen Leben unter dem Einfluß der in Ägypten zufällig entdeckten Bronzefigur steht, sobald er versucht, das Geheimnis der Körperhaltung dieser Figur zu ergründen, die schließlich in den unheimlichen Situationen einer verwirrten Gegenwart überall lebendig wiederkehrt!

Meyrinks Geist hebt wie ein Schöpfrad in unermüdlicher Bewegung Motive des Grauens aus dem Unterbewußtsein empor. Die Fähigkeit, ungeheuerliche Geschehnisse in einem knappen, zugespitzten Stil zu erzählen, kommt ihm zu Hilfe. Kurze Sätze, sachlich, treffend, ohne Nebensätze und Abschweifungen stehen nebeneinander; ein rasches Tempo läßt die Phantasie des Lesers nicht zur Ruhe

kommen, damit nicht Überlegung des klaren Bewußtseins die aus dem Unterbewußtsein heraufschwellenden, zu schwebendem Umriß geformten Gebilde zerstört. Breiter ausmalend wird sein Stil nur dann, wenn er, wie in seinen ersten Novellen, mit der Darstellung sich ins Gehirn des Lesers einpressender, einfressender Stimmungen sich begnügt. Sorgloser, weniger pointiert und nicht so gepflegt wie in den Novellen zeigt sich seine Phraseologie in den späteren Romanen, weil ihm dann nicht immer die Erzählung der Ereignisse Hauptzweck ist, sondern die eindringliche Verkündung seiner okkulten Anschauungen.

Seine Menschen sind Besessene . . . besessen und bestimmt von den Gewalten einer übersinnlichen Welt.

Immer rollen die Geschehnisse in einem verfallenden, fauligen, unheimlichen Milieu ab, in dem gespenstische Wirkungen leicht sichtbar werden. Das Milieu erzeugt fast selbsttätig die Stimmung . . . Die alten Gassen und Häuser Prags, in denen Geheimnis und Verbrechen seit Jahrhunderten sich birgt, erstehen zu selbständigen Wesen, welche leben durch den Geist längst verstorbener Geschlechter. In den verbauten Straßen des morschen, zermürbten Ghettos sind Menschen eingepfercht, ohne daß seit Generationen Licht und Sonne in ihr Blut dringt. Oben am Hradschin aber hausen in den ererbten

Palais Aristokraten, die Licht und Sonne und das Geräusch der neuen Zeit nicht zu sich hereinlassen wollen und unausgelebte Leidenschaften von sich abtun, bis diese wieder auferstehen zu furchtbarer Rache. Das in internationales sinnloses, geistloses Genußleben verfallene Amsterdam, durchwittert von den düsteren Zeichen kommenden Weltuntergangs, ist der Hort geistig erwachender Menschen, vor deren Augen in einer grandiosen Vision der Sturmwind der Vernichtung die alte Welt und Menschheit zerstört. Indische Landschaften, durchbrütet von Geheimnis und drohendem Unheil, opalisieren und hauchen ihre Wunder über den Europäer aus. Die Umwelt ist nicht notwendige Kulisse, sondern wird Nährboden okkulter Offenbarungen. Aus Verwesung und Moder steigen die Auserwählten ins höhere Reich empor.

Kein Requisit, von dem erzählt wird, bleibt leblos, sondern es wirkt weiter, verschmolzen mit einem Gedanken, der, einmal gedacht, nicht sterben kann. „Jedes Ding auf Erden ist nichts als ein ewiges Symbol in Staub gekleidet.“ Man verfolge, wie im „Golem“ die Feile, mit der Pernath — ein flüchtig aufsteigender Gedanke — den Feind Wassertrum töten will, immer wieder in das Geschehen verknüpft wird und nicht zur Ruhe kommt, bis sie den Weg zur Gurgel des Opfers gefunden hat. Das gewag-

teste Beispiel magischer Wirkung stellt „Das Grillenspiel“ dar, in dem das Experiment eines indischen Bhon-Priesters mit Grillen, die auf einer Landkarte von Europa kämpfen, den Weltkrieg entzündet. Vermittels einer raffinierten Technik bewegen sich die Figuren, Schauplätze und Geschehnisse des „Golem“ durcheinander, von Kapitel zu Kapitel unentwirrbarer sich verwebend: ein Kaleidoskop, das man drehen kann, wie man will, — immer fallen seine bunten Steine wieder zu geschlossenen, zusammenhängenden Figuren zusammen.

Meyrink hat zwei technische Mittel, um seine unheimlichen Motive und Verknüpfungen glaubhaft und natürlich erscheinen zu lassen. Außerordentlich reich ist in seinen Novellen die Zahl der sogenannten Rahmenerzählungen: in einem Kreis seltsamer oder konventioneller Menschen erzählt einer, der vielleicht schon geistig anormal ist, seine Erlebnisse. Hierdurch wird die Spannung erhöht, denn es wird nicht der Reihe nach berichtet, sondern die Geschehnisse erwachsen langsam aus andeutenden Vorbemerkungen, die Vergangenheit wird gesprächsweise oder als Erinnerung rekonstruiert, retardierende und erregende Momente können durch Zwischenbemerkungen eingestreut werden, und die Erzählung selbst wird irrealer und doch glaubhafter, weil nicht der Autor, sondern ein erfundener Mensch das Erfun-

dene erzählt. Meyrink führt aber dies Motiv noch weiter: er läßt schließlich den ganzen Kreis in die Erzählung des Einen verknüpft werden, die Geschichte setzt sich unter den Menschen dieses Kreises fort und findet einen schrecklichen Abschluß, an dem alle teilnehmen. Dies Motiv benutzt Meyrink besonders gern, wenn Menschen, die nicht an die Welt der Magie glauben, bestraft werden, indem Wesen dieser geheimnisvollen Welt den Skeptiker vernichten, wie im „Albino" und „Kardinal Napellus", oder wenn die ungläubige Gesellschaft selbst von gespenstischen Wesen zu Grunde gerichtet wird, wie in dem mit Beardsleys graziöser Verderbtheit gezeichneten „Bal macabre".

Das zweite Mittel, das Meyrink anwendet, damit das Unglaubliche glaublicher wirke, ist die Vermischung von Traum und Wirklichkeit. Und damit dringen wir in die Tiefen von Meyrinks Wesen, in denen seine Kunst und sein Glauben ihren Ursprung haben. Mit bewundernswerter Gewandtheit versteht er es, das tatsächliche Geschehen in den Traum hinübergleiten zu lassen, sodaß der Leser nicht mehr weiß, ob das Erzählte Wirkliches oder Unwirkliches darstellt, und doch beunruhigt fühlt, daß dies Unwirkliche eine höhere Wirklichkeit bedeutet, die gültiger und wirksamer ist als die irdische Realität. Und selbst wenn wir wissen, das, was vor-

geht, ist ein Traum, so wirkt dennoch dieser Traum wahrnehmbar auf die äußere Welt. Die Romantik sah die Aufgabe der Kunst darin, die Beziehungen zwischen der ewigen und der wirklichen Welt, zwischen empirischem Bewußtseinsinhalt und dem geheimnisvollen inneren Ich in uns aufzudecken. Diese Verbindung, diesen Übergang zu suchen, macht das Wesen aller Mystik aus. Das innere Ich tritt aus dem Menschen heraus in die höhere Welt, und das Wirken dieser höheren Welt wird im Menschen sichtbar, sodaß ihre übersinnlichen Wirkungen und Offenbarungen als natürlich und wirklich erscheinen. Hier mündet die Kunst in die Mystik, und es steigen jene Probleme auf, die am großartigsten in der indischen Philosophie behandelt werden.

Immer klarer und breiter entströmt Meyrinks Erzählung diesen Erkenntnissen, sodaß er sich schließlich nicht scheut, wüsteste Kolportagehandlung zu erzählen, denn auch sie ist nur Ausfluß, Wirkung und Symbol des übersinnlichen Seins, das jenseits der Wirklichkeit lebt und sie dennoch durchwebt. Der ganze Roman „Golem“ ist nur ein Traum (doch aber zugleich Sehnsucht, aus dem Traum-Ghetto hinauszugelangen), in dem sich aus dem Unterbewußtsein langsam die Vergangenheit und das Bewußtsein einer übersinnlichen Welt aufbaut, ein Traum, in dem ein Mensch das wirk-

liche Leben eines anderen träumt, ohne zu wissen, daß er der andere ist, der selbst nicht weiß, wer er ist. Und im Traum erlebt der Träumer wiederum Träume; er träumt sogar, daß er träumt. Der Knäuel wird unlöslich.

Meyrink kennt tausend Möglichkeiten, um die Vermischung von Traum und Wirklichkeit hervorzurufen: Sein Stil wird sprunghaft, hinhuschend; das Milieu wechselt unvermittelt; die Umrisse verschwimmen; durch unheimliche Stimmung wird die Realität aufgelöst. Die Menschen verfallen in kürzere oder längere Bewußtlosigkeit, in Schlafzustände, die Erinnerung stockt, oder von der Erinnerung sinken plötzlich Schleier hinweg. Die Wirklichkeit geht oftmals ohne weiteres plötzlich in den Traum über, sodaß der Traum so real wie die Wirklichkeit erzählt und doch infolge gespenstischer Vorgänge nicht als Wirklichkeit empfunden wird, was meisterhaft in der Novelle „Das Fieber“ durchgeführt ist. Gestalten der höheren Welt wandern sichtbar durch die irdische; mächtige Visionen rauschen auf; und sogar Symbole erscheinen plötzlich als leibhafte Wegweiser oder Fragezeichen vor der suchenden Kreatur. Psychopathische Zustände schildert Meyrink mit Inbrunst; er zergliedert Angst- und Furchtgefühle; überall im Leben tauchen Probleme des Rätselhaften auf. Der Spiegel erweckt die Frage, weshalb das Rechts des

Beschauers als Links erscheint, und selbst die weißen Flecke, welche die Zensur der Kriegszeit in die Zeitungen riß, wirken unheimlich. Diesem Fanatiker des Geheimnisvollen genügen nicht einmal die Verknüpfungen seiner großen Romane: er streut in die Haupthandlung noch selbständige unheimliche und seltsame Geschichten ein.

Meyrink ist ein Meister auf der Orgel des Grauens, deren Register er beherrscht wie der Held in Huysmans „A rebours" die Möglichkeiten seiner Parfüm-Orgel; aber der Luftstrom, der den Pfeifen dieser Orgel jene betörende Musik entströmen läßt, ist nicht einfach der Wille zur Erzählungskunst, sondern es ist der leidenschaftliche Glauben an den Okkultismus.

Die Motive des Grauens, solange kalte Erfindung sie einzeln konstruiert und miteinander verknüpft, wirken lediglich als ungewöhnliche Tatsachen. Sobald sie aber aus dem Boden des Okkultismus emporwachsen, sind sie keine isolierten Geschehnisse mehr, die nur unser Gruseln erwecken, sondern sie bilden eine Gemeinschaft von Phänomenen, in denen sich Gewalten, Zusammenhänge, Wirkungen der unbekannten, höheren Welt manifestieren. Die Erregung bewegt dann nicht nur die Phantasie des Lesers, sondern sie senkt sich tiefer in ihn hinein ... ins Denken, ins Geistige — und das Grauen kann zum Führer in jene andere Welt werden.

Die okkulten Lehren, die in den Novellen mit irdischen Gestalten und Begebenheiten bereits angedeutet sind, werden von Meyrink breit entfaltet in seinen Romanen und in einigen späteren Erzählungen. In diesen Romanen wird oft Mensch und Geschehnis von gedanklichen Systemen überwuchert; große Stücke okkulter Lehren sind so selbständig in das Werk eingesprengt, daß der Kunstwert der Romane durch dies Verfahren herabgemindert wird, denn nicht immer löst sich die Lehre in Handlung und Ereignis, sondern sie bleibt bisweilen Lehre, die als theoretische Abhandlung für sich gedruckt werden könnte.

Aber es ist nicht möglich, die Romane Meyrinks nur als Kunstwerke zu betrachten. Sie wurzeln so sehr im Ideellen, und dies für Meyrink spezifische Ideelle ist ein so neuartiges Element in der deutschen Prosa, daß man, auf die Romane zurückblickend, ihren gedanklichen, tendenziös-geistigen Inhalt schließlich mehr überdenkt als die epischen Geschehnisse.

Jedem wird klar sein: Meyrink schrieb seine Romane nicht nur, um Menschen und Ereignisse darzustellen, sondern um gewisse Lehren und Erkenntnisse in populärer Form zu verbreiten. „Das grüne Gesicht“ scheint sogar hauptsächlich um der Lehre willen entstanden zu sein. Die bunte, erregende

Hülle wurde erfunden, damit sie den lesenden Geist anlocke, den Leib der Lehre, der sich unter ihr birgt, zu genießen. Jeder wird also selbst zu urteilen haben, ob er die Möglichkeit dieser Romane als Kunstwerk bejaht, — und sodann, ob er die Lehren Meyrinks annimmt oder verwirft — oder sie als Kuriosum interessiert beschaut.

Bis ins Mittelalter gehen die Versuche zurück, mystische Lehren in epischer Form unter die Menschen zu bringen. Meyrink erstrebt dasselbe, was bereits Ende des 12. Jahrhunderts in Spanien der arabische Philosoph Ebn Tophail mit einem Roman „Hai Ebn Yokdhan" zu zeigen sich bemühte: das Loslösen eines Menschen von der Materie, seine Erweckung und sein Aufsteigen in die höhere Welt des Geistes. Er setzt fort, was zur Zeit der Renaissance in Italien und Frankreich die „Songes et visions" begannen, jene Romane, deren Träume und Visionen mystische Geheimnisse offenbarten (von Boccaccios „Labirinto d'Amore" über Colonnas „Hypnerotomachia Paliphili" bis zu Merciers lehrhaften „Songes et visions philosophiques"). Schon vor Meyrink aber hatte in England um die Mitte des 19. Jahrhunderts Bulwer Tendenz und Geschehnisse der alten kabbalistischen Romane erneut, in denen um Lebenselixiere und Erschließung der Geisterwelt gekämpft wird, und die einst Mont-

faucon de Villars im „Comte Gabalis“ parodiert hatte. Diese Romane Bulwers sind in Vergessenheit geraten, wiewohl in ihnen Szenen ungeheuren Grauens und entsetzliche Visionen aufsprießen, — vielleicht deshalb, weil in „Zanoni“ die historische Handlung und in der „seltsamen Geschichte des schwarzen Magiers Margrave“ der Kampf zwischen schwarzer und weißer Magie durch endlose Abhandlungen und Dialoge über mystische Geheimlehren unterbrochen wird. Aber alle okkulten Phänomene und Probleme, seltsam vermischt mit altertümlich magischen Lehren der Rosenkreuzer, treiben hier ihr Wesen, während bereits die Gestalt des Professors Faber eine exakt-naturwissenschaftliche Erklärung dieser Phänomene versucht. Die Engländer sind keineswegs ein so nüchternes Volk, wie man uns einzureden versucht: nirgends in der Welt sind die okkulten Lehren so verbreitet wie in England und Amerika, und die in englischer Sprache geschriebene Literatur strotzt reicher als die aller anderen Völker von einer unbarmherzig-grausigen Phantastik. Selbst ein so behäbiger und behaglicher Schilderer englischen Bürgertums wie Dickens streut reichlich Spuk und unheimliche Zusammenhänge in seine großen Romane ein. Meyrink gab eine vortreffliche Übersetzung der wichtigsten Romane des Dickens heraus: beim Lesen fühlt man, mit welcher

Lust Meyrink gerade die grausigen Stücke übersetzte, und man erkennt, wie verwandt beispielsweise die unheimlichen Motive in „Bleakhaus“ denen der Meyrinkschen Erzählungen sind.

In Meyrinks Romanen werden Motive sagenhafter und historischer Überlieferung variiert und vertieft. Es kommt nicht darauf an, diese alten Gestalten und Geschehnisse episch darzustellen, sondern sie werden Symbol und Verknüpfung für die Einwirkung einer höheren, geheimnisvollen Welt. Meyrinks „Golem“ hat nur sehr wenig mit der Tonfigur des Rabbi Löw zu tun, die durch Einschieben eines kabbalistischen Spruchs zu dienendem, aber ungeistigem Leben erweckt wurde. Der Golem, bereits angedeutet im Alten Testament Psalm 139, v. 15—16, als Gol'mi dann die unfertige, formlose Stoffmenge, der Gottes Odem noch nicht eingeblasen ist, gewinnt in Meyrinks Roman tiefere und mehrfache Bedeutung. Bald ist hier der Golem das Gedankenbild, das einst der Rabbi zuerst lebendig gedacht hat, und das nicht zur Ruhe kommen kann, bald ist er das Symbol für die Dumpfheit, Abgeschlossenheit, Sehnsucht der Menschen des Prager Ghettos . . . der eingezwängte, wirre Judengeist, der sich plötzlich in jähem Aufflammen zu einer menschlichen Gestalt verdichtet und alles, was nicht sterben kann, für einen Augenblick aufleben läßt. Meistens aber ist

der Golem Erwecker und Spiegelbild von Pernaths, des geträumten Helden, innerem Leben ... jenes Pernath, der seine Vergangenheit vergessen hat, der den Golem als Führer in die höhere Welt erblickt, dann sich selbst (außer sich) als Golem sieht, und wiederum als Golem von anderen gesehen wird, der die Vergangenheit sucht und das zukünftige, ewige Leben findet.

Wie Pernath durch tausend geheimnisvolle Fäden mit dem Golem, so ist im „Grünen Gesicht" Hauberrißer verknüpft mit der Gestalt Ahasvers, des ewigen Juden. Pernath treibt Sehnsucht nach der unbekannten Vergangenheit, aus der er unerklärlich erwachsen und entwachsen ist; Hauberrißer sucht aus der sterbenden, verwesenden Gegenwart die neue, befreiende Zukunft. Beide werden erlöst und zum höheren Sein erweckt durch Gestalten, die für die Menschheit nur Phantome, für die Erwachten aber Symbole ewigen Lebens sind.

Im „Grünen Gesicht" fügte Meyrink aus allen Völkern und Zeiten Gestalten zusammen, die eine Unsterblichkeit auf Erden verkörpern. Die Figur des Ahasver — als Ahaschwerosch Hebraisierung des persischen Xerxes — ist erst spät, im sechzehnten Jahrhundert, zu der bekannten Sagenfigur des wandernden Juden geworden, der als Strafe, weil er auf dem Leidenswege den um Rast

bittenden Christus von seiner Schwelle trieb, ewig durch die Länder der Welt schweifen muß. Aber unter vielen Namen schon hatte Ahasver in früheren Jahrhunderten gelebt: er war der Evangelist Johannes, von dem Christus sagte (Joh. 21, 20 ff): „So will ich, daß er bleibe, bis ich komme" . . . und (Matth. 16, 28): „Wahrlich, ich sage Euch: Es stehen allhie etliche, die werden den Tod nicht schmecken, bis daß sie der Menschen Sohn kommen sehen in sein Reich," er war der Knecht Malchus oder Markus, der, weil er vor Kaiphas beim Verhör Christus schlug, ewig um die Geißel-Säule laufen muß; er war Cartaphilus, der Türhüter des Pilatus, zu dem Christus, als er von ihm einen Hieb in den Nacken erhielt, sprach: „Du sollst meine Wiederkunft erwarten"; er war als wandernder Mönch Josef in Armenien und als Buttadeus in Südeuropa gesehen worden und als wandernder Jude João d'Espera em Deus in Portugal wie als Isaak Laquedem in Holland bekannt. Zum erstenmal taucht 1602 der Name Ahasverus in dem deutschen Volksbuch vom ewigen Juden auf, das bereits im siebzehnten Jahrhundert in vierzig Drucken verbreitet war und stofflich vergröbert in Frankreich als „Histoire admirable . . ." Eingang fand. Schon im achtzehnten Jahrhundert wandelte Ahasver sich zur Possengestalt und in Romanen zu einem wan-

dernden, kritischen Enthüller des Volkslebens nach dem Muster von Lesages „Diable boiteux", bis er in Schubarts und Goethes Fragmenten wieder zu einer großen tragischen und symbolischen Figur wurde, als die er Hunderte von Dichtungen des neunzehnten Jahrhunderts durchwandert. Bald ist er in christlichem Sinn Objekt des Erlösungsmotivs, bald verkörpert er das unstete Judentum, bald dient er, die Weltgeschichte durchschweifend, zur Ausmalung historischer Tableaux, bald ist er Symbol des Weltschmerzes, bald der Verkünder sozialer Tendenzen. Oft aber versinnbildlicht er die ewige Wiedergeburt oder den Unsterblichkeitsgedanken, und allenthalben tritt er als Wissender der Zukunft, mahnend und schützend auf.

Der Ahasverstoff, den manche Kenner der Weltpoesie für einen undankbaren, unbefriedigenden, ja undichterischen Stoff halten, endet in den beiden letzten bedeutenden Fassungen an entgegengesetzten Polen: in Vermeylens knapper und derber Formung findet Ahasver weder im himmlischen Leben noch im höllischen Versinken, sondern im tätigen Leben unter proletarischen Menschen die Erlösung, während er bei Meyrink nicht hin zum Menschen, sondern den Menschen von der Menschheit fort führt zum wahren Leben. Deshalb begnügt sich Meyrink nicht, daß das „Grüne Gesicht" schlechthin Ahasver

sei, sondern es ist zugleich das „Kopfwesen“ der Kabbala, das den Anfang bedeutet, es ist Chidher, der Wesir eines altpersischen Herrschers, der vom Lebensquell trank (man kennt ihn aus Rückerts Schul-Gedicht), es ist der ewig grünende Baum und ist zugleich der Prophet Elias, der in den kabbalistischen Lehren als Erwecker eine wichtige Rolle spielt und mit Henoch und Moses die drei Unsterblichen des alten Testaments darstellt (die übrigens in Arnims „Halle und Jerusalem“ Ahasver die Erlösung bringen). Das „Grüne Gesicht“ ist aber auch jener Fetisch afrikanischer Zulu-Neger, die Vidu-schlange, die dem Eingeweihten magische Kräfte verleiht und auf ihrem grünen Menschenantlitz dasselbe Kreuz trägt, das auf Chidhers Stirn lodert und auf alten portugiesischen Bildern den ewigen Juden kenntlich macht.

Aus der unerlösten Sagenfigur des ewigen Wanderers ist also bei Meyrink eine bereits erlöste mystische Gestalt geworden: „Einer von denen, die die Schlüssel der Geheimnisse der Magie bewahren, ist auf der Erde zurückgeblieben und sucht und sammelt die Berufenen.“ In mannigfacher Manifestation erscheint das Grüne Gesicht als Erwecker derer, die reif sind, zum wahren Leben zu erwachen. Es schützt die Auserlesenen, belehrt sie durch innere Erkenntnis, stellt die Lichter in ihnen um, und kün-

digt den Weltuntergang an. Es bringt Tod denen, die das unverdeckte Kreuz auf seiner Stirn erblicken, und denen, die seine Stirn verhüllt schauen, das ewige Leben.

Bereits gesagt war, daß Meyrinks Romane sich immer in einer Welt des Zusammenbruches, des Untergangs abspielen, wenn noch einmal alle uralten Leidenschaften und Sehnsüchte aus der Menschheit furchtbar emporflammen. Er braucht nicht in vergangene Epochen zu schweifen, denn unsere eigene Zeit ist diese Welt des Untergangs. Aus dem Unterbewußtsein des Menschen loht dann sein eigentliches Wesen; geheime Mächte werden offenbar und treiben die erregten Herzen zum Aufruhr. In „Walpurgisnacht" bleibt nicht ein einziger Mensch Geschöpf des irdischen Alltags, alle fühlen das Licht einer anderen Welt; Träume, Ahnungen, Prophezeiungen, Erscheinungen wirbeln und wirren das Leben der einzelnen und der Masse durcheinander. In den weltabgewandten alten Aristokraten am Hradschin über Prag erwachen die Dämonen der Vergangenheit, und die eigene mißbrauchte, verdorbene Jugend schreckt die Greise. In den entarteten Enkeln aber erstehen die Ahnen, geben ihnen ungeheure Kräfte und peitschen im böhmischen Proletariat die Taten längst vermoderter Gewaltgestalten wieder auf. Das fanatische Sektierertum der

Erwecker und Erweckten offenbart sich bis in die innersten Ursachen, die eine gelehrte psychologische Abhandlung nicht klarer aufzeigen könnte als dieser Roman. Der Urheber all dieser Erweckungen und der wüsten Walpurgisnacht ist die Gestalt des asiatischen Mandschu, die spukhaft durch den Roman geistert, sich in der herrenlosen menschlichen Hülle des Zrcadlo offenbart und die gequälten, zerwühlten Menschen jahrhunderteweit zurückschleudert in die historischen Figuren des Taboritenaufstandes. In diesem Roman beherrscht das unwirkliche Leben einer unbekannten Welt ganz und gar die Geschehnisse der sogenannten wirklichen Welt. Das okkulte Sein triumphiert, bis die Wirklichkeit vernichtet und ausgelöscht ist.

Im Gegensatz zum „Grünen Gesicht" schwindet in „Walpurgisnacht" die Lehre als Theorie wieder hinter die Handlung zurück; die Lehre wird als Wirkung sichtbar, denn ihre Erkenntnisse bilden das selbstverständliche Movens der Geschehnisse. Die Frage tritt fordernd hervor: Wie wurde Meyrink zum Okkultismus geführt? Wie ist dieser Okkultismus beschaffen?

Okkultismus sei hier ein Sammelbegriff für alles Bestreben, das unseren Sinnen verborgene, mit unseren Sinnen nicht wahrnehmbare Leben zu erfahren und zu erkennen. Dieser Begriff möge in sich

schließen, was man im Verlauf der Jahrhunderte als Magie, Gnostizismus, Mystik, Alchimie, Kabbalismus, Spiritismus, Theosophie, Geheimlehre bezeichnete. Er umfasse die Phänomene, die als Manifestationen unbekannter Wesen, als Träume, Ahnungen, Offenbarungen, Vorgesichte auf die Wirklichkeit einer überirdischen Welt weisen, deren Ebene unsere irdische Welt durchschneidet. Er schließe in sich die Tendenzen und das Wissen all jener geheimen Orden und Brüderschaften, deren Treiben, heimlich unheimlich verbunden und verknüpft, alle Epochen der Menschheit durchläuft. Okkultismus bedeute aber mehr als diese Erscheinungen, in denen Schwindel, Charlatanerie und Bluff oft fanatischen Ernst überwucherte ... er bezeichne vor allem die Probleme einer erhabenen, tiefwühlenden und beglückenden Philosophie, die allen Völkern des Ostens und des Westens gemeinsam ist.

Um die leidenschaftliche Überzeugung des kritischen, zweifelsüchtigen Meyrink von der Wahrheit okkulter Lehren zu verstehen, muß man wissen, daß es jenseits der dumpftastenden Ahnungen eines Wunderglaubens und der Seancen des Spiritismus, dessen Medien fast durchweg als bewußte oder unbewußte Schwindler entlarvt sind, seit jeher ein ernstes, sachliches Studium des Okkultismus gibt, der in großen philosophischen Systemen wurzelt

und zu einem Objekt exakter Wissenschaft werden kann, wie es der ordentliche Professor der Experimentalchemie L. Staudenmaier in seinem Buch „Die Magie als experimentelle Naturwissenschaft“ fordert. Die Adepten dieses Okkultismus betrachten das übersinnliche Leben nicht als Gegenstand dilettantischer Spielerei oder als Rausch-, Schreck- und Entrückungsmittel, sondern als eine gegebene Tatsachenwelt, in gleicher Weise wie etwa die Naturwissenschaft die Erscheinungen der Elektrizität, die Herzschen Wellen oder die Eigenschaften des Radiums hinnimmt.

Die meisten okkulten Gemeinschaften, zu denen auch die Freimaurer gehören, obzwar sich bei ihnen okkulte Systeme verflacht und popularisiert finden, fordern Geheimhaltung der Lehren. Mancher Eingeweihte oder Suchende scheut auch ein offenes Bekenntnis, um nicht der Lächerlichkeit unter den Mitmenschen zu verfallen. Wie stark die Wirkung des Okkultismus ist, würde etwa eine Durchforschung der großen Dichter und Dichtungen der Weltliteratur ergeben. Es sei hier nicht einmal an romantische Dichter wie Novalis oder Arnim gedacht; aber auch dem objektivsten Leser muß das Hervorleuchten okkulter Probleme bei Dante und vor allem in Strindbergs Dramen und autobiographischen Schriften auffallen. Man sollte den „Faust“ Goethes, der selbst Freimaurer war, nicht nur unter der Einwirkung des Volksbuches

und des Puppenspiels vom Dr. Faust betrachten, sondern auch erkennen, wie das Leben Fausts von der Magie beherrscht wird, bis er rückblickend ausruft: „Könnt ich Magie von meinem Pfad entfernen!"

Damit die Bedeutung und Ausbreitung des Okkultismus für unsere Zeit erkannt werde, seien nicht etwa die allenthalben emporschießenden spiritistischen Zirkel genannt, sondern es sei erinnert an die merkwürdige und großartige Gestalt der Blavatsky, die, nach einem abenteuerlichen Leben, alles geheime und wissenschaftliche Wissen der Welt in ihrer Geheimlehre zusammenraffend, der Theosophie in wenigen Jahrzehnten sechzig Millionen Anhänger warb.

Unter allen Völkern lebten von jeher Eingeweihte, die als Wissende geheimer Lehren galten. Manche dieser Geheimlehren wurden nur durch mündliche Mitteilung fortgepflanzt. So wußte Moses außer der Lehre, die er dem Volke Israel verkündete, eine zweite geheime Lehre, die er von Mund zu Ohr seinem Bruder Josua weitergab. In allen Ländern aber wurden Bücher niedergeschrieben und sorgfältig bewahrt, „die den Schlüssel zu den Rätseln der Welt enthalten."

Meyrinks Werke sind ein Brevier der Geheimlehren aller Zeiten und Völker.

Seit früher Jugend zum Geheimnisvollen getrie-

ben, begann Meyrink sich bald mit den Phänomenen des Spiritismus zu beschäftigen. In vielen Sitzungen mit berühmten Medien erkannte er — skeptisch gesinnt — allmählich, daß die hier gebotenen Erscheinungen meist auf schwindelhafte, oft auf betrügerische Weise zu stande kamen. Als er aber dann an sich selbst Manifestationen okkulter Kräfte erfuhr, die jeder Prüfung standhielten, mußte er, wie jeder, der sich ernstlich mit Okkultismus beschäftigt, zur indischen Philosophie geführt werden, in der sich in reichster und mannigfaltigster Fülle die Wurzeln aller Geheimlehren vereinen. Was er suchte, fand er jedoch nicht in der Nirwanalehre des Buddhismus, welche die Grundstimmung einiger früher Novellen („Das ganze Sein ist flammend Leid", „Der Buddha ist meine Zuflucht") bildet, sondern in den Dichtungen und Auslegungen der älteren, ursprünglichen indischen Philosophie: in den Veden und in ihrer kommentierenden Fortsetzung, den Upanishads, deren Grundgedanke die Einheit des eigenen Selbst (âtman) mit der universalen Kraft (brâhman) bedeutet, die alles Geschehen, alle Welten erzeugt, trägt und wieder in sich zurücknimmt.

Von den späteren Systemen dieser Lehren scheint besonders das Sânkhyam, eine Art atheistischer Metaphysik und vor allem der Yoga auf sein Leben und seine Erzählungen großen Einfluß gewonnen zu

haben, jener Yoga, der praktische Übungen und Ratschläge enthält, um zum höheren, allgegenwärtigen, allmächtigen Sein vorzudringen. Nun eröffneten sich ihm die Geheimnisse der Fakire und indischen Büßer, er spürte den indischen Sekten nach und mußte schließlich zu der Erkenntnis kommen, daß die tiefsten Weisheiten der Magie im nördlichen Indien, in Tibet, aufbewahrt werden, wo man sie so streng behütet, daß nur Weniges bisher über ihren Inhalt bekannt geworden ist.

Die Motive des indischen Denkens und die Magie östlicher Sekten sind wie ein schimmerndes Netz durch seine großen Romane wie auch durch die unheimlichen und selbst die satirischen Novellen gespannt. Meyrink war niemals in Indien; aber als er sich in die Tiefen und Verknüpfungen der indischen Lehren versenkte, erwuchs aus seinem Innersten indische Landschaft, das Grauen indischer Abenteuer und das Treiben und Wirken der Heiligen und Magier. Das Erleben der östlichen Erkenntnisse gebar jene unheimlichen, grausigen und melancholischen Stimmungen, sowie auch jene grotesken Formungen, die Kritik und Bestätigung des innerlich Geschauten und Erfühlten bedeuten.

Gleichzeitig aber erkannte er, daß gewisse Grundprobleme und Ergebnisse in den Geheimlehren aller Völker übereinstimmen. Das Wesen der Mystik ist

konstant; wo auch immer sie aufblüht, wird der Mensch die gleichen Pfade geführt, ob man die Erkenntnis in der chaldäischen oder ägyptischen Kultur sucht, ob man in die neuplatonischen Lehren, in die christliche Mystik oder in die Geheimnisse der Kabbala sich versenkt. Deshalb setzte Meyrink sich mit einer Gruppe christlicher Mystiker in Verbindung, die in der Nähe von Darmstadt lebten. Dieser Kreis von Nachfolgern Jakob Böhmes und Kernings wurde Vorbild für die Gestalten des Konventikels im „Grünen Gesicht". Wie ihm aber das passive Element des Buddhismus fremd geworden war, so vermochte ihn auch das demütige Harren und die tatlose Abhängigkeit von einem Gott nicht zu genügen und weiterzuführen . . . Ihn befriedigte mehr der dunkle Eifer der Kabbala und die Kontrastbewegung gegen den jüdischen Rationalismus: der dem Mystischen sich nähernde Chassidismus der Juden.

Aus der Neigung zu diesen jüdischen Lehren erklärt sich die Sympathie des Nichtjuden Meyrink für das Judentum. Diese Sympathie brachte ihm aber wiederum die Verderbtheit der Rasse um so heftiger zum Bewußtsein, die er in allerlei Typen seiner Novellen und in der Skizze „Prag" witzig schildert oder in der Gestalt des von verdorbenem Blut durchpulsten Wassertrum im „Golem" zu furchtbarer Tragik sich entwickeln läßt. Die Beschäftigung mit den Geheim-

lehren hebräischer Weisheit ließ Lichtgestalten entstehen wie den gütigen, wissenden Hillel im „Golem", den Doktor Sephardi im „Grünen Gesicht" und den armseligen Eidotter, einen Dostojewskischen Menschen, den Elias selbst erweckt hat, sodaß er, seines körperlichen Ichs entrückt, alle Tat und Schuld der ihn umgebenden Menschheit weiß und erleidet. Die Juden erscheinen Meyrink als auserwähltes Volk wie die Inder, weil es in der ewigen Wanderung durch das Leid der Erde die tiefsten Weisheiten empfing.

Es ist kein einheitliches, übernommenes okkultes System, das die Werke Meyrinks durchstrahlt, sondern er verknüpft die Hauptmotive, die allen mystischen und magischen Lehren gemeinsam sind. Aber er begnügt sich nicht mit diesem okkulten Eklektizismus, sondern er wächst über ihn hinaus, und nachdem er auf die gesuchten Pfade gelangt ist, baut er die magischen Grundideen selbständig weiter, bindet sie zu neuartigen Kombinationen zusammen, denkt sich in die überirdischen Bezirke empor und gelangt zu eigenen und eigenartigen Ergebnissen und Erkenntnissen, denen die Geschehnisse, Menschen und Reden seiner Erzählungen entströmen.

Weil diese Erkenntnisse in den Werken zweier Jahrzehnte, während der sich Meyrinks Anschauungen lang-

sam entwickelten, versprengt sind, weil er sie in den Erlebnissen und Gesprächen von Menschen verschiedenster Art und verschiedensten Herkommens offenbar werden läßt, so finden sich Widersprüche, Umwege, Abstrusitäten. Dennoch ist es ein bestimmter Komplex okkulter Probleme, der überall hervorleuchtet, von den verblüffenden Gleichnissen, die er zur Veranschaulichung magischer Gedanken erfindet, bis zu den endgültigen Zusammenfassungen im „Grünen Gesicht", das die Quintessenz seiner Überzeugung enthält.

All jene okkulten Phänomene, die Justinus Kerner an Frau Hauffe beobachtete und in dem Buch „Die Seherin von Prevorst" aufzeichnete, erfüllen die Bücher Meyrinks. Weil aber das Leben und die Taten der Menschen in seinen Romanen durch die direkten Einwirkungen einer andern Welt erzeugt werden, wirkt das mit diesen Romanen erweckte Grauen tiefer als die aus Rache und Machtgefühl erwachsenden Untaten und Experimente in den früheren Novellen. Das Dasein von Meyrinks Menschenmaterial ist determiniert durch Ahnungen, Prophezeiungen, Vorgesichte, Dokumente, durch Willen und Absicht geheimnisvoller Wesen, die zugleich in der irdischen Welt und zugleich in der jenseitigen leben. Meyrinks Menschen wissen, daß sie in unerklärliche Zusammenhänge ver-

knüpft sind, daß sie von jenen unbekannten, geahnten Gewalten abhängen und sich nicht gegen sie wehren können. Die großen Ereignisse ihres Daseins erleben sie nicht in dem Zustande, den wir klares Bewußtsein nennen, und der dennoch nur eine Beschränkung des Bewußtseins bedeutet, sondern in einem Zustand erweiterten Bewußtseins, in einer Art Entrückung. Ihre Visionen und Träume sind ihr wirkliches, höheres Leben, weil dann die Gesetze des uns bekannten Geschehens aufgehoben sind und Raum und Zeit verschwinden, weil dann der Weg von der Vergangenheit in die Zukunft sichtbar und die eigentliche Bestimmung des Menschen offenbar wird.

Meyrinks Menschen werden durch diese Erlebnisse, die meistens ungeheures Grauen in sich tragen und das irdische Dasein zerschmettern, wissend. Sie erkennen ihre Bestimmung und die Zukunft ihres Schicksals oder werden zur höchsten Vollendung, zur Erweckung geführt. Ihr geistiges Ich tritt aus ihnen heraus, es beginnt die *εκσταασις*, die unio mystica mit der höheren Welt. So erblicken die Helden Meyrinks in den wichtigsten Augenblicken ihres Lebens sich selbst außer sich, sie sehen ihren Doppelgänger, der mehr als ihr Doppelgänger, der ihr höheres Selbst ist. Das Motiv des Doppelgängers, das auch Goethe bekannt war, als er sich in wich-

tigen Augenblicken sich selbst entgegenkommen sah, kehrt in allen Romanen Meyrinks wieder. Pernath erblickt sich wiederholt als Golem, Eva im „Grünen Gesicht" sieht sich im Augenblick des höchsten Leides außer sich schweben. Meist aber ist diese Erscheinung das Symbol für die geschehene Erlösung der Menschen, das Zeichen der Erweckung; sobald er reif für die höhere Welt ist, erblickt er sein ewiges Ich, das nunmehr unabhängig ist vom Körper. Das losgetrennte Selbst erscheint im „höchsten Augenblick" sowohl Hauberrißer im „Grünen Gesicht", wie auch Pernath, diesem sogar mit „einer Krone auf dem Kopf".

Aber umgekehrt können in den Leib des Menschen auch andere Wesen eintreten, seien es Wesen aus der übersinnlichen Welt oder solche, die noch im irdischen Dasein sind. Dem gefangenen Pernath manifestieren sich die entrückten Mirjam und Hillel durch das Medium des willenlosen Lustmörders Laponder, aus dessen Mund die fernen Stimmen sprechen. Die Mystiker des Konventikels im „Grünen Gesicht" rufen die biblischen Gestalten der Vergangenheit in sich wach, indem sie die ersehnten Namen immer in sich hineinsprechen, und handeln wie diese. Als Polyxena in „Walpurgisnacht" das Bild ihrer Ahne erblickt, das ihr gleicht, tritt diese längst gestorbene Frau mit Wollust, Energie und Abenteuertrieb in sie ein, so=

daß das Mädchen fortan das Leben der Ahne lebt und hellseherisch in der Versammlung des Hungerturms erkennt, wie ihr Geliebter in König Ottokar und Zrcadlo in Ziska sich verwandelt. Zrcadlo ist ein Virtuos des Sichverwandelns: er ist nur noch ein Körper, in dem Wesen aus allen Welten sich manifestieren, ein Spiegel, in dem andere sich selbst oder für ihr Leben wichtige Gestalten erblicken.

Für Meyrink sind diese Vorgänge keine Wunder, sondern gewissermaßen natürliche Geschehnisse. Er übersetzte die Werke Camille Flammarions, der die okkulten Erscheinungen wissenschaftlich zu deuten versucht. Flammarion nimmt wie de Rochas im menschlichen Körper ein seelisches Fluidum an, das sich verdichten kann und dann über den Körper hinauszuwirken, sogar sich völlig von ihm loszulösen vermag. Manche Wesen also, die gewisser Geheimnisse kundig sind, können ohne körperliches Hinzutun vermittels dieses Fluidums nicht nur Gegenstände bewegen, sondern auch andere Menschen beeinflussen, in sie eindringen, ihre Gedanken erkennen, ihnen erscheinen. Entwickelt man diese Voraussetzungen weiter, so erzeugt sich Glied für Glied eine Erklärung aller okkulten Phänomene zu einer in sich geschlossenen Kette. Es wird ein Selbstverständliches, daß dies seelische Fluidum, das unmateriell ist, sich nicht nur im Raum, sondern

auch in der Zeit nach rückwärts und vorwärts bewegen kann, also in die Vergangenheit wie (da ja alles, jenseits von Zeit und Raum, potentiell existiert) in die Zukunft. Es erklären sich Ahnungen, Fortwirken nach dem Tode und das Vorgesicht, das allen nördlichen Völkern eine bekannte Erscheinung ist und in vielen Dichtungen, z. B. von Scott, Merimée oder der Westfälin Annette von Droste-Hülshoff zum Kunstwerk gestaltet wurde.

Würde man nun alle Erscheinungen, gleichviel ob die unsern Sinnen wahrnehmbaren oder die überirdischen, als Verdichtungen einer fluidischen Energie auffassen, so würden die okkulten Lehren schließlich nicht der Energetik Ostwalds widersprechen und besonders mit dem dynamistischen Monismus Ernst Machs übereinstimmen. Weiterhin: die Körperwelt wäre nur ein durch unsere Sinne erzeugtes Trugbild fluidischer Bewegungen und Zustände ... unsere sogenannte irdische Welt wäre also unwirklich. Traum und Willen lassen uns eindringen in die übersinnliche absolute Welt, der unser eigentliches Ich entstammt, und zu der es zurückstrebt, weil es mit dieser höheren Welt identisch ist. Und hiermit wäre man zu den Grundproblemen der indischen Lehren zurückgekehrt.

Diese theoretischen Bemerkungen ersetzen die Aufzählung vieler Beispiele aus Meyrinks Romanen.

Einer seiner Erwachten sagt: „Ich unterschätzte die magische Gewalt der Gedanken und verfiel immer wieder in den Erbfehler der Menschheit, die Tat für einen Riesen zu halten und den Gedanken für ein Hirngespinst." Der Gedanke entspringt geheimnisvoll dem Unterbewußtsein, dem Sitz der Intuition, des Schöpferischen, — was in unserer Zeit beredsam Bergson lehrt und Mendelssohn in seinen Betrachtungen über die dunklen Gefühle bereits andeutete. Dies Unterbewußtsein ist etwa übereinstimmend mit Meyrinks „innerem Sinn", dem eigentlichen Selbst: es ist die Nabelschnur, die uns mit der absoluten, übersinnlichen Welt verbindet. Alles Erkennen und Wissen ist Erinnerung, ist ein Fortziehen der Schleier von dem All-Wissen, das in uns aufgespeichert ruht. Als Pernath das Buch Ibbur empfängt, liest er es nicht wirklich, sondern es beginnt eine Art geistiger Schwängerung, das Wissen steigt nicht in ihn hinein, sondern aus ihm heraus.

Es ergibt sich ohne weiteres, daß Meyrinks Okkultismus durchaus atheistisch ist. Kein Gott ist vorhanden, der uns hilft, auf den wir in Demut harren sollen. Sondern wir müssen uns selbst helfen, denn wir tragen das Heil in uns. Der Messias wird niemals kommen, wenn wir nicht unsere eigenen Erlöser sind. Daher ist der Okkultismus Meyrinks durchaus aktivistisch. Als Leitmotiv für sein Leben erhält

Hauberrißer den Spruch: „Ob deiner Seele Sehnsucht in Erfüllung geht? — Fahr drein mit fester Hand und setz' das Wollen an der Wünsche Statt." Nur ein eigenes ungeheures Wollen kann unserem Wesenskern befehlen, durch alle Widerstände hindurch zum großen Ziel zu gelangen. Diese Überzeugung erklärt die Abneigung Meyrinks gegen eine quietistische Nirwanalehre und gegen die Mystik des demütigen Harrens. Weil der göttliche Hauch des Wollens, das Aktive fehlt, deshalb nimmt das mystische Konventikel im „Grünen Gesicht" ein so furchtbares Ende, deshalb tötet Klinkherbogk, der Abram wird, wirklich seine Enkeltochter, denn er erkennt nicht: „daß dein Führer zum Baum des Lebens du selbst gewesen bist".

Schmal ist der Pfad zum ewigen Leben, schwer zu durchwandern und mit grauenhaften Erlebnissen umstellt. Deshalb braucht der Mensch, wie von jeher jeder Schüler magischer und indischer Lehren, einen Guru, einen eingeweihten Führer. Der aber „muß aus dem Reich des Geistes kommen" und offenbart sich am richtigen Zeitpunkt. Für Pernath ist Hillel dieser Führer, für Hauberrißer ist er das Grüne Gesicht und in „Walpurgisnacht" der Mandschu. Aber eigentlich ist unser inneres Selbst der Führer, denn „nur die Belehrungen, die der eigene Geist uns schickt, kommen zur rechten Zeit und für

sie sind wir reif . . . wir wollen zu keinem anderen Gott beten, als zu dem, der sich in unserer eigenen Seele offenbart". Ganz anschaulich wird dieser Vorgang im „Golem": „so trat an die Stelle des inneren Sehens das Gehör, wobei die Stimme Schemajah Hillels die Rolle des Sprechers übernahm".

Nicht die Neugier, nicht das Begehren nach Rausch und Verzückung führt zum ewigen Leben. Es ist kein Herüberkommen, sondern ein Hinübergehen. „Man glaubt, man nimmt, statt dessen gibt man. Man glaubt man bleibt stehen und wartet, statt dessen geht man und sucht".

Meyrink bekämpft den Spiritismus, „die furchtbarste Pest, die jemals den Menschen befallen hat". Denn es gilt, jene unsichtbaren Begleitwesen, die anderen Iche, die Gespenster (wie wir eins aus Maupassants „Horla" kennen), die uns peinigen und stören, zu beseitigen. Diese Wesen zur Manifestation herbeizulocken: das ist Spiritismus. Aber die Askese, die Beherrschung der Gedanken, die Übungen bezwecken, den Menschen durch eigenen Willen von den Begleitwesen, die von seiner Kraft leben, zu befreien, sodaß seine Gesamtkraft losgelöst wird, um unabhängig von der Realität zu Gott zu gelangen. Das etwa ist Yoga.

Die aktivistische Auffassung des Okkultismus wirkt

auch auf das irdische Leben zurück: Das irdische Leben wird nicht verneint; seine Ereignisse schärfen und verfeinern die Sinne und erwecken bisweilen das innere Ich. Dem Leibarzt in „Walpurgisnacht“ tritt sein eigenes Ich, manifestiert als Jüngling in Zrcadlo, entgegen; er erkennt mit Schmerz, daß er seine Jugend versäumt habe, und hört deshalb die Verurteilung seines Lebens. Eva im „Grünen Gesicht“ empfindet tiefen Schrecken, als das Verantwortungsgefühl in ihr erwacht für die „riesengroße Mitschuld“, untätig das Leid der andern mitangesehen zu haben. Und selbst „Gebete sind nur ein Mittel, um Kräfte, die in uns schlummern, gewaltsam zu wecken. Zu glauben, daß Gebete den Willen eines Gottes zu ändern vermöchten, ist Torheit“. Mit dieser aktivistischen Überzeugung läßt sich auch Meyrinks eigene Haltung und manches Verwunderliche in seinen Werken rechtfertigen. Es ist nicht nötig, daß man sich den Mystiker immer im härenen Gewand, als Asketen, weltfremd, in einsamer Kammer vorstelle. Sondern es gibt auch Mystiker im Frack, die vielleicht die echteren sind, weil sie sich mitten in einem abenteuerlichen Weltleben ihre Erkenntnisse schufen und bewahrten.

Auch durch die Liebe zwischen Mann und Frau kann das innere Ich erweckt, die Entwicklung zur Er-

lösung gefördert werden. Unter dem Symbol des Hermaphroditen wird im „Golem" wie im „Grünen Gesicht" jene Vereinigung zweier Iche zu einem einzigen dargestellt, die das Zeichen der Erweckung bedeutet. Die Sehnsucht nach der toten Eva erweckt in Hauberrißer magische Kräfte, mit denen er die Geliebte zu sich und ins Leben zurückruft wie in Villiers de l'Isle Adams Novelle „Vera" der Graf seine tote Frau. Beide müssen die Geliebte wieder verlieren, weil es die vergängliche, körperliche Liebe ist, die sie rufen. Meyrink jedoch geht weiter als Villiers: er läßt seinem Helden auch die „unvergängliche" Liebe zu teil werden; als Erweckter ruft er abermals Eva herbei, mit der er nun zugleich in der geistigen wie der körperlichen Welt lebt.

Denn das Ziel ist, ein Bürger zweier Welten zu sein, der in die jenseitige Welt und zugleich in die irdische hineinblickt. Zu diesem Ziel führt der „Pfad des Wachseins". Diesen Pfad wird Pernath im „Golem", wie Hauberrißer im „Grünen Gesicht" geführt. Beide verfallen zur Zeit der Erweckung in traumartige Betäubungszustände; beide sind in geheimnisvolle Abenteuer verknüpft, die alle auf ihre Erweckung abzielen; Pernath wird das Buch Ibbur, Hauberrißer das Tagebuch in die Hand gespielt, damit sie Hinweise für ihren Weg erfahren; sowohl der Golem wie das Grüne Gesicht erscheinen als

Vorläufer und Führer der Helden; nach furchtbaren Leiden erblicken sie endlich ihren Doppelgänger und sind erwacht zum ewigen Leben. Denn „das Wachen ist ein Aufwachen des unsterblichen Ichs" .. nur wer Herr über seine Gedanken wird, findet diesen „geheimen Weg, der über sterbliches Menschentum hinausführt". „Lies die heiligen Schriften der Völker der Erde: durch alle zieht sich wie ein roter Faden die Lehre vom Wachsein", und „wer aufgeweckt worden ist, kann nicht mehr sterben".

In unzähligen Varianten und knappen und neuartigen Formulierungen finden sich die Hauptmotive von Meyrinks Okkultismus in den drei Romanen und einigen späteren Novellen. Eine gewisse Entwicklung und Vervollkommnung der Gedanken läßt sich beobachten vom „Golem", in dem sie visionär aufzucken, zum „Grünen Gesicht", das zusammenhängend und ausführlich Meyrinks Lehre enthält, bis zum „Meister Leonhard" und „Walpurgisnacht", wo ein neuer Abschluß der Erkenntnisse gefunden wird.

Das tat twam asi = das bist du, wird nämlich allmählich gewandelt in die Erkenntnis: „Das bin Ich!" Die Identität des inneren Ich mit der absoluten Welt wird konstatiert; damit sind auch alle Iche ein gemeinsames Ich. Die Sünde ist aus der Welt geschafft, aber das Ich hat zugleich die Ver-

antwortung für die ganze Welt. Während im „Grünen Gesicht“ erst angedeutet wird: der erweckte Mensch „bleibt allein und kann alles vollbringen, was er will. Über ihm ist kein Gott,“ so erkennt „Meister Leonhard“ ganz klar die magische Kraft „des wahren Herrn der Welt, des innersten allgegenwärtigen, alles in sich verschlingenden Ichs, der Quelle, die nur geben und niemals nehmen kann, ohne ein machtloses ‚Du‘ zu werden, das Ich, auf dessen Geheiß der Raum zerbrechen muß und die Zeit zum goldenen Gesicht ewiger Gegenwart erstarren, — das königliche Zepter des Geistes, gegen das zu sündigen der einzige Frevel ist, der nicht vergeben werden kann; ist die Macht, die kund wird durch den Lichtkreis magischer unzerstörbarer Gegenwart, alles in ihren Urgrund saugt“.

Bis in „Walpurgisnacht“ die Determiniertheit der Menschen aufgehoben wird mit dem Satz: „alles ist Werkzeug, nur das Ich nicht“, und das Bibelwort in wirklicher Bedeutung neu ertönt: „Ich bin der Herr, dein Gott; du sollst nicht andre Götter haben neben mir!“

Es ist nicht das Konstruieren grausamer Geschichten, sondern wir wissen jetzt: Meyrinks eigener Weg durch die Bezirke des Okkultismus ist es, der in uns die unheimlichen, lockenden Schauer erweckt. Die Abenteuer seiner Bücher sind die Abenteuer seines

Geistes, die er nicht erfand, sondern erleben mußte. Der Weg seines inneren Lebens ist eng verknüpft mit der Folge seiner Erzählungen. Kritik an der Welt, in der er leidvoll und gepeinigt lebte, ließ seine satirischen Novellen und die düsteren Stimmungsbilder entstehen; ein Rachegefühl gegen diese trügerische Welt der Wirklichkeit und die Sucht, sie geistig zu zerstören und zu beherrschen, rief die grausigen Erzählungen rätselhafter Verbrechen hervor. Dann leuchtet die resignierende Weisheit des Buddhismus, oft ins Groteske variiert, in seine Prosa. Und als er die Marterpfade der Geheimlehren durchlaufen hat und das Licht des höheren Lebens fühlte, folgten die Romane, in denen er seine Geheimnisse preisgibt und das Verknüpftsein erlösungsgieriger Menschen mit übersinnlichen Gewalten als Beispiele der Erweckung offenbar werden läßt.

Man weise ihn als Okkultisten zurück: — übrig bleibt noch der Mensch innerer Abenteuer, der Beherrscher einer konzentrierten, pointierten, feingearbeiteten Novellenform, der witzige Satiriker, der erfindungsreiche Vermischer von Traum und Wirklichkeit, der Schilderer unheimlicher Welten, in denen erregte Menschen geheimnisvoll bewegt und erlöst werden.

Wer aber Meyrink selbst über Schicksal und Werk befragt, den wird der Fünfzigjährige bitten, über-

zeugt zu sein, daß er selbst der leidenschaftlichste Gläubige seiner eigenen Lehren und sehr glücklich sei, den Anschluß an die geistige, unsichtbare Hierarchie, die er sein Leben lang suchte, gefunden zu haben